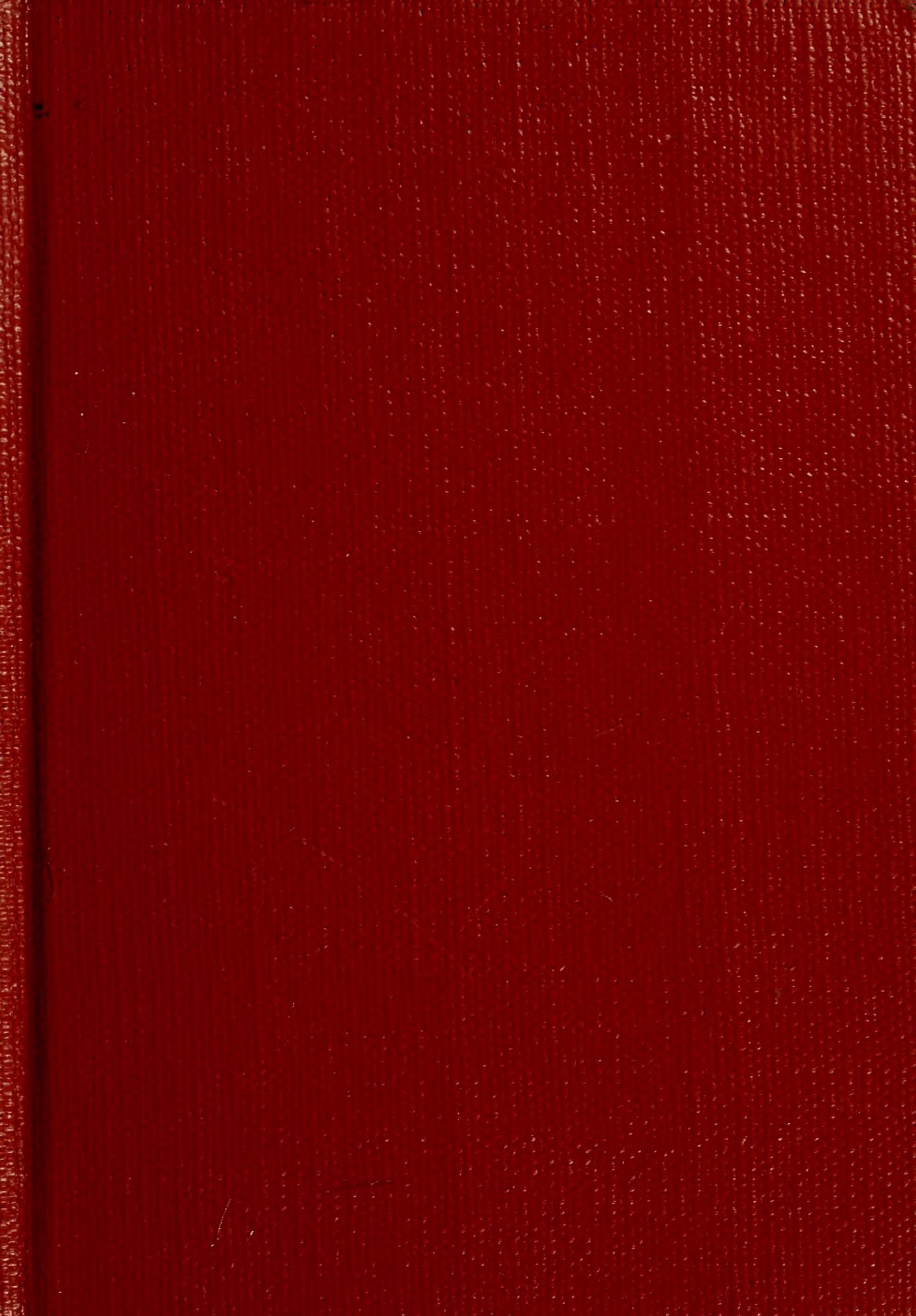
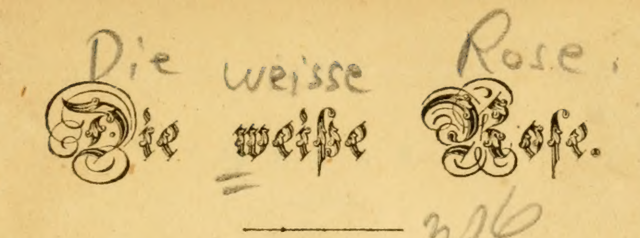


the

F. H.



IRENE.



Die weiße Rose.

Taschenbuch

für

1845

redigirt

von

Theodor Mügge.

Mit sechs colorirten Bildern.

Erster Jahrgang.



Guben,

Druck und Verlag von F. Fechner.

In Commission bei Ed. Berger daselbst.

Irene.

Was blickst zur Erde Du nieder,
Du holde griechische Maid,
Beklagst vielleicht Du die Brüder,
Die man erschlagen im Streit?

Sie sind ja rühmlich gefallen
Im Kampf für Freiheit und Recht,
Und ihre Thaten sie schallen
Im Lande, das sie gerächt.

„Ich würde nimmer beklagen
Der Brüder rühmlichen Tod,
Doch wehe, daß ichs muß sagen,
Sie starben auf dem Schaffot.

Ach wären sie nur erschlagen
Im off'nen männlichen Streit,
Das würde ruhig ertragen
Wohl jede griechische Maid."

Von Neuem biet' ich mich Euch wieder dar,
Wie es geschieht wohl nun schon manches Jahr;
Zwar wechs'le ich den Namen, wie ein Kleid,
Doch was ich damals war, bin ich noch heut:

Ein Röschen, das noch in der Knospe liegt
Und schüchtern sich an ihre Aeste schmiegt,
Doch sehnsuchtsvoll nach jener Zeit verlangt,
Wo es als hehre Rose lieblich prangt.

Darum nun hoffe ich von Jahr zu Jahr,
Es werd' das alte Sprüchwort wieder wahr,
Daß mit der Zeit man erst die Rose pflückt,
Die uns vor allen Andern hoch entzückt.

Inhalt.



Bianka.

Was blickst Du so betrübet
Zu Deinem Kinde hin?
Mich däucht', das, was man liebet,
Erweckt uns heitern Sinn.

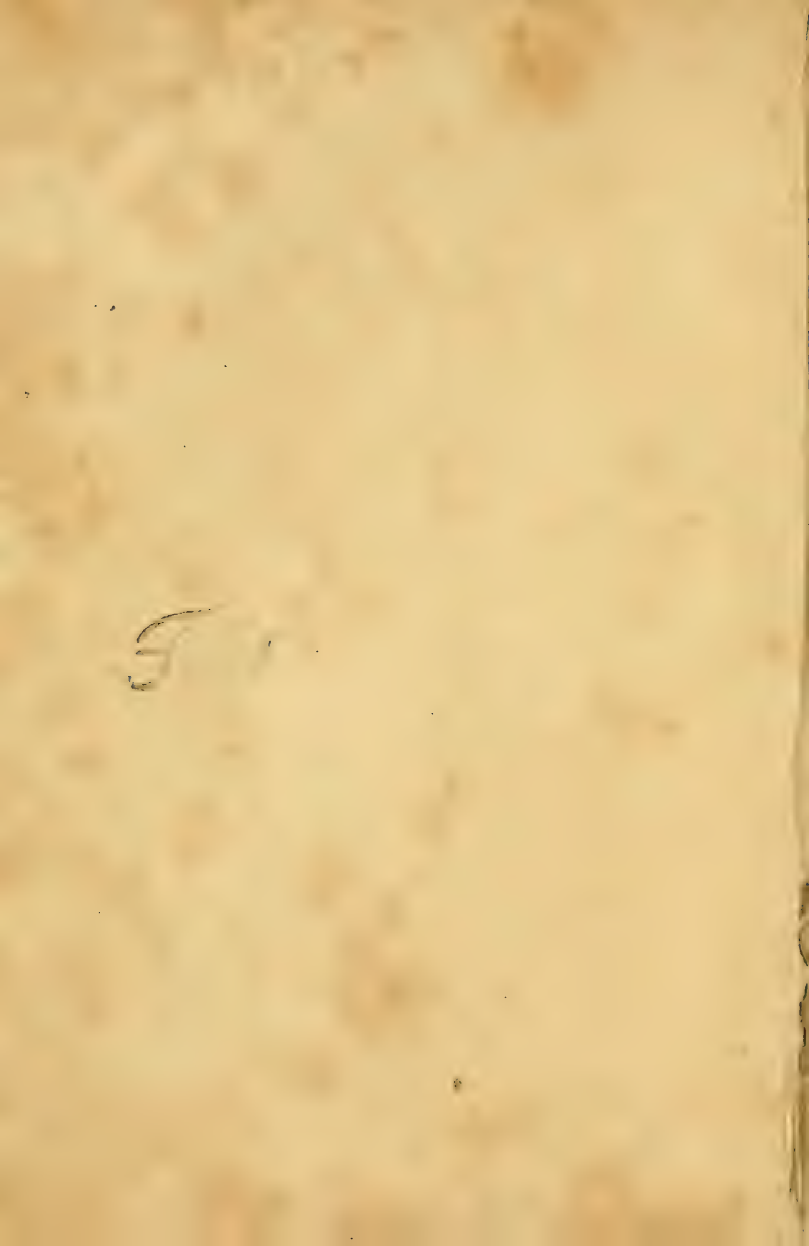
Und Liebe mußt Du fühlen
Für dieses Kind so zart,
Wenn Dir im Innern wühlen
Auch Schmerzen noch so hart.

„Du wähnst, daß ich nicht liebe
Mein holdes, zartes Kind,
Weil mir der Blick so trübe,
Und weil ich ernst gesinnt?

Weißt Du, warum ich blicke
So ernst auf sie herab?
Weil durch ein bös Geschicke
Ihr Vater sank in's Grab.

Aus ihren lieben Zügen
Tritt mir sein Bild hervor,
Und Klagen, die längst schwiegen,
Sie steigen dann empor."





Rosa.

Du möchtest gerne wohl fangen
Das bunt gefiederte Thier,
Doch nimmer wirst Du's erlangen,
Stets weiter flieht es vor Dir.

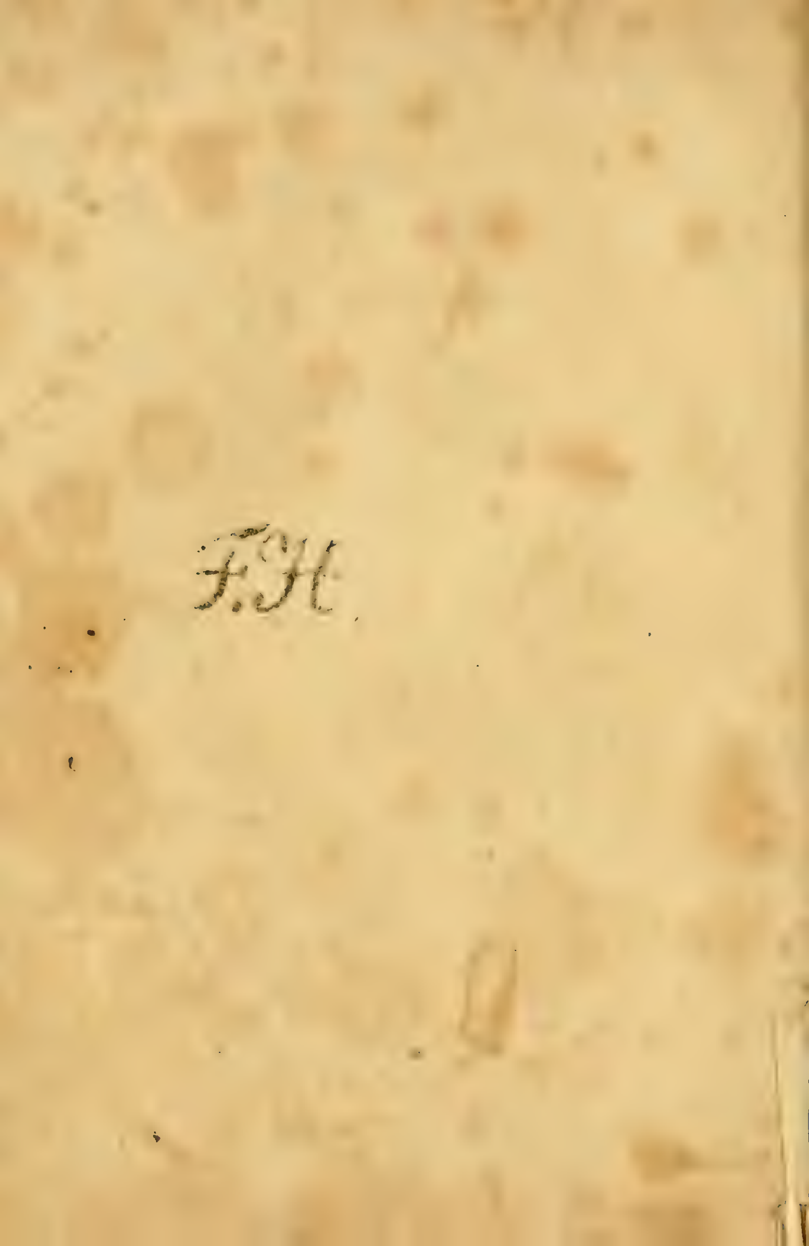
Was lehrst Du Mutter dem Kinde,
Ach, für ein thörichtes Spiel!
Vergebens hascht es im Winde,
Erreicht nie, was ihm gefiel.

Wenn später es einst wird jagen
Als Maid nach trüg'rischem Glück,
Und sie statt Freude nur Klagen
Dir Mutter bringet zurück,

Dann denk' der vergangenen Zeiten,
Wo Du im Arm sie gewiegt,
Und Du sie wolltest verleiten
Nach dem, was ferne ihr liegt.



LAURA.


F.H.

Laura.

Du lächelst, als ob niemals Kummer
Je hätte erfahren Dein Herz,
Doch warum entflieht Dir der Schlummer,
Wenn ferne Dir wär' jeder Schmerz?

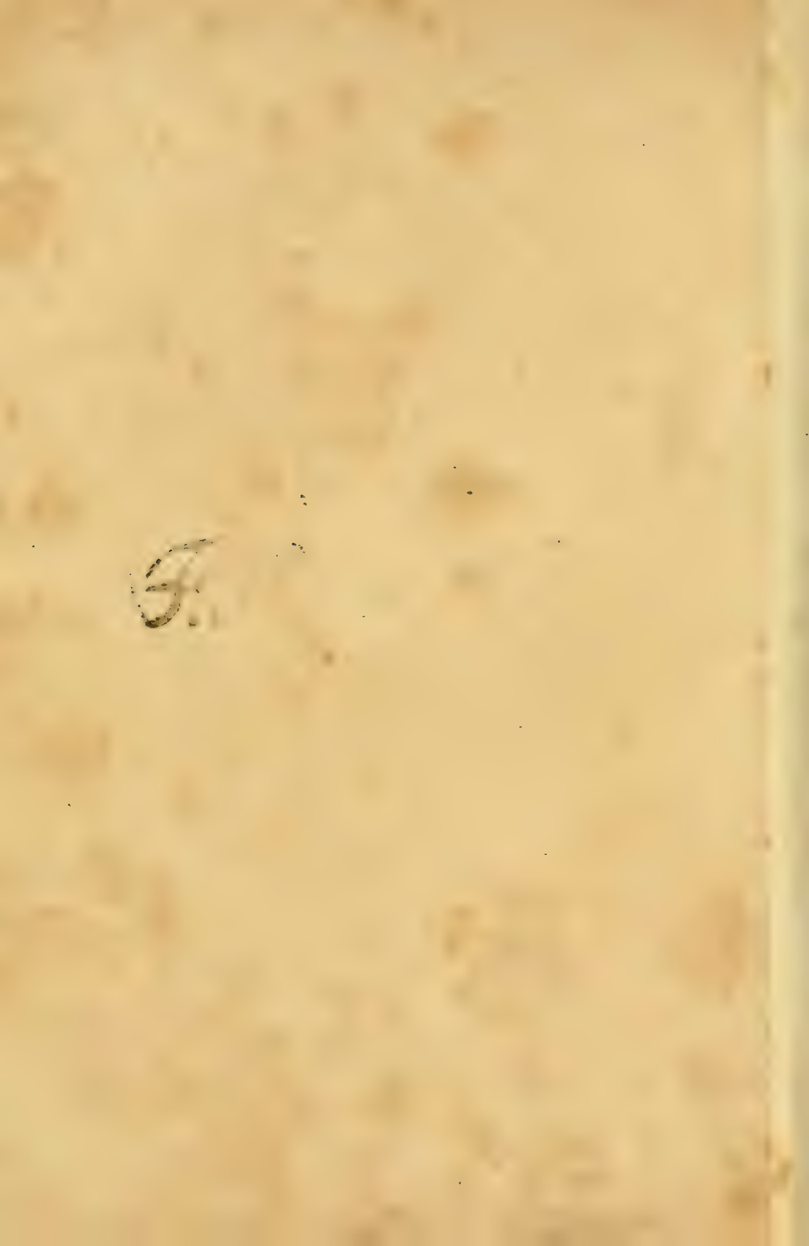
Der Glückliche schläft ohne Sorgen,
Nichts stört seinen ruhigen Schlaf,
Und dankend erwacht er am Morgen,
Daß ihn nicht Schmerzliches traf.

Doch Du, ach, erwachest in Klagen,
Schon ehe der Morgen ergraut,
Und all' Deine Worte sie sagen,
Du hättest auf Treue gebaut.

Ach Mädchen, dann scheinet Dein Lächeln
Nicht jenes der Freude zu sein!
Die Verzweiflung hat auch ein Lächeln,
Ein Lächeln voll bitterster Pein.



ELEONORE.



Eleonore.

Und säng' ich nur von Lieben,
So wär' es doch ein Klang,
Dem treu ich bin geblieben,
Seit er in's Herz mir drang.

Da sich nicht läßt verdrängen,
Was tief ins Herz gedrückt,
So tönt aus meinen Sängen,
Was mich so hoch beglückt.

Drum sing' ich stets von Neuem
Von Liebe und von Scherz,
Und nie wird mich's gereuen,
Zu bald kommt nur der Schmerz.




F. H.

Lätitia.

Trübe schaust Du nach dem Bilde,
Das Dir den Geliebten zeigt,
Doch im Herzen wird es milde,
Und das schöne Aug' wird feucht.

Denn Du liest in seinen Zügen,
Daß er treu Dich liebt und wahr,
Und wie könnte wohl betrügen
Dich sein treues Augenpaar?

Und so blickst Du stets von Neuem
Zu dem lieben Bilde hin,
Und die treuen Züg' erfreuen
Deinen kummervollen Sinn.

Seit Du fühlst, daß er Dich liebet,
Steigt kein Seufzer mehr empor,
Und wenn je das Aug' sich trübet,
Zieh' sein Bildniß Du hervor.

I.

Die Thronstufen.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug?
Soll durch Gott uns stärker strafen
Noch die Geißel, die uns schlug?

Fr. Schlegel.

1.

Der nordische Winter war frühzeitig eingebrochen und hatte die Fluren mit Schnee, die Flüsse mit Eis belegt. Schon stand die Newa fest, die Schiffbrücken, welche die verschiedenen „Seiten" der Kaiserstadt verbinden, waren wieder aufgefahren und von Wagen und Menschen belebt, aber auch neben ihnen kreuzten sich mit Stroh belegte Fußpfade über die Flußarme und Kanäle, deren Eisgang die Communication eine Zeitlang unterbrochen hatte. Zahlreiche Schlitten, von bärtigen Iswoschtschicks gelenkt, welche zur Winterszeit bei Tausenden nach St. Petersburg kommen, um damit Geld zu verdienen, flogen in allen Richtungen durch die großen breiten Straßen; an den Schöpflöchern der Eisdecke drängten sich Weiber im Schafpelz, um Wasser zu holen, das für ganz Petersburg nur die Newa, keine Wasser-

leitung, kein einziger Brunnen spendet, auch Pferde wurden hier getränkt aus Trögen in Eis gehauen. Die Kälte war streng, aber dennoch sah man selbst die Flöße nicht verlassen, auf denen die Wäscherinnen ihr Werk trieben, sie hatten sich die Zwischenräume ihrer hölzernen Verschränkungen vom Eise frei zu halten gewußt, begossen die Wäsche fleißig und schlugen sie mit ihren Stöcken, daß es weithin schallte.

An einem Fenster des kaiserlichen Winterpalastes — nicht des jüngst verbrannten, den die Kaiserin Elisabeth gebaut, sondern des noch ältern, der auch an der Newa auf der Admiralitätsseite lag — zu früher Morgenstunde, als die Novembersonne das rege Treiben auf dem Flusse mit ihren klaren Lichtern erhellte, stand eine junge Dame und sah voll Antheil hinab. Sie war noch nicht lange in Petersburg, auf dem Lande erzogen und sehr lebhaften Geistes, so daß sie sich mit einer Empfänglichkeit, welche am Hofe fast für unanständig galt, für alle ihr neuen Erscheinungen interessirte.

Noch war es ganz still in den anstoßenden Gemächern. Das Fräulein schlich endlich an die Thüre, welche in das Nebenzimmer führte, öffnete sie leise und fragte halblaut: „Schläft der Kaiser noch?"

„Ja, gnädiges Fräulein," erfolgte die Antwort in geflüstertem Tone.

Die junge Dame überschritt die Schwelle. Im Zimmer herrschte nur ein gemäßigtes Licht, denn die Vorhänge der Fenster waren niedergelassen. Zwei Frauen, in deutscher Hoftracht, standen neben einer prachtvoll gearbeiteten und vergoldeten Wiege, in welcher ein Kind, kaum drei Monat alt, schlummerte. Das Fräulein näherte sich auf den Zehen und betrachtete den lieblichen

Knaben. Er hatte den rechten Arm unter das Köpfchen gelegt, seine runden Wangen waren vom Schlafe geröthet, ein halbes Lächeln umschwebte traumhaft den kleinen weichen Mund, er athmete so ruhig, er schlummerte so friedlich und süß — armer Knabe!

Jetzt regte er sich, er schlug die Augen auf, ein Paar große dunkelblaue Augen.

„Majestät!“ rief das Fräulein über ihn gebeugt und liebkoste ihn mit freundlicher Innigkeit.

Es war der Kaiser von Rußland, Iwan der Dritte. Seine Großtante, die Kaiserin Anna, welche vor vierzehn Tagen gestorben war, hatte ihn kraft des Vorrechts, das Peter der Große den Herrschern Rußland's gegeben, ihre Nachfolger ohne Rücksicht auf Erstgeburt noch bei Lebzeiten zu bestimmen, in der Wiege zum Erben der Krone erwählt.

Das Kind lächelte und jauchzte. Da öffnete sich eine zweite Thüre und eine der Frauen rief: „Ihro Hoheit kommen!“ Beide traten ehrfurchtsvoll zurück, aber das Fräulein ging der Gebieterin entgegen.

Es war eine junge Frau in der Blüthe des Lebens, welche kaum ihr zweites Jahrzehend angetreten hatte, mit stolzen, keineswegs einnehmenden Gesichtszügen, wie schön sie auch genannt werden konnten. Sie trug eine nachlässige Morgenkleidung, die sich bequem und faltig um ihre Taille legte.

„Guten Morgen, Julie!“ sagte sie zu der jungen Dame, welche ihr die Hand küßte. Die beiden Andern beachtete sie gar nicht. „Was macht mein Kind?“

„Majestät sind ganz munter,“ antwortete das Fräulein.

„Ich werde klingeln lassen,“ sagte die Prinzessin

zu den beiden Kammerfrauen. „Fräulein Mengden wird bei mir bleiben." Die beiden verschwanden stumm und schnell.

„Nun, Julie?" fragte die Prinzessin. „Hast Du Dich entschlossen?"

„Meine gnädige Gebieterin!" sagte Fräulein Mengden tief erröthend. „Ew. Hoheit Vertrauen —"

„Fort mit den Ceremonien!" unterbrach sie die Prinzessin ungeduldig. „Für Dich bin ich nur Anna, Deine Freundin. Andere mögen in mir die Prinzessin von Braunschweig bekniren oder auch die Mutter des Kaisers!" Sie sagte die letzten Worte mit einem bittern Ausdrucke, der aber wieder entschwand, als sie hinzusetzte: „Du sollst stets meine liebe Julie sein, die theilnehmende Freundin und Vertraute. — Sprich, willst Du?"

Julie beugte sich über ihre Hand und küßte sie schweigend.

„Das heißt doch so viel, als Du willigst ein?" fragte die Prinzessin freudig.

„Das Kind weint!" rief Julie, und wandte sich nach der Wiege. Die Mutter folgte ihr ziemlich phlegmatisch.

„Sollte es wohl eine Ahnung haben von dem, was eben zwischen uns verabredet wurde?" fragte die Mengden schalkhaft.

Die Prinzessin schlug sie lachend auf die Wange. „Ja, Kind!" sagte sie, den kleinen Iwan aus der Wiege nehmend. „Ich möchte Dir gern einen andern Vater geben, Einen, der mehr Mann wäre, der die Schmach nicht ertrüge, von dem Sohne eines Stallknechts verdrängt worden zu sein! aber Dein Vater ist kein Mann!"

„Sie haben ihn selbst eingeschüchtert," erwiderte die Mengden lächelnd. „Er gilt ja allgemein für einen tapfern Soldaten, man erzählt sich Waffenthaten von ihm, die er an der Spitze seines Kürassier-Regiments gegen die Türken verübt haben soll. Nur gegen Sie verliert er den Muth, sich zu opponiren."

„Ich sollte ihn wohl zu meinem Herrn machen?" sagte die Prinzessin, indem sie sich, ihr Kind auf dem Schoße, in einen Lehnstuhl niederließ. „Weißt Du nicht, daß ich ihn nur genommen habe, um dem Verhaßten zu entgehen, der mir seinen Sohn aufdringen wollte? Und er hätte es durchgesetzt, denn er konnte ja Alles bei der alten verliebten Frau durchsetzen."

„Sie wären jetzt Kaiserin, wenn Sie seinen Sohn geheirathet hätten," bemerkte Julie.

„An der Hand eines Biron!" sagte die Prinzessin verächtlich. „Lieber klopfte ich Wäsche um ein paar Kopeken?"

„Was kann aber der arme Prinz dafür, daß Sie ihn aus Desperation geheirathet haben?" fragte Julie keck. „Wir haben ihm arg mitgespielt! Wenn ich daran denke, wie oft wir ihn erschreckt haben, welche unnütze Gänge er hat machen müssen, und des Nachts — —" sie lachte laut auf. „Und wenn ich an den schönen, langen, blonden Zopf denke, den ich ihm glatt am Kopfe abschnitt! Er war so stolz darauf, den schönsten Zopf in Petersburg zu haben — nun muß er sich mit einem falschen behelfen, der arme Prinz!"

Auch die Prinzessin lachte bei der Erinnerung an diesen Streich, der nur einer von unzähligen war, die sie ihrem Gemal, der sich geduldig von ihr tyrannisiren ließ, gespielt hatte. „Ich glaube, wir haben Unrecht gethan,

ihm den Zopf abzuschneiden," sagte sie. „Am Ende lag seine Stärke im Haar, wie bei Simson, und Du bist seine Delila gewesen. Kein Wunder, daß er sich gegen den Regenten so elend benimmt!"

„Avec permission!" versetzte die Mengden ausgelassen. „Seine Delila bin ich nie gewesen."

„Es ist auch so besser," sagte die Prinzessin. „Deine Verlobung mit Lynar gewinnt mehr Wahrscheinlichkeit. Du thust es doch gern, Julie?"

„Wenn ich mich nun aber selbst in Lynar verliebe?" erwiderte die Mengden, deren übermüthige Laune wuchs. „Er muß mir doch als Bräutigam die Cour machen, damit es die Leute glauben, und je besser er seine Rolle spielt, um so größer die Gefahr für mich, selbst mein Herz an ihn zu verlieren. Was soll ich dann anfangen?"

„Du Schelm!" antwortete die Prinzessin.

„Verschwiegen bleibt es aber nicht, Hoheit!" sagte Julie ernsthafter, „besonders, da unsere Comödie kein Original ist, sondern eine Copie von einer kürzlich beendeten."

„O da ist doch ein Unterschied," versetzte die Prinzessin. „Bis zur Ehe wollen wir es zwischen Euch nicht treiben, wie es bei den Birons gewesen ist, und dann war die Alte eine Wittwe, ich bin verheirathet!"

„Das Kind — Verzeihung! ich wollte sagen, Seine Majestät werden unruhig. Soll ich klingeln?" fragte Julie.

„Thue das, Liebe," antwortete die Prinzessin.

Auf den Schall der Glocke erschienen die Kammerfrauen, welchen der kleine Kaiser übergeben wurde. Fräulein Mengden begleitete die Prinzessin nach ihrem Zimmer. Nicht lange, so wurde der Prinz von Braunschweig, ihr Gemal, bei ihr gemeldet.

„Jetzt nicht! Ich habe keine Lust, ihn zu sehen, sag' es ihm, Mengden!" rief die Prinzessin.

Das Fräulein eilte in das Vorzimmer, wo der Prinz geduldig wartete. Er war ein junger Mann von sechs und zwanzig Jahren, mit einer niedlichen Figur und gutem Anstande, dessen Gesicht keineswegs den Mangel an Geist verrieth, dessen ihn seine kalte Gemalin beschuldigte.

Als ihm das Fräulein mit keckem Uebermuth den Zutritt versagte, zog er ein wenig die Augenbrauen zusammen und erwiderte: „Das thut mir leid. Ich hatte gerade sehr wichtige Dinge mit der Prinzessin zu besprechen."

„Wegen der neuen Uniform vielleicht?" fragte die Mengden schnippisch.

„O nein, Fräulein!" versetzte der Prinz ganz gutmüthig. „Es handelt sich um mehr."

„Um eine Audienz bei Sr. Königl. Hoheit, dem Herzog Biron von Kurland, Regenten des Kaiserreichs?" fragte die Mengden mit schonungsloser Ironie.

Der Prinz wurde roth. „Um den Mann handelt es sich allerdings!" sagte er mit einigem Nachdruck.

„Wird es zum Handeln kommen, Hoheit?" fragte das Fräulein und machte dem Prinzen einen tiefen Knix.

„Spotten Sie nur!" erwiderte er und faßte ihre Hand. „Wenn ich hätte handeln wollen, liebe Mengden, so hätte ich zu Hause anfangen müssen, aber ich habe meine Gemalin zu lieb. Wissen Sie, was Jener — der Biron! — zu mir sagte? Er sagte: Glauben Sie denn, daß Ihre Gemalin Sie wieder lieb hat? — Ich hoffe es, sagt' ich. — Betrügen Sie sich nicht! sagte er. So viel weiß ich, daß, als ich für Sie warb, die Prinzessin erklärte: sie wolle lieber den Kopf auf den Block legen,

als Sie heirathen. Ich meine es gut und rathe Ihnen, anstatt Ihrer Gemalin in allem zu folgen, wo möglich die Leute, welche ihr so schöne Ansichten eingeben, zur Treppe hinunter zu werfen."

„Und haben Sie Jemand hinunter geworfen?" fragte die Mengden ganz ernsthaft.

„Ach!" erwiderte der Prinz verweisend. „Ich sage Ihnen nur, wie mich der Mensch aufzuhetzen versucht. Aber ich denke, ich werde bald mit ihm fertig werden, und darum wollte ich eben mit meiner Gemalin sprechen. Bitten Sie doch einmal für mich, gute Mengden."

Das Fräulein willfahrte ihm, brachte aber denselben Bescheid zurück, daß die Prinzessin nicht disponirt sei, ihn zu empfangen, und der Prinz mußte sich entfernen, ohne seine Gemalin gesehen zu haben.

„Was kann er mir sagen wollen?" rief Anna mit Unmuth. „Klagen, wie unwürdig er behandelt wird? Wie die Regentschaft des Reichs, das seinem Sohne einst gehorchen soll, eigentlich ihm gebühre? Mir gebührt mehr, mir gebührt die Krone! War nicht Iwan, mein Großvater, der ältere Bruder Peters? Und wenn er verdrängt wurde durch ihn, den sie den Großen nennen, warum, da endlich sein Geschlecht wieder zum alten Rechte gelangte, warum gab man die Krone nicht meiner Mutter, der ältesten Tochter Iwan's? Warum der jüngeren, der Wittwe des Kurländers? Und wenn diese Anna sie nun einmal getragen hat, warum wurde ich nicht nach ihrem Tode Kaiserin, wie es mir nach dem Erbrechte meiner Mutter zusteht, warum mußte die Krone nur meinem Kinde, wie ein Spielzeug, in die Wiege gelegt werden und ich, die auf dem Throne sitzen sollte, darf nur auf den Thronstufen stehen?"

„Sie fürchteten sich vor Ihrem Geiste!“ erwiderte Julie Mengden. „Der Sohn des Stallknechts, wie Sie den neuen Herzog von Kurland zu nennen belieben, wollte Regent sein, und daß er bei Ihnen nicht regieren würde, sah er voraus.“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief Anna bitter. „Ich habe es ihm stets gezeigt, wie ich ihn hasse, und werde es ihm auch ferner zeigen, mag daraus entstehen, was da will!“

2.

Der Abend dämmerte bereits und die Straßen wurden einsamer. Wo jetzt die herrlichen Graniteinfassungen der Newa, mit den Bogen, die zuweilen, um Steinsitze anzubringen, ausgeschweift sind, mit den geschliffenen Treppen zum Flusse hinab, unsere Bewunderung erregen, gab es vor der Kaiserin Elisabeth nur Holz- und Pfahlwerk, um die niedrigen Inseln, auf denen St. Petersburg erbaut ist, vor dem Elemente zu schützen, das die Kaiserstadt noch immer mit einem plötzlichen Untergange bedroht. Aber schon damals gab es die niedlichen, hübsch bemalten Ssadoks oder Fischbuden, hölzerne Häuschen auf Flößen, welche am Ufer vor Anker liegen, in denen Fische aller Art geräuchert, gesalzen, lebendig oder gefroren zu haben sind, denn der Russe conservirt sie im Winter durch Einfrierenlassen.

Es war schon ziemlich finster, der Straßenwächter war in seine Budka gegangen, da kam ein Mann eilig vom Admiralitätsplatz gelaufen, sah sich mehrmals um und sprang dann längs des Ufers hin, bis er die Brücke erreichte, welche nach einer der erwähnten Fischbuden

führte. Es schimmerte noch Licht im Innern derselben, der nächtliche Flüchtling besann sich nicht lange, sondern trat ein, ohne anzuklopfen.

Ein junges Mädchen im faltenreichen Sarafan, wie ihn die russischen Frauen tragen, saß einsam in der Hütte, welche nur von dem schwachen Lichte einer Lampe, die unter dem Heiligenbilde brannte, erhellt war. Als sie den späten Gast, der im gewöhnlichen Schafpelz der untern Volksklassen erschien, eintreten sah, stand sie auf, um nach seinem Begehren zu fragen. Sobald sie aber einen Blick in sein Gesicht gethan hatte, erschrak sie und rief, wie es der Russe bei jedem Anlaß des Staunens thut: „Erbarme Dich!“

„Kennst Du mich, Maria Iwanowna?“ fragte der Fremde.

„Herr!“ antwortete die Fischerin.

„So nenne mich nicht mehr!“ sagte er und warf sich auf eine Bank. „Hast Du etwas zu essen, Mar Iwan?“

„Fische, Herr, aber sie sind noch eingefroren,“ antwortete Maria. „Bist Du hungrig? Hier ist ein Stückchen weißes Kulitsch, bis ich die Fische koche; ich will gleich Feuer machen. Auch steht da noch eine Neige guter Quaß, die mein Vater hat stehen lassen. Ach, Grigor Dmitrijewitsch, wo kommst Du her?“

„Kann ich hier schlafen, Mar Iwan?“ fragte der Fremde, indem er das Stückchen Waizenbrod mit Appetit verzehrte.

„Ich weiß nicht —“ antwortete das Fischermädchen schüchtern — „mein Vater hat mir befohlen, ich soll warten bis sieben Uhr und dann zuschließen.“

„So schließe mich ein,“ bat Grigor. „Thue es,

gute Mar Jwan! Laß mich hier schlafen und komm morgen, ehe es Tag wird und laß mich heraus. — Hier sucht mich Niemand!" setzte er halb für sich hinzu.

„Was fürchtest Du, Herr?" fragte die Fischerin. „Bist Du im Unglück?"

„Ob ich es bin!" rief Grigor mit so furchtbarem Schmerze, daß es dem Mädchen durch die Seele drang. „Frage nicht, Mar Jwan. Auch wenn ich es Dir erzählte, Du könntest es nicht begreifen. Koche mir keine Fische, gieb mir einen Trunk Quaß und dann schließe mich ein."

Sie suchte umher und brachte endlich noch ein paar geräucherte Butten zum Vorschein, die sie Grigor auftischte, während ihre Augen an seinem schönen, traurigen Antlitze hingen, das sich, seitdem sie es zum letzten Male gesehen, so sehr verändert hatte, als seine äußere Erscheinung. Sie wußte wohl, welches Schicksal, welche harte Verfolgung seine Familie betroffen hatte, aber wie kam Grigor, den sie geflüchtet glaubte, nach St. Petersburg, und zur Nachtzeit in dieser Verkleidung, denn dafür nahm sie den Schafpelz nur, in ihr Fischerhaus? Wie gern hätte sie ihn darüber befragt, aber sie wagte es nicht, sondern gehorchte, als er ihr wiederholt befahl, ihn zu verlassen. Mit klopfendem Herzen schloß sie die Thüre zu und eilte über die Brücke nach dem Ufer, wo sie nicht weit zu gehen hatte, bis sie die Hütte ihres Vaters erreichte. Der saß am Feuer und war schon, wie gewöhnlich, betrunken.

„Noch Einer da gewesen?" fragte er mit stierem Blick.

„Einer," antwortete Maria, indem sie ihren häuslichen Verrichtungen nachging. Nach einer Weile konnte

sie es aber doch nicht lassen und fragte: „Vater, mir hat heut Nacht von Grigor Dmitrijewitsch geträumt, dem Sohne Deines alten Herrn.“

„Mein Herr ist der Fürst Czerkaski,“ murmelte der Alte.

„Aber dem Galitzin hast Du lange genug Deinen Obrok (Leibzins) gezahlt,“ sagte die Tochter lebhaft. „Und ich habe heut von seinem Sohn geträumt, er war im Unglück — weißt Du nicht, wo er ist, Vater? Geht es ihm denn traurig?“

„Lustig, Seelchen, lustig!“ lallte der Alte. „Macht Spaß, ist einer von den sechs Narren der Kaiserin!“

„Ach, die Kaiserin ist ja todt,“ sagte Maria unwillig. „Besinne Dich doch, ich frage Dich nach dem Grigor Galitzin!“

„Ja, ja!“ meckerte der alte Fischer, und führte von Neuem den hölzernen Branntweinbecher zum Munde, wobei er sich eine gute Portion in den Bart goß, den er dann sorgfältig aussog. „Der Grigor ist einer von den sechs Narren — zur Strafe, Seelchen, zur Strafe!“

„Das ist nicht möglich!“ rief Maria. „Ein Galitzin!“

„Weißt Du nicht, Kleine, die Eishochzeit?“ fragte der Fischer wiehernd. „Hast nicht zugesehen?“

„Ich war ja nicht hier, Vater,“ rief Maria. „Was willst Du mit der Eishochzeit? Ich frage nach Grigor Dmitrijewitsch.

„Das war er ja, der Eisbräutigam!“ schrie der Fischer, dem der Branntwein die Zunge wieder gelöst zu haben schien. „Die Kaiserin hatte ihm eine schmucke Braut ausgesucht, hieß Nadeschda, zwar nur eines Muschiks Tochter, ein Bauernkind, aber noch immer gut

genug für den Narren! Und einen Palast aus Eis hatte sie bauen lassen, Tische, Bänke drin, Alles aus Eis, auch ein Paar Kanonen aus Eis, die waren geladen mit Pulver und wurden abgeschossen, als der Zug kam — da waren Leute aus Perm und Kasan, aus Archangel und Twer, kurz aus allen Ländern, die hatten herkommen müssen zur Eishochzeit — und das Schönste war das Bette! Auch von Eis, ganz von Eis, Seelchen! Da wurden sie hineingesteckt, Braut und Bräutigam, und mußten drin aushalten, die ganze Nacht, denn es standen Schildwachen dabei, die ließen sie nicht heraus!"

„Vater, ich bitte Dich um Gotteswillen!" rief Maria. „Das soll Grigor gewesen sein?"

„Grigor Dmitrijewitsch Galitzin," nickte der Alte.

Das Mädchen verstummte. Jetzt begriff sie, warum er unglücklich war, aber wie kam er in der Nacht als Flüchtling zu ihr? Hatte er die Schmach nicht länger ertragen können?

„Hast zugeschlossen?" fragte der Vater nach einer Weile mit schwerem Gähnen. „Ist doch Keiner mehr drin?"

„Unser Demowoi (Hausgeist), hoff' ich," antwortete die Tochter.

Der Alte hielt ihr stumm den Fuß hin, daß sie ihm die Bastschuhe lösen sollte; es war das Zeichen, daß er zur Ruhe ging. Maria konnte sie heut nicht finden.

Noch flimmerten die Sterne am dunkeln Himmel, dessen östlicher Saum sich kaum zu röthen begann, als das Mädchen ihren Gast zu befreien über den knirschenden Schnee nach dem Ssadok eilte. Sie hatte aus Vorsicht keine Laterne mitgenommen, auch in dem Fischer-

hause war es ganz finster, doch fragte Grigors Stimme, sobald sie die Thüre öffnete: „Bist Du es, Mar Jwan?“

„Ich bin es, Herr,“ antwortete sie leise. „Was willst Du nun anfangen?“

„Fortgehen!“ rief er. „Hinaus bis an der Welt Ende, wo mich Niemand kennt! — Du weißt nicht, Mädchen! —“

„Ich weiß es doch,“ sagte die Fischerin mit zitternder Stimme.

„Die Rache ist mißglückt, Mar Jwan,“ versetzte er tief seufzend. „Wären es Russen gewesen, echte Söhne unsers heiligen Bodens, so hätte es glücken müssen — aber diese Deutschen, diese bedenklichen, schwachen Perrückenmänner! Sie werden es noch schwer bereuen, wenn er sie unter die Füße treten wird, wie er mein Geschlecht und manches andere von altem Bojarenblut niedergetreten hat, der hergelaufene Kure!“

Von diesem Ausfall wider den Regenten verstand die arme Maria Jwanowna nichts, eben so wenig wußte sie dem Scheidenden einen Rath zu geben, so sehr sie ihren Kopf anstrengte, sie konnte nichts thun, als weinen und für ihn beten.

„Ich komme wieder, wenn ich nicht hinaus kann,“ sagte er.

Der Tag brach an, das gewohnte Leben erwachte in der Hauptstadt. Besonders vor dem Sommerpalais, der Wohnung des Herzogs von Kurland, des Allgewaltigen, der in diesem Augenblicke über Rußlands weite Reiche gebot, regte sich eine große Geschäftigkeit. Adjutanten kamen und gingen in großer Eile, Wagen fuhren vor, aus denen vornehme Personen stiegen, welche dem Regenten in wichtiger Angelegenheit — weil so

früh — ihre Aufwartung machten, die Wachen wurden fort und fort ins Gewehr gerufen. Endlich erhielt der der Oberstallmeister Befehl, des Herzogs Equipage in Bereitschaft zu halten.

„Wollen Sie nicht lieber den Schuldigen hierher kommen lassen?“ fragte die Herzogin, als ihr Gemal nach beendigter Audienz zu ihr eintrat und sie mit seinem Vorhaben bekannt machte. „Es scheint mir schicklicher und — sicherer.“

„Thun Sie ihm wirklich die Ehre an, ihn für gefährlich zu halten?“ entgegnete der Herzog, indem er nachlässig mit seiner Degenquaste spielte. „Glauben Sie, der Mann ist unschädlich.“

„Aber sie!“ entgegnete die Herzogin.

„Sie hat einen eisernen Kopf, aber wir sorgen dafür, daß sie ihn sich abstößt,“ erwiderte der Regent. „Adieu, ma chère. — Apropos, haben Sie etwas ermittelt über das Verhältniß Lynar's zur Mengden? Ist es Ernst oder nur à notre exemple?“

„Die Prinzessin Elisabeth spottet darüber,“ sagte die Herzogin.

„Ihr Urtheil in Liebesangelegenheiten ist allerdings competent,“ lachte der Herzog. „Wir werden ja sehen, was sich aus der Sache gewinnen läßt. Die stolze Dame soll es noch bereuen, daß sie unsern Sohn ausgeschlagen hat.“

„Aber, mon ami,“ sagte die Herzogin, „wegen Deines Planes habe ich doch Bedenklichkeiten. Die Elisabeth ist zu locker, ich gestehe, daß ich unserm Peter eine bessere Gemalin gönne. Du hättest sie immer sollen in's Kloster sperren lassen, wie die Kaiserin wollte, denn wird aus der Partie nichts, so kann sie uns gefährlich

werden; sie ist die Tochter Peters des Großen und alle Stockrussen sind so blind für sie eingenommen, wie sie es gegen ihren Vater waren."

„Du siehst heut lauter Gefahren!" scherzte der Herzog in ihren traulichen Ton eingehend. „Glaube mir, wenn der Elisabeth niemand ihre Erbschaften stört, so ist sie zufrieden. Ueberdem weißt Du, daß ich doppelt anknüpfen will. Auch des Herzogs von Holstein Mutter war ein Kind Peters des Großen, noch dazu ein älteres, und wenn ich den jungen Mann aus Gottorp kommen lasse, ihm unsere Tochter zur Frau gebe — genug, ma chère, wir werden ja sehen."

Mit diesen stolzen Plänen, welche einem von seinen Kindern die russische Krone verschaffen sollten, nahm der Emporkömmling Abschied von seiner Gemalin und fuhr nach dem Winterpalaste. Als er dem Prinzen von Braunschweig gemeldet wurde, erschrak dieser so, daß er kaum Athem zu dem Bescheide fand, es werde ihm sehr angenehm sein, den Regenten zu sehen.

Mit finstern Blicken trat der Herzog ein. „Ew. Hoheit ahnen wohl die Ursache meines frühen Besuchs?" fragte er nach dem Austausch kalter Höflichkeiten.

„Es thut mir leid, wenn es dazu eines besondern Anlasses bedarf," sagte der Prinz befangen, indem er die Farbe wechselte.

„In der That?" rief Biron. „Nach der Art, wie Sie vorgestern die meuterischen Reden des Hochverraths angehört, ja ermuntert haben, sollte ich das nicht denken!"

„Königliche Hoheit!" entgegnete der Prinz zurücktretend.

„Haben einige Offiziere von Ihrem, vom zweiten semenowskoischen Regiment in Ihrem Beisein nicht ge-

äußert," fuhr der Regent heftig fort, „daß die letzte Entscheidung der Kaiserin erschlichen, vielleicht geschmiedet sei und durch einen kräftigen Beschluß geändert werden könnte? Lassen Sie mich aussprechen! Obgleich Sie Vater des Kaisers sind, sind Sie doch dessen Unterthan, wie jeder Andere, und ihm zur Treue verpflichtet. Sie haben jene Reden ermuntert, ja Sie haben sich nicht gescheut, Personen des niedrigsten Standes, einen Tänzerjungen, einen Hofnarren in Ihr Komplott zu ziehen —"

„Fürst Galitzin" — sagte der Prinz — „aber Sie irren sich!"

„Ich habe Beweise," unterbrach ihn Biron. „Ein Fürst ist der Hofnarr nicht mehr, dessen Vater schon vor ganz Rußland für den wahnsinnigen Plan, die von Gott stammende Macht der Kaiserin durch eine ihr abgedrungene Erklärung zu beschränken, entehrt wurde. Das ist eine längst abgemachte Geschichte, und wenn es mir gelingt, des Elenden, der flüchtig geworden ist, habhaft zu werden, sollen Sie ihn nicht vor der Knute und den sibirischen Bergwerken schützen. Auch werde ich als Regent Sorge tragen, Eure Hoheit zu überzeugen, daß Treue und Gehorsam gegen Ihren Sohn, den Kaiser, von Ihnen eben so sehr erwartet werde, als von jeder andern Person im Reiche."

Der Prinz suchte sich auf alle Weise zu entschuldigen und als ihm das nicht gelang, bat er um Verzeihung und versprach, nie wieder zu Klagen Anlaß zu geben.

Als ihn der Regent so weit hatte, stimmte er seinen Ton herab und wurde wieder freundlich, was den Prinzen sehr beglückte. „Was wollten Sie denn eigentlich?" fragte er ihn beim Schlusse der Unterredung scherzend.

„Ein bißchen rebelliren,“ antwortete der Prinz in demselben Tone.

Biron lachte. „Das müssen Sie anders anfangen,“ sagte er mit einem Hohne, den der Prinz nicht fühlte.

„Jean!“ rief dieser, sobald sich der Regent entfernt hatte, seinen Kammerdiener. „Du hast mir den Zopf zu scharf angezogen, ich kann es nicht aushalten. Wachsen denn meine Haare noch nicht?“

„Wie blind, Hoheit!“ versicherte der Kammerdiener. „Ich werde bald wieder ihre eignen flechten können.“

„Das verdammte Mädel!“ rief der Prinz. „Mein schöner, langer Zopf!“

Aus dieser harmlosen Stimmung sollte er nur zu bald gerissen werden. Der Kammerdiener hatte kaum seine Toilette beendigt, als die Thüre aufgerissen wurde und seine Gemalin, die Prinzessin Anna, die sich dies Recht erlaubte, unangemeldet eintrat. Ihr Anblick verkündigte böses Wetter. Sie war erhitzt, ihre Augen funkelten, ihre stolzen Lippen waren zornig aufgeworfen. Eine kurze Bewegung der Hand verscheuchte den Kammerdiener.

„So haben Sie gewagt,“ rief Anna, indem sie dicht vor den verlegenen Prinzen trat und ihn mit einem vernichtenden Blicke maß, „so haben Sie gewagt uns zu compromittiren? Ein schwächliches Unternehmen begonnen, das durchzuführen Sie weder Geist noch Muth hatten? Hinter meinem Rücken!!“

„Verzeihung!“ sagte der Prinz. „Sie schlugen mir ja die Unterredung ab, Sie wollten nichts von mir wissen! Ich habe Ihnen aber Alles geschrieben —“

„Wer kann Ihre Billets lesen!“ rief die Prinzessin. „Sie liegen vielleicht noch da. Ich konnte nicht glau-

ben, daß Sie sich in dergleichen Dinge einlassen würden! Und wenn es einmal so weit war, wie konnten Sie auf halbem Wege stehen bleiben? Wie konnten Sie zu Kreuze kriechen und es dulden, daß der Mensch Ihnen und mir, einer kaiserlichen Prinzessin, Dinge sagte, die nur mit Blut wieder gesühnt werden können?"

„Ihnen?" fragte der Prinz entrüstet. „Was hat er Ihnen gesagt?"

„Es ist mir noch sehr eindrücklich, denn er hat mich so eben verlassen," antwortete die Prinzessin. „Er machte mir Vorwürfe wegen Ihres unklugen Beginnens, von dem ich doch kein Wort wußte, sonst würde es anders ausgefallen sein; er sagte mir: Wissen Sie, daß ich Sie und Ihren Gemal nach Deutschland schicken kann? Es giebt einen Herzog von Holstein in der Welt, welchen ich, wenn man mich dazu zwingt, nach Rußland berufen werde."

„Das hat er Ihnen gesagt?" rief der Prinz staunend. „Ich begreife nicht, wie er den Muth dazu gefunden hat."

Die Prinzessin warf sich unmuthig in einen Fauteuil. „Nun sagen Sie mir, was war eigentlich Ihr Plan?" fragte sie.

Einen Plan hatte aber der Prinz nicht gehabt, es lief Alles auf geführte heftige Reden, auf allgemeine Ideen, daß die Regentschaft gestürzt werden könne, hinaus, und Anna sagte endlich mit Unwillen: „Lassen Sie sich nie wieder auf dergleichen ein. Sie sind der Mann nicht dazu."

Ihre schöne Stirn war noch gerunzelt, als sie wieder in ihre Gemächer zurückkehrte, glättete sich aber schnell, als sie erfuhr, daß der Gesandte Sr. Königl.

Polnischen Majestät, Graf zu Lynar, um die Erlaubniß bitten lasse, seiner Braut, dem Fräulein von Mengden, aufzuwarten. Die Verlobung des Paares war nämlich Tags zuvor feierlich proklamirt und durch ein Fest im engsten Kreise des Winterpalastes begangen worden.

„Nun, Julie, Du scheinst sehr kalt Deinen Bräutigam zu empfangen?“ scherzte die Prinzessin.

„Ich eile ihm schon entgegen,“ sagte Julie lachend, aber sie wandte sich nicht zur Eingangsthüre, sondern nach der entgegengesetzten, welche in das Gemach des kleinen Kaisers führte. Hier verschwand sie in dem Momente, als der schöne Lynar, das Muster eines vollendeten Cavaliers vom damaligen feinen, üppigen und frivolen Hofe zu Dresden, eintrat.

3.

Am andern Tage wurde der Prinz von Braunschweig zu einer Senatsversammlung in den Palast des Regenten eingeladen. „Benehmen Sie sich klug,“ hatte ihm seine Gemalin bei der Abfahrt gesagt. Aber ach! als er die Versammlung betrat und in den starren Gesichtern vergebens Sympathien suchte, als ihn der Kanzler Ostermann, der sonst so kriechend war, absichtlich vermied, als er Münnich's, des Feldmarschalls, steinhartes Antlitz sah und Uschakow, welcher der Behörde wider Staatsverbrecher vorstand, ihn mit feindseligen Blicken maß, da sank ihm der Muth und in dem Verhöre, dem ihn der Regent zu seiner vollkommenen Demüthigung unterwarf, benahm er sich so schwach, daß seine Gemalin, wäre sie Zeugin davon gewesen, ihn nie wieder eines Wortes gewürdigt hätte. Er gestand ein, daß er die

Regentschaft habe an sich bringen wollen, und vergoß sogar einige Thränen.

Da trat der General Uschakow, ein rauher Russe, vor und sagte: „Prinz von Braunschweig! Ein Jeder wird Sie, sofern es Ihr Benehmen nicht verhindert, als den Vater unsers Kaisers betrachten; wenn uns aber Ihre Aufführung dazu zwingt, müssen wir Sie als seinen Unterthan behandeln. Bei Ihrer Jugend und geringen Erfahrung mag man Sie verleitet haben. Wären Sie aber von reiferm Alter und nach Geist und Anlagen fähig, einen Plan durchzuführen, welcher dieses Reich gefährdete, so muß ich Ihnen erklären, daß ich gegen Sie (obwohl zu meinem größten Schmerze), wenn Sie des Hochverraths gegen Ihren Sohn und Herrn schuldig gewesen wären, mit derselben Strenge würde verfahren sein, wie gegen jeden geringern Unterthan Seiner Majestät."

Auf diese beleidigenden Ausdrücke nahm der Herzog Biron von Kurland das Wort und entwickelte in einer langen Rede, wie er dem Vertrauen der Kaiserin und der guten Meinung der hier versammelten ersten Männer des Reichs seine hohe Stelle verdanke, die er jedoch bereit sei niederzulegen, wenn der Prinz von Braunschweig deren würdiger befunden werde.

Goloffkin, der Vicekanzler, erklärte: „Wir haben vor dem Tode der Kaiserin gebeten, daß Sie mit der Regentschaft bekleidet würden, wir bitten auch jetzt, daß Sie dieselbe behalten."

Ostermann wurde aufgefordert, die Echtheit der Regentschaftsurkunde zu bezeugen; er that es mit einiger Umständlichkeit, doch ohne den Prinzen, der mit den bittersten Gefühlen rang, anzublicken. Dann wurde das

Dokument von allen Gegenwärtigen als gültig anerkannt und unterschrieben, auch von dem Prinzen von Braunschweig, der hoch aufathmete, als er die frische Winterluft im Freien am Ufer der Newa wieder um seine brennende Stirn fühlte.

„Sie haben kein Wort gesprochen, Graf Münnich?“ wandte sich der Regent zu dem Feldmarschall, ohne daß es die Andern hören konnten.

„Ich bin Soldat,“ antwortete Münnich. „Wir lieben nicht viele Worte.“

Der Regent warf einen raschen Seitenblick auf ihn und brach ab. Gegen seine Gemalin äußerte er dann, als er nach diesem Siege zu ihr zurückkehrte: „Nun stehen wir fest. Ich sehe von keiner Seite eine Gefahr für uns, das Volk liebt und bewundert mich, die Großen haben mich auf die Stufen des Thrones erhoben und es bedarf nur noch eines kleinen Schrittes, so besteigen wir ihn selbst, in unsern Kindern.“

„In unsern Kindern!“ wiederholte die Herzogin mit spottender Anspielung.

„Nur den Münnich darf ich mir nicht über den Kopf wachsen lassen,“ fuhr Biron fort, ohne auf den Sinn ihrer Worte zu achten. „Es ist wahr, er hat mir Dienste geleistet, er hat viel dazu beigetragen, mir die Regentschaft zu verschaffen, aber wenn er denkt, daß ich ihn dafür zum Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht ernennen soll, so irrt er gewaltig. Dann hätten wir die Strelzi wieder, und wären nicht einen Augenblick vor der Laune des alten Bären sicher. Denn die Soldaten hängen ihm an, weil er ein paar Türkenstädte mit ihnen genommen hat. Mag er maulen, ich kümmere mich nicht darum. Die Gewalt theile ich mit Niemand —

außer mit Dir, ma chère amie!" setzte er verbindlich hinzu.

„Wie lange wird denn die Trauer dauern?" fragte sie. „Diese Pleureusen und Florhüte ennuyiren mich, auch finde ich unsre schwarzen Engageanten abscheulich. Wozu hat man den Schmuck, wenn man ihn nicht tragen darf!"

Der Herzog zuckte die Achseln. „Es läßt sich nicht ändern," sagte er. „Die ersten drei Monat! Dann kann wieder Alles weiß sein und auch gepudert. Auf einen Ring oder dergleichen wird es nicht ankommen."

„Seit dem Tode der Kaiserin läuft nichts mehr ein," bemerkte sie. „Die auswärtigen Mächte scheinen Deine Stellung zu verkennen; Du imponirst ihnen nicht genug."

„Ich dächte, sie hätten Dir schon Beweise ihrer Consideration genug gegeben," versetzte der Herzog lächelnd. „Bedenke das schöne Bild des Königs von Polen und die brillantene Haarnadel, zwanzigtausend Thaler an Werth, bedenke, was mir der Kaiser Karl geschenkt hat! Sie können sich doch nicht ganz ruiniren."

„Pfui, dieser schwarze Kopfputz!" sagte die eitle Frau vor dem Spiegel. „Man sieht um zehn Jahre älter aus."

Im Sommerpalaste Triumph, im Winterpalaste Niedergeschlagenheit! Der Prinz hatte es seiner Gemalin nicht verhehlen können, was er in der Senatssitzung hatte mit unterzeichnen müssen, wenn schon er ihr die Demüthigung verschwieg, die er persönlich erfahren hatte. Er sprach davon, ob es nicht besser sein würde, Rußland ganz zu verlassen. Der Gedanke erschreckte die Prinzessin, welche gerade in diesem Augenblicke mit starken Banden an Pe-

tersburg gefesselt war. Sie verwarf ihn daher als unrühmlich für sie selbst und gefährlich für ihr Kind. Prinz Ulrich liebte dasselbe zärtlich und kam nicht wieder auf seine ohnehin flüchtige Idee zurück, als er darin Gefahr für den jungen Iwan sah. Der Tag verging unerfreulich. Die Prinzessin verschloß sich mit Julien in ihr Zimmer und ließ Niemand mehr vor sich, denn der Einzige, dem sie es vergönnt hätte, konnte heut nicht wieder kommen.

„Ich stehe wohl tief in Deinen Augen, Julie?“ fragte die Prinzessin, als der Abend früh und dunkel eingebrochen war.

Julie küßte ihr stumm die Hand.

„Du kannst nicht falsch sein, darum schweigst Du,“ fuhr Anna fort. „Wäre mein Gemal ein Mann, wie es mein Herz fordert, so würde Alles anders stehen. Du hast mir gewiß ein schweres Opfer gebracht!“

„Sie haben noch viel größere zu fordern!“ erwiderte Julie. „Ich verdanke Ihnen ja so viel und mein Vater auch.“

„Wie wird nur Alles noch enden?“ sagte die Prinzessin nach einer Weile. „Ich fürchte noch dunkle Tage für mich und mein armes Kind! — —“ Ein schwerer Seufzer verrieth, daß die Ahnung mit schwarzem Flügelschlage um das Haupt der jungen Fürstin rauschte.

„Darf ich Licht anzünden lassen?“ fragte Julie schnell.

„Gute Mengden, Du glaubst, ich sehe nur Geister im Finstern,“ sagte die Prinzessin. „Ach, sie verfolgen mich auch am Tage — dieser Biron!“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und die Prinzessin, von ihrer Idee befangen, glaubte

nicht anders, als dieser Mann, in welchem sie den bösen Engel ihrer Zukunft sah, müsse gemeldet werden. Es war aber die Prinzessin Elisabeth, die sich ansagen ließ. Die Kaisertochter ging zwar ihre eignen, wilden Wege, versäumte jedoch nicht von Zeit zu Zeit bei ihrer Cousine, der Mutter des jungen Kaisers, ja sogar bei der übermüthigen Herzogin von Kurland einen Besuch abzustatten; denn sie fürchtete nichts mehr, als in ein Kloster gesperrt zu werden, da doch, wie der englische Gesandte witzig an seinen Hof berichtete, **not a bit of nun's flesh about her** war. Nur ihrem äußerst vorsichtigen Betragen, sich nie mit ihren Ansprüchen auf den Thron bemerklich werden zu lassen, vielleicht auch den Plänen, welche der Regent auf ihre Hand für seinen Sohn baute, hatte sie es zu verdanken, daß sie noch in ihrer lustigen Freiheit lebte.

„Sehr willkommen!“ ließ Anna von Braunschweig der Prinzessin zurücksagen und zu Julien sich wendend äußerte sie: „Ich fürchtete, diese böse Stunde könnte mir nur ein Omen meines Schicksals bringen!“

Wohl thut der Geist in Momenten, wo seine Kräfte höher gesteigert die Bande der Körperknechtschaft lockern, einen Blick in die Nachtseite, deren Morgen erst tagen soll, wohl weht es ihn an wie eine Mahnung und hinter dem Schleier regt es sich geheimnißvoll; aber eh' er sich dessen bewußt wird, daß die Zeichen ihm gelten, ist Alles vorüber, unverstanden, unbeachtet, oft gar verspottet.

Die Tochter Peter's des Großen trat ein, das volle Licht der schnell angezündeten Kerzen bestrahlte ihre königliche Gestalt. Elisabeth zählte dreißig Jahre, aber noch immer prangte sie in voller Blüthe der Schönheit.

Sie war eine üppig gewachsene Blondine von reizenden Formen, die trotz Allem, was man der Prinzessin mit Recht schuld gab, ihre Anmuth bewahrt hatten, freilich aber in ihrer schwellenden Fülle das Maß der Grazie überschritten. Ihr Gesicht hatte blühende Farben, ihr blaues Auge einen freien, oft auch einen gar süßen Blick, unter den weißen Lidern zogen sich aber verrätherisch leichte ringförmige Schatten hin, die sich nicht verläugnen ließen.

Anna von Braunschweig empfing ihre kaiserliche Cousine mit Freundlichkeit, es wurde Thee servirt, mehrere Damen des Palastes waren herbefohlen worden, es gab ein lebhaftes, von pikanter Beimischung gewürztes Gespräch. Politik blieb dem Kreise fern, Elisabeth hütete sich vor dem gefährlichen Thema und Anna war zu stolz, ihr gekränktes Gefühl kund zu geben. Selbst die Erscheinung des kleinen Kaisers, den Julie Mengden in seinem goldbrokatenen Kleidchen auf dem Arme in die Gesellschaft brachte, gab nur Ausbrüchen des Entzückens über den Liebreiz Sr. Majestät, aber keinem bedenklichen Worte Luft. Die vielen Lichter, das freundliche Zunicken der Mutter und Tante machten das Kind ganz wild, es jauchzte und zappelte, daß es von dem Fräulein nur mit Mühe festgehalten werden konnte. So ist der Eintritt in das Leben, so jauchzt das Kind des Bettlers, wie des Monarchen, aber das Leben setzt bald der Lust ein Ziel, bei jenem nur zu bald, oft auch bei diesem!

Es mochten seltsame Gedanken in der Kaisertochter aufsteigen, welcher dies Kind — das unschuldige Kind! — die Krone ihres Vaters geraubt hatte, aber kein äußeres Zeichen verrieth, was in ihrem Busen vorging. Sie liebkoste den kleinen Kaiser zärtlich und nahm ihn auf

ihren Schooß, als er die Aermchen nach ihr ausstreckte. Anna von Braunschweig fühlte eine Anwandlung von Eifersucht, daß sich das Kind bei Elisabeth so wohl befand, sie winkte der Mengden, welche es wieder forttragen mußte.

„Wissen Sie von Pedrillo?“ fragte Elisabeth, als Julie wieder zurückgekehrt war. „Oder soll ich ihn lieber Grigor Galitzin nennen, meine Damen, den *schönen* Grigor?“

Die Prinzessin Anna wechselte mit der Mengden einen raschen Blick; Julie machte sich etwas am Nebentische zu thun.

„Der Eisbräutigam!“ lachte eine von den Hofdamen, welche gut russisch nicht verschmäht hatte, sich an der rohen Belustigung, ob sie auch mit dem Hohn der Despotengewalt einen Seelenfrieden, ein Erdenglück zermalmte, recht weidlich zu ergötzen.

„Immer hören Sie mir auch zu, Fräulein Mengden,“ sagte die Prinzessin Elisabeth mit lachendem Munde.

Julie trat an den Theetisch, sie war bleich geworden, ihre Lippe bebte, aber ihr dunkles Auge blitzte im höhern Feuer. „Allerdings nehme ich Antheil an dem Unglücklichen,“ sagte sie. „Doch trauen mir Ew. Kaiserliche Hoheit wohl zu, daß mir der Entehrte, der Hofnarr Pedrillo nichts weiter sein kann, als wozu ihn — die traurige Katastrophe gemacht hat. — Ich bin die Braut des Grafen Lynar, Kaiserliche Hoheit!“

Elisabeths Augen verkleinerten sich etwas zu einem scharfen Blicke, Anna von Braunschweig freute sich über ihren determinirten Liebling, die Damen waren ganz bestürzt über diese offene Rede, die fast wie ein Scandal klang. Man wußte, daß der junge Galitzin vor seinem

Sturze dem Fräulein Mengden, als sie das erste Mal auf kurze Zeit in St. Petersburg gewesen war, eifrig den Hof gemacht hatte, und war in malitiöser Freude sehr gespannt gewesen auf das Wiedersehen des Paares. Der schöne Grigor hatte dieser Freude entsprochen, er war nicht Herr genug über sich selbst, um seine Verzweiflung zu bemeistern, als ihn das Augenpaar, in dessen Strahlen er sich einst, ein Glücklicher, von Rang und Reichthum Hochbegünstigter, gesonnt hatte, in der Erniedrigung eines Entehrten erblickte; — damals hatte ihn auch noch die Verachtung getroffen, daß er ein solches Leben ertragen könne, daß er es nicht lieber freiwillig von sich würfe mit sammt der Schellenkappe und Pritsche; sie wußten nicht, was ihn an das Leben band: die Hoffnung, nicht auf Glück, sondern auf Rache! Aber Julie Mengden hatte durch keinen Blick, durch keine Miene verrathen, daß sie von dem Schicksale Galitzin's tiefer berührt sei, — erst heut bei der verletzenden Neckerei der Prinzessin Elisabeth sprach sie sich aus, und das in einer so rücksichtslosen Weise, daß man wohl sah, wie sie einen mächtigen Schutz an ihrer fürstlichen Freundin hatte.

Elisabeth überwand die momentane Empfindlichkeit schnell und sagte: „Sie haben auch schon meinen Glückwunsch empfangen, Fräulein Braut. Ich kannte aber, wie Sie selbst sagten, Ihren Antheil an dem Unglücklichen und wollte auch Ihnen erzählen, daß er des Hochverraths beschuldigt ist.“

„Ist er nicht schon wegen Hochverrath zum Narren gemacht worden?“ fragte eine junge neugierige Dame, die noch nicht lange am Hofe war.

„O nein, meine Gute,“ erwiderte die Prinzessin

Elisabeth, „Hochverrath führt zum Rade oder zur Knute und nach Sibirien — das heißt, wenn es mißglückt!“ setzte sie lachend hinzu. „Grigor's Vater streifte hart an dem Allen vorüber, der Sohn aber, meine Damen, ist zum Narren gemacht worden, als er die fluchwürdige Sünde beging, unserer heiligen griechischen Confession abtrünnig zu werden.“

„Man konnte ihm sonst nichts anhaben,“ warf die Mengden hin, welche selbst eine Protestantin war.

„Und warum wurde er denn ein Ketzer?“ forschte die junge Hofdame, welcher der bildschöne Narr trotz seines gramverstörten Antlitzes gefallen hatte.

„Darüber müssen Sie Fräulein Mengden fragen, die ja auch den wahren geheimen Beweggrund seiner Verurtheilung wußte,“ entgegnete die Prinzessin Elisabeth boshaft — reichte aber gleich, da sie in Julien's Augen Thränen des Unwillens sah, der Gekränkten ihre Hand und bat sie mit jener verführerischen Anmuth, durch welche sie Alle, die ihr nahten, zu bestricken wußte, den Scherz nicht höher anzuschlagen, als er gemeint sei.

Der Prinzessin von Braunschweig war dies Gespräch längst peinlich gewesen, sie brach es daher fast gewaltsam ab. Wußte Elisabeth um das verunglückte Beginnen ihres Gemals und war sie nur gekommen, um sie damit zu quälen? Wie dem auch sein mochte, die beiden hohen Frauen trennten sich unter Versicherungen der zärtlichsten Zuneigung.

Aber die gedrückte Stimmung blieb im Winterpalaste zurück und Anna konnte sich ihr nicht entreißen. Auch zur Stunde, wo sie die Personen empfing, welche ihr die Aufwartung machten, gelang es ihr nicht, ein heiteres Antlitz zu zeigen, so dringend ihr Julie zusprach,

so sehr ihr eigner Stolz sich sträubte, die Demüthigung, von der sie sich wie geknickt fühlte, der hohnlachenden Welt zur Schau zu tragen.

Feldmarschall Münnich stellte ihr einige Cadetten vor, welche als Officiere in die Arme treten sollten. Die jungen Leute standen in steifster Positur mit ihren grünen Röcken, paillen Westen und Stiefeletten, den Tressenhut in der Hand, vor der Mutter ihres Kaisers, welche die frischen rothen Gesichter, die einen Kontrast zu der gepuderten Frisur und dem Zopfe bildeten, mit Antheil musterte und sich ihre Namen nennen ließ. Gagarin, Soltykoff, Galitzin!

Die Prinzessin schien ein wenig frappirt.

„Boris Michailowitsch!" sagte der Feldmarschall, „ein Sohn des Gouverneurs von Astrachan, der jetzt auf der Ambassade in Persien ist, keiner von den Dmitrijewitschen!"

Der junge Mann war sehr roth geworden, als Graf Münnich so schonungslos auf die in's Elend gestürzten Vettern anspielte; ein paar gütige Worte der Prinzessin entschädigten ihn dafür, dann wurden die künftigen Helden entlassen und nur der Feldmarschall blieb bei der Prinzessin zurück.

„Hoheit!" sagte Münnich, „was gestern passirt ist, messen Sie mir nicht bei. Ich konnte es nicht hindern."

„Incommodiren Sie sich nicht, Herr Graf!" antwortete Anna bitter. „Sie sind ja auch für den Kurländer, wie Alle. Ihr bewundert den großen Mann, der nur Euer Geschöpf ist, Euer goldnes Kalb, das Ihr Euch zur Anbetung gemacht habt. Warum wollen Sie sich bei mir entschuldigen? Was kann Ihnen an uns gelegen sein!"

Die breite Brust des Feldmarschalls hob sich vor diesem unverdienten Tone. „Sie sind gegen mich ungerecht,“ sagte er. „Allerdings bin ich für seine Ernennung zum Regenten gewesen, weil ich das Beste von ihm hoffte, aber nun ich sehe, wie er seine Gewalt mißbraucht, wie er kein Verdienst achtet, wie er die höchsten Herrschaften behandelt —“

„Ja, Graf Münnich, er mißhandelt uns!“ unterbrach ihn die Prinzessin heftig, und ein Strom von Klagen folgte, der mit den Worten schloß, es sei wohl für sie kein andrer Ausweg, als Rußland ganz zu verlassen und sie bitte ihn nur, durch seinen Einfluß den Regenten zu bewegen, daß er sie ihr Kind mitnehmen lasse, dessen Tod sonst wohl gewiß sei, wenn es in den Händen seiner Feinde bliebe.

„Gnädige Frau!“ sagte Münnich erstaunt. „Welcher Gedanke! Da giebt es denn doch andere Mittel. Sie haben Muth und Freunde, zu diesen zählen Sie auch mich. Darf ich Ew. Hoheit einen Vorschlag machen? Sie haben sich doch Niemand mitgetheilt?“

„Keiner Seele,“ erwiderte die Prinzessin. „Sprechen Sie.“

Da näherte sich ihr der Feldmarschall ganz dicht und sagte ihr ein paar Worte mit unterdrückter Stimme.

Die Prinzessin sah ihn betroffen an. „Das wollten Sie wagen?“ entgegnete sie. „Bedenken Sie, daß Sie Ihren Kopf, Ihre ganze Familie auf das Spiel setzen.“

„Ich komme ihm nur zuvor,“ sagte Münnich kalt.

„Wohlan!“ rief Anna von Braunschweig mit leuchtenden Blicken, „so thun Sie schnell, was Sie thun wollen.“

4.

Der Regent kehrte von einem Ritte durch die Stadt zurück. Verdrießlich stieg er vom Pferde und begab sich zu seiner Gemalin. „Mir ist es leid," sagte er, „daß ich heute diese Münnichs eingeladen habe. Am liebsten ließe ich es ihnen wieder absagen, mir ist ganz abscheulich zu Muth."

„Gesellschaft wird Dich erheitern," antwortete die Herzogin. „Dir fehlt doch eigentlich nichts und absagen können wir nicht gut lassen, da es nur ein freundschaftliches Mahl sein soll."

Biron schwieg und es blieb bei der Einladung. Ueber Tafel, an welcher eben nur beide Familien nebst dem Präsidenten Mengden Theil nahmen, führten die Damen vorzüglich die Conversation, die jungen Prinzen Biron hatten an Münnich's Sohn einen passenden Gesellschafter, es wurde, wie es in ganz Rußland Sitte war, tüchtig getrunken, aber die Stirn des Regenten erheiterte sich nicht.

„Ich weiß nicht," sagte er endlich, als es bemerkt wurde, „was ich von der Stimmung des Volks denken soll. Die Straßen waren heut fast menschenleer und Alle, denen ich begegnete, schienen mir so finster und niedergeschlagen, als ob sie nicht zufrieden wären."

„Das ist doch nicht der Fall," erwiderte Münnich rasch.

„Ich glaube, Sie bilden sich manchmal etwas ein, mein Gemal," sagte die Herzogin.

Er schüttelte den Kopf. „Es war zu auffallend," versetzte er.

„Nun, es mag wohl noch Trauer um den Tod der Kaiserin sein," erwiderte Münnich. „Sie wissen,

das Volk liebte die gute Monarchin sehr, und man muß diese Anhänglichkeit unsrer Russen lobend anerkennen."

Alle diese Gründe vermochten aber die nachdenkliche Stimmung des Herzogs nicht zu zerstreuen, ja sie mehrte sich, als beim frühen Einbruch des Novemberabends Lichter gebracht wurden. Münnich brach endlich auf.

„Wollen Sie schon gehen, lieber Graf?" fragte Biron.

„Ich habe noch dringende Geschäfte," antwortete der Feldmarschall, während die Damen sich verabschiedeten.

„So machen Sie dieselben ab und kommen wieder," sagte der Herzog. „Ein paar gute Freunde werden den Abend mit mir zubringen. Ich rechne darauf, daß Sie wieder kommen."

„Ja, kommen Sie, Graf Münnich," bat die Herzogin. „Ihre Unterhaltung zerstreut meinen Gemal in seiner üblen Laune."

„Wer weiß!" entgegnete Münnich mit einem grausamen Nebengedanken. „Doch wenn Sie befehlen, so leiste ich Folge."

Es dunkelte, als er den Palast verließ. Die Wache trat in's Gewehr, der Feldmarschall musterte und lobte sie; die alten Grenadiere, die er persönlich im Türkenkriege zu manchem Siegeskampfe geführt, riefen ihm ein donnerndes Hurrah.

„Stille, Kinder, stille!" sagte er. „Das geht hier nicht. Ihr meint es aber gut und ich rechne auf Euch, wenn es einmal gilt."

„Wir folgen Dir, Vater, wohin Du uns führst!" schrieen sie.

„Gut, ich werde Euch bald auf die Probe stellen,"

sagte er und ging zu Fuß hinweg, während seine Familie in der Staatskarosse nach seiner Wohnung heimkehrte. Der Feldmarschall begab sich nach dem Winterpalais, wo er noch eine Rücksprache zu nehmen hatte. Kaum war er aber ein paar Schritte gegangen, als ein Betrunkener, der in der schlechtbeleuchteten Straße daher getaumelt kam, an ihn anprallte.

„Schwein!“ schalt der Feldmarschall, indem er den Kerl mit einem tüchtigen Schlage zu Boden streckte.

„Hast Recht, Väterchen!“ lallte der Betrunkene, der ihm grade vor die Füße gefallen war, so daß er ihn momentan aufhielt. „Bist Du ein Officier? Ich will mir hundert Rubel verdienen.“

Münnich würdigte ihn keiner Antwort, sondern schritt über ihn weg. Der Kerl raffte sich wieder auf und lief nach dem Palaste des Regenten, wo er bei der Wache besseres Gehör fand. Kaum hatte der Hauptmann — denn eine ganze Compagnie hatte sich der stolze Kurländer als Ehrenwache zugelegt — die Angabe des alten Fischers, dessen Geruch sein Gewerbe verrieth, angehört, als er sofort dem Herzoge persönlich Rapport davon machte, worauf ein Offizier mit zehn Mann Befehl erhielt, dem Fischer mit gemessener Instruktion zu folgen.

Die Prinzessin von Braunschweig, welche, da sie etwas stark war, die Bequemlichkeit über Alles liebte, hatte sich des schweren schwarzen Tuchkleides und Reifrocks entledigt, zu denen sie die Traueretikette verurtheilte, und saß im nachlässigen Hausgewande neben ihrer vertrauten Mengden, die selten von ihrer Seite wich, oft sogar mit ihr in einem Bette schlief.

Als Münnich gemeldet wurde, stockte ihr der Athem in der Brust. Sie ahnte, daß er etwas Wichtiges brin-

gen mußte, weil er so spät Abends kam, und die Erinnerung an ihr heutiges Gespräch ließ sie Uebles befürchten.

Der Feldmarschall trat ein, sein Blick verfinsterte sich, als er die Prinzessin nicht allein fand.

„Sie können frei sprechen, theurer Graf!“ sagte Anna. „Vor meiner lieben Mengden habe ich kein Geheimniß.“

„Wohlan denn, ich komme zu fragen, ob mir Ew. Hoheit noch Befehle zu ertheilen haben,“ sagte der Feldmarschall. „Mein Plan ist entworfen und soll noch diese Nacht ausgeführt werden.“

Die Prinzessin erschrak, daß sie blaß wurde. Die Idee, mit welcher sie bis jetzt nur aus der Ferne geliebäugelt hatte, trat ihr plötzlich ganz nah und verlangte Ausführung — alle Folgen, die aus ihr in Gutem und Bösem entspringen konnten, bäumten sich riesengroß als Schreckbilder vor der jungen Frau auf.

„So schnell?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Und welche Mittel wollen Sie gebrauchen?“

„Verzeihen Sie, daß ich mich hierüber nicht weiter erkläre,“ antwortete der Feldmarschall, „und genehmigen Sie, daß Sie gegen drei Uhr geweckt werden.“

„Großer Gott, wie könnte ich schlafen!“ rief die Prinzessin, und nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, ermuntert durch Juliens leuchtende Blicke, sagte sie aufgeregt: „Nun so übergebe ich mich, meinen Gemal und meinen Sohn ganz ihren Händen und vertraue ihrer Führung. Gottes Vorsehung möge Sie leiten und uns Alle beschützen!“

Der Feldmarschall verneigte sich und nahm mit einer Ruhe Abschied, als gehe er dem gleichgültigsten Geschäfte entgegen. Sobald er fort war, schlang die Prin-

zessin ihren Arm um die Mengden und rief in höchster Aufregung: „Julie, Julie! Was wird daraus werden!“

„Muth, meine geliebte Freundin!“ sagte das Fräulein. „In wenig Stunden ist Alles vorüber und eine Siegeskrone liegt zu Ihren Füßen. — Werden Sie dem Prinzen keinen Wink geben?“

„Nimmermehr!“ rief Anna. „Er könnte Alles verderben. Er ist klein an Leib und Seele!“

„Sie haben ihn immer noch in Gedanken, wie er kam!“ sagte die Mengden, welche selbst in diesem Augenblicke ihre heitre Laune nicht verläugnete. „Seitdem ist er gewachsen — Sie sehen ihn nur nicht an.“

Der Mann, dem es galt, lag zu derselben Zeit auf seinem Ruhebett und hatte eine lange Unterredung mit seinem Lieblinge, dem Hofbankier Liepmann, welcher nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn verhaßt zu machen.

„Geld schaffen!“ sagte der Jude, den Kopf wiegend. „Geld! Geld! Wie sollen wir's machen? Es zieht nicht mehr an, sie wollen nichts mehr hören!“

„Aber ich muß die Mittel haben, sonst kann ich nichts durchsetzen!“ rief Biron. „Das Geld brauch' ich und Du mußt es schaffen, Liepmann! Damit gut, nun geh!“

Der Jude wollte noch einen Einwand machen, aber ein heftiger Wink mit dem Fuße belehrte ihn, daß in dieser Stimmung mit dem Regenten so wenig anzufangen sei, als mit den widerspenstigen Kaufleuten, welche ihm Schuld gaben, dem ehrlichen Liepmann, er ruinire den Handel. Behutsam schlich er hinaus, als eben ein Officier der Palastwache eintrat.

„Nun, Jusupoff?“ rief der Herzog, indem er sich halben Leibes aufrichtete.

„Er ist arretirt, Königliche Hoheit," meldete der Officier. „Wir fanden ihn in dem Ssadok, wie der Fischer Iwan Iljitsch angegeben hatte — er wollte sich zur Wehre setzen, wurde aber zu Boden geschlagen und gebunden."

„Ich will ihn sehen," sagte Biron.

Der Officier machte Kehrt und nach wenig Augenblicken erschien vor dem Regenten ein Mann im ärmlichen Schafpelze, dessen Hände mit Stricken gebunden waren: zwei Grenadiere brachten ihn und blieben mit geschultertem Gewehr an der Thüre stehen.

Der Gefangene war von hohem Wuchs, sein Antlitz edel geformt, aber todtenbleich, nur die dunkeln Augen sprühten ein wildes Leben. Er heftete sie fest, mit dem Blicke, der nichts mehr fürchtet, weil er nichts mehr verlieren kann, auf den Regenten, der sich an seiner Lage zu weiden schien.

„Nun, Pedrillo!" rief Biron, „wo hast Du Deinen hübschen bunten Rock gelassen? der Schafpelz steht Dir nicht halb so gut."

Ein verächtliches Zucken der Lippen war des Gefangenen ganze Antwort.

„Wolltest Du den Thron stürzen?" fuhr der Herzog höhnisch fort. „Ein formidabler Gegner bist Du, Freund Narr! Schade, daß du davon liefst, ehe es zum Kampfe kam! — Nun, sprich ein Wort!" schrie er wüthend, durch des Gefangenen trotziges Benehmen gereizt, da er doch erwartet hatte, ihn zermalt, um Gnade bettelnd zu seinen Füßen zu sehen.

„Ich habe Dir nichts zu sagen," antwortete der Gefangene.

„Desto mehr ich Dir!" schrie der Herzog. „Und die Knute soll mein Dolmetscher sein! Denkst Du noch

daran, Grigor Dmitrijewitsch, wie Du es durchsetzen wolltest, daß ich die Kaiserin, als sie zum Throne berufen wurde, nicht begleiten sollte? das hab' ich Dir nicht vergessen, Sohn einer Hündin! Du gabst mir selbst die Waffe in die Hand, als Du ein Ketzer wurdest. Ich hätte Dich zertreten, aber Du warst mir nur ein Wurm, darum schonte ich Dich und machte Dich zum Narren, was Du von Natur schon längst warst. Fort mit ihm, Feodor Davidowitsch, morgen zweihundert Knutenhiebe, heut Nacht behaltet ihn auf der Wache."

Der Gefangene wurde hinweggeführt, Biron sank auf sein Lager zurück und blieb in einem dumpfen Hinbrüten, bis sich die Abendgesellschaft versammelte, die er zu seiner Zerstreuung eingeladen hatte. Es waren nur Wenige, aber unter ihnen die angesehensten Männer des Hofes, Graf Münnich kam zuletzt, mit ihm der Oberstallmeister, Graf Löwenwolde, zufällig, denn Beide waren keineswegs befreundet. Es wurde wiederum stark getrunken, der Regent, der sonst sehr unterhaltend war, sprach fast kein Wort, sondern klagte über eine Abspannung des Geistes, eine Schwere und Unbehaglichkeit des Gemüths, wie er sie nie empfunden habe.

„Es wird eine leichte Unpäßlichkeit sein," tröstete ihn Münnich, „die nichts weiter zu bedeuten hat."

„Eine gute Nachtruhe wird Alles heben," setzte Löwenwolde hinzu.

Der Herzog schüttelte den Kopf und ließ sich auch während des Essens nicht erheitern. Nachher warf er sich wieder auf sein Ruhelager, bat jedoch die Gäste, welche sich entfernen wollten, zu bleiben, er höre ihren Gesprächen sehr gern zu, wenn er auch nicht daran Theil nehme. Sie schienen gleichwohl etwas gedrückt zu sein.

Feldmarschall Münnich fing an, von seinen Feldzügen und Kriegsabenteuern zu erzählen, so daß er eine Zeitlang fast ausschließlich das Wort führte und nur zuweilen durch eine Bemerkung oder ein Beifallsgelächter unterbrochen wurde. Als sein Thema erschöpft schien und eine Pause eintrat, fragte Löwenwolde plötzlich: „Haben Sie nicht auch einer Unternehmung während der Nacht beigewohnt?"

Die sonderbare Frage, welche nicht ohne Beziehung zu sein schien, durchzuckte den Feldmarschall, doch bemeisterte er den Schrecken, der ihn lähmen wollte, schnell und antwortete mit großer Ruhe: „Ich diene zwei und vierzig Jahre und habe so viele Expeditionen mitgemacht, daß wohl auf jede der vier und zwanzig Stunden etliche fallen."

Der Herzog erhob sich in diesem Augenblicke, als sollten die Worte ihm gelten, stützte sich auf den Ellenbogen und ließ den Kopf in der Hand ruhen, während er den Feldmarschall zu dessen großem Unbehagen fixirte, als erwarte er nun die Erzählung irgend eines nächtlichen Kriegsunternehmens, dem der Graf beigewohnt habe. Dieser berichtete nun auf gut Glück irgend ein Abenteuer aus seinem fehlgeschlagenen Einbruch in die Krimm, Lüge oder Wahrheit, welches der Regent in nachdenklicher Stellung wohl eine Viertelstunde lang anhörte, ehe er wieder auf sein Lager zurücksank.

Um zehn Uhr trennte sich die Gesellschaft, der Herzog von Kurland begab sich in sein Schlafzimmmer, wo er gegen seine Gemalin dieselben Klagen äußerte, die er den Gästen gesagt, ohne auch hier einen andern Trost, als daß ihn eine recht ruhige Nacht stärken werde, zu finden. Es waren aber von anderer Seite gar wun=

derbare Vorkehrungen getroffen, um diese Nacht zur denkwürdigsten seines Lebens zu machen.

Münnich hatte sich nach Hause begeben und zu Bette gelegt, ohne jedoch, wie er selbst später erzählt, ein Auge zu schließen. Gegen zwei Uhr stand er auf und ließ seinen ersten Adjutanten rufen.

„Es sind doch alle Wachen von einem Regiment?“ fragte er.

„Ew. Excellenz können sich darauf verlassen,“ antwortete der Adjutant.

„Nun so kommen Sie, Manstein!“ sagte der Feldmarschall, indem er Hut und Degen ergriff und seinen Pelz überwarf. „Sie haben doch Ihre Leute gut gewählt?“

„Wie Ew. Excellenz befohlen haben,“ antwortete Manstein.

Vor der Hausthüre stand ein kleiner Trupp in tiefem Schweigen und richtete sich militärisch, als der Feldmarschall heraustrat. „Kommt mit, Kinder!“ sagte Münnich, ohne sich weiter zu erklären. Raschen Schrittes eilten sie durch die todtenstillen Straßen nach dem Winterpalaste, der Wohnung des jungen Kaisers und seiner Eltern. Die Schildwachen am Thore riefen an, Münnich nannte sich und verbot, ins Gewehr zu rufen; die Grenadiere machten also nur klirrend ihre Honneurs.

In der Officierstube der Wache hatte eben ein wüstes Gelage Statt gefunden, es war ein sehr übler Geruch von Taback und Branntwein; Karten lagen auf dem Tische und Fußboden, und auch die Herren hatten es sich bequem gemacht, sprangen aber nicht wenig erschrocken auf die Füße, als sie den gefürchteten Chef ihres Regiments eintreten sahen.

Er war diesmal sehr gnädig, hielt ihnen eine Anrede, daß er sich auf ihre Treue verlasse, und grade sie zu einem wichtigen Dienste erkoren habe; worauf er ihnen befahl, mit ihm zur Prinzessin zu gehen, die sie mit einem ehrenvollen Auftrage begnadigen wolle. Die Prinzessin war wach und hatte in krampfhafter Spannung die Stunden gezählt, bis Münnich erscheinen würde. Jetzt empfing sie den Feldmarschall und sein Gefolge mit großer Freude, brach in laute Klagen über die unwürdige Behandlung aus, die sie und ihr Gemal von dem Regenten erdulden müsse, der auch das unmündige Kind, seinen rechtmäßigen Kaiser, hasse und endlich tödten werde — und schloß mit dem Befehle, den Regenten zu verhaften. Münnich schalt diesen mit heftigen Worten einen Spitzbuben, Verräther und Machträuber. Die Prinzessin reichte den Officieren ihre Hand zum Kusse und befahl, dem Feldmarschall unbedingt zu gehorchen.

Dieser eilte nun, sein Vorhaben auszuführen. Achtzig waren es, Officiere und Soldaten, meist von der Palastwache, welche ihm folgten. Hundert Schritt vor dem Sommerpalast ließ er Halt machen und schickte Manstein voraus, um die dortigen Wachen zu gewinnen. Er hatte auch hier leichtes Spiel, der Haß gegen den Regenten war so allgemein, daß kein Officier, nicht einmal eine Schildwache in den Gängen ihre Schuldigkeit that. Ein einziger Anruf hätte das Vorhaben verrathen, den Unglücklichen gewarnt, der von dumpfem Schlaf gefesselt lag.

Manstein drang in den Palast, der wüste Schwarm mit ihm. Wo ist das Schlafzimmer? Die lange Reihe der innern Gemächer, die vielen Thüren — welche führte zu ihm, den man suchte? Manstein kannte nur die Räume des öffentlichen Lebens im Palaste, er fragte die

Nächsten, aber es waren nur Gemeine, das Gedränge so groß, daß er kaum gehört wurde.

„Ich weiß es!“ rief plötzlich eine Stimme und der Gefangene, der in der allgemeinen Auflösung der Disciplin unbeachtet geblieben war, trat mit noch gebundenen Händen vor den General Manstein.

„Macht ihn frei!“ sagte dieser. „Schnell!“

Ein Schnitt mit dem Säbel und Grigor sprang mit befreiter Hand nach einer Doppelthüre, die er aufriß.

Manstein trat in das stille Gemach, das von einer Ampel friedlich erhellt war. „Wo ist der Regent? Ich habe mit ihm zu sprechen!“ rief er mit harter Stimme.

Ein lauter Schrei antwortete ihm; die Herzogin war es, welche zuerst erwachte. Ihr Gemal, dadurch aufgestört, sprang aus dem Bette und wollte sich darunter verkriechen. Aber Manstein bemerkte es, warf sich wie ein Tiger über ihn her und packte ihn. Die Soldaten drangen ein, vergebens wehrte sich der Herzog, halb nackt wie er war, mit der Faust; man stieß ihn mit Kolben, stopfte ihm den Mund — ein Officier seiner eigenen Wache gab, um ihm die Hände zu binden, seine Schärpe her! So schleppten sie ihn unbekleidet hinaus. Verzweifelnd, sinnlos vor Schmerz lief ihm seine Gemalin nach, sie wußte nicht, was sie that, sie schrie nur und rang die Hände.

Draußen war bitterer Frost, die Sterne funkelten über der schneehellen Straße. „Bringe das Weib zurück!“ befahl ein Officier dem nächsten Gemeinen. Dieser faßte sie am Arme und da sich die Unglückliche sträubte, warf er sie in den Schnee und ließ sie liegen, ihr schwanden die Sinne. Der wachthabende Hauptmann, welcher zurückkehrte, nachdem Biron in den Wagen des Feld-

marschalls, der auf sein Opfer harrte, gebracht worden war, fand sie im Hemde halb erstarrt und ließ sie wieder in ihr Zimmer bringen, wo sie zu dem Bewußtsein erwachte, daß sie von ihrer Höhe schrecklich herabgestürzt sei.

Morgens neun Uhr wurden sämmtliche Minister und Generale, die Großen des Reichs, die fremden Gesandten und die Prinzessin Elisabeth zur Prinzessin Anna berufen. Staunend hatte deren Gemal aus ihrem Munde vernommen, was sich während der Nacht begeben hatte. „Sehen Sie, mein Herr, das heißt handeln!“ hatte Anna zu ihm gesagt. „Sie wollten es ohne mich versuchen, es mißlang, ich habe es ohne Sie unternommen und es scheint mir besser geglückt.“

Der Versammlung wurden die Beweggründe des raschen Schrittes vorgelegt, bald einigte man sich, die Prinzessin Anna wurde zur Großfürstin und Regentin, ihr Gemal zum Generalissimus ernannt, Münnich zum ersten Minister, Ostermann, der sich schlau und schmiegsam der neuen Sonne zuwandte, zum Großadmiral und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Andere Ernennungen folgten, es wurden Orden ausgetheilt, Geschenke gemacht, Schulden der Großen bezahlt. Ein Tedeum verherrlichte den Sieg und der Donner der Kanonen schallte auf Schlüsselburg in das Gefängniß, wo man das gestürzte Ehepaar vorläufig eingesperrt hatte. Bei all' diesen Ostentationen wechselte die Prinzessin Elisabeth, welche sehr nachdenklich geworden war, manchen verstohlenen Blick mit dem Gesandten Frankreichs, la Chetardie.

„Was halten Sie davon?“ fragte dieser den chursächsischen Gesandten, Petzold.

„Mich will bedünken,“ antwortete Petzold, seine

Perrücke schüttelnd, „als ob hierorts die Thronstufen etwas schlüpfrig wären. Ich hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet."

„Wir werden noch mehr erleben," sagte der Franzose mit feinem Lächeln.

Mr. Finch, der englische Gesandte, nahm gelassen eine Prise, während sein kluges Auge nichts unbeobachtet ließ.

5.

In der Stadt herrschte großer Jubel. Es waren dem Volke, das sich auf den öffentlichen Plätzen drängte, Spenden von Waizenbrödchen und Spask (Quarkbutter), Quaß und Branntwein, seinen Lieblingsgetränken, gemacht worden, russische Schaukeln, roth und grün angestrichen, erhoben sich überall und künstliche Rutschberge wurden von Eisplatten gethürmt, während Gaukler und Seiltänzer ihr Spiel trieben, die Menge zu belustigen. Auch die Vornehmen verschmähten es nicht, in ihren prächtigen Schlitten mit Vorreitern und Gefolge sich sehen zu lassen, und wilder Jubel begrüßte die neue Großfürstin, als sie mit ihrer Vertrauten, welche den kleinen Kaiser im warmen Zobelpelz auf dem Schoße hielt, durch die Straßen fuhr.

Von all' der Herrlichkeit genoß vielleicht manches Kind der Residenz nichts, aber es erregte die Entbehrung wohl bei Niemand größere Trauer, als bei der armen Fischerstochter, Maria Iwanowna. Ihr Vater hatte sie, da er den Ssadok einer andern Obhut übergeben hatte, in sein elendes Haus gesperrt, dort saß sie einsam und weinte, indessen der Alte mit seinem kleinen Schlit-

ten nach dem Admiralitätsplatz gefahren war, um in der allgemeinen Bewegung Geld zu verdienen. Auf der Heimkehr lud er Eis, was der gemeinste Russe nicht einzusammeln vergißt, setzte sich auf die Quadern, wo er wie gewöhnlich anfror, und ließ sich von der Tochter, deren roth geweinte Augen er nicht beachtete, mit einem Gusse heißen Wassers losthauen. Noch damit beschäftigt, blickte sie plötzlich auf und ließ den Krug fallen. Der Beweinte, dem sie zweimal eine Freistatt in ihrem Fischhause gegeben, den ihr Vater um schnöden Geldes willen verrathen hatte, den sie verloren glaubte, stand vor ihr, nicht mehr im Schafpelz, sondern im reichen Fuchskleide. Sie schrie laut auf und küßte seinen Rock, der alte Fischer saß noch halb angefroren auf seinem Eisblocke und starrte den Vornehmen an, wie eine Geistererscheinung.

„Gute Maria, Du siehst, ich bin gerettet!“ sagte dieser. „Und Du, Iwan Iljitsch, hast Du Dein Fanggeld gekriegt?“

„Erbarme Dich, Herr!“ stöhnte Iwan in tiefer Zerknirschung. „Nicht einen Kopeken! Der Schwarze weiß, wie ich dazu gekommen bin! Barmherzigkeit!“

„Hier ist!“ sagte Grigor stolz und warf ihm einen Beutel vor die Füße. „Ich schenke es Deiner Tochter zum Hochzeitgut! Höre ich aber, daß Du sie schlecht behandelst —“

„O Gott, o gesegneter Herr!“ schrie der Fischer und arbeitete sich ab, von dem Eise loszukommen. „Wie meinen Augapfel, wie ein Osterei werde ich sie halten!“

„Leb' wohl, gute Mar Iwan,“ sagte Grigor zu der stärker weinenden Tochter. „Ich danke Dir nochmals.“ Und er schritt von dannen, sie sah ihm nach mit einem Blicke, als ginge ihr Leben mit ihm dahin.

So viel Glückwünsche er auch empfangen hatte, daß die Schmach, mit der ihn seine Feinde überhäuft, von ihm genommen, daß er wieder in all' seine Rechte und Ehren eingesetzt war, kein Herz schlug ihm in aufrichtigerer Freude, als das der armen einfachen Maria Iwanowna.

„Seelchen! Noch mehr heiß Wasser!" rief ihr Vater. „Du siehst, ich klebe noch!"

Am Hofe waren große Festlichkeiten. Alles drängte sich, um einen Strahl der neuaufgegangenen Sonne zu empfangen, die Prinzessin war die Huld und Freundlichkeit selbst, ihr Gemal schien durch sein gewonnenes Ansehn geistig gehoben und benahm sich würdevoll; Beide wetteiferten, der Prinzessin Elisabeth gefällig und ehrenvoll zu begegnen, die sich ihrer Seits unbefangen, heiter, und nach gewohnter Art ziemlich frei, besonders gegen die Männer, verhielt. Der Feldmarschall Münnich trug das Gefühl seiner Wichtigkeit unverholen zur Schau, Finch, der englische Gesandte, verglich ihn mit dem berühmten Grafen von Warwick, dem Königsmacher, und prophezeihte ihm ein ähnliches Ende. Graf Ostermann, sein alter Gegner, beobachtete ihn von fern und freute sich, wenn Münnichs Stolz die Anwesenden sichtlich verletzte. Mehrere der vornehmen Russen, denen das immer zunehmende deutsche Wesen mißfiel, zogen sich nach und nach zurück.

„Wo ist Ihr Mignon?" fragte die Großfürstin Anna ihren Gemal. „Es wundert mich, daß er sich dem Hofe nicht im Glanze seiner Restauration zeigt."

„Kann es Sie wundern?" entgegnete ihr Gemal. „Ich dächte, jedes Gefühl müßte sich dagegen sträuben, hier gleich wieder aufzutreten, wo ihn alle Welt im Zustande seiner Erniedrigung gesehen hat."

„Sie fühlen sehr zart!“ sagte die Großfürstin spottend. — „Nicht wahr, Graf Münnich,“ wandte sie sich an den Feldmarschall, der sich näherte, „Grigor Galitzin zeigte Ihnen den Weg in des Kurländers Schlafzimmer?“

„Nicht mir, sondern Manstein, den ich dazu kommandirt hatte, ihn zu arretiren,“ erwiderte Münnich.

„Aber wußte Galitzin, wo Biron schlief?“ fragte die Prinzessin neugierig.

„Ich dächte, Kaiserliche Hoheit,“ erwiderte Münnich mit spöttischem Lächeln, „seine bisherige Hofcharge hätte ihn wohl mit dem intimsten Interieur des Sommerpalastes bekannt machen können.“

„Da sehen Sie!“ sagte der Prinz von Braunschweig zu seiner Gemalin, sobald sie sich von Münnich abgewandt hatte. „Und diesem Hohnlächeln, wenn es auch nur verstohlen geschieht — denn unter die Augen dürfte es sich ihm nicht wagen — diesem schadenfrohen Spott soll sich mein Freund aussetzen?“

„Ich will ihn sehen,“ versetzte die Großfürstin. „Sagen Sie ihm das.“

Der Wunsch galt als Befehl. Grigor Galitzin fand sich am folgenden Morgen im Vorgemach der Großfürstin ein. Sie saß mit Julie Mengden allein, welche ihr Crebillons égaremens du coeur vorlas und schnell das Buch sinken ließ, als Galitzin gemeldet wurde.

„Nun, Liebe?“ fragte die Großfürstin neckend.

„Das ist vorbei!“ rief Julie ihrem Erröthen zum Trotz.

„Warum?“ entgegnete Anna. „Ist Lynar im Wege? Das wäre ganz thöricht, ich denke nicht daran, ein solches Opfer zu verlangen, wir können uns ja ganz

gut arrangiren. Deine Verlobung wird noch einige Zeit in Ehren gehalten, unterdessen findet sich ein Ausweg, sie löset sich auf und der alte Bewerber tritt in seine Rechte."

„Nimmermehr!" rief Julie. „Ich müßte mich selbst nicht achten, wollt' ich dem Entehrten meine Hand reichen! Er ist für mich todt!"

„Kind, Du bist hier noch sehr fremd!" lächelte die Großfürstin. „Wie viele siehst Du, die schon einmal degradirt, die in Sibirien gewesen sind — das thut nichts, kann Jedem passiren!"

„Deutsche Ehre denkt anders!" sagte die Mengden.

„Ist Lievland deutsch, kleine Rebellin?" antwortete Anna, sie leicht schlagend. Der Eintritt des Fürsten unterbrach ihr Gespräch. Die Regentin empfing ihn sehr gnädig, das Fräulein mit einer gemessenen Höflichkeit. Er war befangen und konnte während der Audienz sein Gleichgewicht nicht wieder finden; seine Worte hatten etwas Exaltirtes, selbst seine Stimme klang bewegt. Die Prinzessin fragte ihn nach gleichgültigen Dingen und vermied gütig, was ihn verletzen konnte, dankte ihm für die Anhänglichkeit, die er ihrem Gemale bewiesen hatte und lud ihn ein, sich öfter im Winterpalaste sehen zu lassen. Vergebens hatte er Juliens Auge gesucht, die Großfürstin hatte sie in das Gespräch gezogen, aber Julie war nur eine einsilbige Theilnehmerin geblieben. Als Grigor sich verabschiedete, flammte auch in ihm der Stolz auf und er brachte Julien einen schneidend kalten Glückwunsch zu ihrer Verlobung, die er erst jetzt erfahren habe. Sie dankte ihm mit erkünsteltem Gleichmuthe.

„Wenn es so steht, so habe ich nichts mehr einzuwenden," sagte die Großfürstin, als sich Galitzin entfernt hatte. „Du hast ihn niemals geliebt!"

Julie schwieg. — Im Vorsaale begegnete Galitzin dem Grafen Lynar. Der schöne Sachse schritt lächelnd und verbindlich grüßend an dem Russen vorüber, in dessen Brust eine Meeresflut bitterer Gefühle tobte. Als Lynar eintrat, verschwand Julie durch die entgegengesetzte Thüre, suchte ihr einsames Zimmer und — weinte.

Seit dieser Zeit sahen sie sich öfter. Grigor gewann es über sich, wieder am Hofe zu erscheinen, wohin es ihn mächtig zog: er mußte das Verhältniß des Brautpaares erforschen; eine Anspielung, die er in einem vertrauten Kreise gehört hatte, erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. Anfangs konnte sein scharfes Auge nichts entdecken, was diese Hoffnung begünstigt hätte, Graf Lynar war die Aufmerksamkeit, ja die Zärtlichkeit selbst, wenn er mit seiner Braut öffentlich erschien, und Julie benahm sich sittsam, zurückhaltend, aber in gewissem Sinne vertraulich gegen ihn, so daß Grigor oft im Begriff stand, Petersburg auf immer zu verlassen.

Der Geburtstag der Prinzessin Elisabeth wurde gefeiert. Die Großfürstin hatte ihr Armbänder und im Namen des jungen Kaisers eine kostbare goldene Tabacksdose mit dem russischen Adler geschenkt, der Regent ihr durch das Salzamt vierzigtausend Rubel zahlen lassen. Diner, Ball, Feuerwerk verherrlichten den Tag. Man schmeichelte der Tochter Peters des Großen, deren Beliebtheit bei allen echten Russen zu fürchten war, auf alle Weise.

„Halten Sie das für wirksam?“ fragte Ostermann den englischen Gesandten.

„Ich fürchte, Münnich hat ein gefährliches Beispiel gegeben,“ erwiderte dieser.

„Hoffen wir, den Helden des Tages zu beseitigen,“

sagte Ostermann leise. „Er beleidigt den Prinzen täglich durch seine Anmaßung, der Prinz sagte mir neulich selbst: ich habe ihm viel zu danken, daraus folgt aber nicht, daß er den Großvezier spielen dürfe. Daraus läßt sich schon etwas machen."

Die Gruppe trennte sich, weil sie von la Chetardie scharf beobachtet wurde. Dieser näherte sich der Prinzessin Elisabeth und sprach angelegentlich mit ihr, bis der Feldmarschall nahte und um Erlaubniß bat, den preußischen Major von Winterfeld, seinen künftigen Schwiegersohn, vorzustellen. Der junge König von Preußen hatte diesem gewandten Manne, seinem Flügeladjutanten, der später sein Liebling wurde und den Heldentod starb, nicht umsonst nach Petersburg Urlaub ertheilt. Neben seinen eigenen Angelegenheiten sollte er auch die wichtigern seines Monarchen wahrnehmen und die Verbindung mit dem ersten Minister öffnete ihm dazu Aussicht.

Während des Tanzes fand sich ein unbewachter Moment, wo Grigor Galitzin der Braut des Grafen Lynar nahen konnte. „Sind Sie glücklich, Julie?" wagte er ihr zuzuflüstern.

„Wer sich in das Unabwendbare fügt, ist wenigstens keinem Selbstvorwurf ausgesetzt," erwiderte sie mit längst vorbedachter Rede, denn sie hatte sich auf eine Begegnung mit ihm gefaßt gemacht.

„So ist Ihre Wahl nicht freiwillig?" rief Grigor schnell.

„Ganz freiwillig," erwiderte Julie. „Fragen Sie mich nicht weiter, Fürst Grigor. Sie bleiben mein Freund?"

Ihr seelenvolles Auge hatte für ihn den ersten Blick, der ihn an frühere Zeiten erinnerte.

„O Julie!“ rief er schmerzlich. „Ist Ihnen denn alle Erinnerung an jene Tage, die mir die glücklichsten waren, erloschen?“

„Lernen Sie vergessen, Grigor!“ sagte sie sanft und verließ ihn.

Als sie nach beendigtem Feste mit ihrer müden Gebieterin das Schlafzimmer betreten hatte und die Kammerfrauen entlassen waren, mußte sie noch einen heftigen Ausbruch übler Laune gegen den Feldmarschall hören. Ostermann hatte das Feuer tüchtig geschürt. Es war ihm nicht gleichgültig, da er unter der vorigen Regierung das Kabinet allein gelenkt hatte, durch Münnich's Ernennung zum ersten Minister verdrängt worden zu sein, darum hatte er jede Gelegenheit benutzt, Münnich's Anmaßung und Herrschsucht in das grellste Licht zu setzen.

„Das muß anders werden!“ rief die Großfürstin. „Er widersetzt sich oft gradezu den Befehlen meines Gemals. Mag er auf seine Güter in der Ukraine gehen, er ist alt genug für den Ruhestand.“

Der Prozeß wider den gestürzten Herzog von Kurland wurde inzwischen eingeleitet, er mußte sich einem förmlichen Verhöre stellen. Der Obristlieutenant von Wolfradt, Münnich's zweiter Adjutant, begab sich nach Schlüsselburg, um ihn vorzuladen, und fand das unglückliche Ehepaar in tiefer Niedergeschlagenheit. Namentlich war die einst so stolze Herzogin, welche die Vornehmsten in Rußland übermüthig behandelt hatte, ganz zerknirscht, warf sich dem Adjutanten zu Füßen und flehte ihn an, er möge sich um Gnade für eine so unglückliche Familie verwenden. Wolfradt, sonst ein harter Mann, konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Biron von Kurland benahm sich fest und würdig,

als er seinen Richtern gegenübertrat, er vertheidigte sich mit überzeugender Beredsamkeit wider alle Anklagen, so daß selbst der Prinz von Braunschweig seine Unschuld anerkannte. Aber sein Urtheil war schon im Voraus gesprochen; es hieß Verbannung nach Sibirien, und Münnich zeichnete eigenhändig den Plan zu dem Gefängnisse, das ihn mit den Seinigen zu Palym aufnehmen sollte.

Nun aber begannen die Ränke und Intriguen erst recht. Münnich wurde allmälig durch Ostermann und Golofkin in seinem Ministeramte beschränkt und bat, im stolzen Gefühle seiner Unentbehrlichkeit, um den Abschied. Der wurde ihm nicht vorenthalten, doch fiel er nicht ganz in Ungnade, sondern blieb vorläufig in Petersburg. Seine Verwandtschaft mit Mengdens hielt ihn.

Die Großfürstin fragte die Prinzessin Elisabeth, was sie zu Münnich's Entlassung gesagt habe?

„Ich liebe Sie zu zärtlich," antwortete Elisabeth, „um Ihnen nicht zu gestehen, daß es mich wundert, wie Sie in dieselbe willigen konnten. Sie laden den Vorwurf des Undanks auf sich und berauben sich eines Mannes, dem unbedingt zu vertrauen war."

Die Großfürstin gestand, daß es ihr jetzt selbst leid thue, und daß sie nur von Ostermann überredet worden sei.

Aus diesen Worten charakterisirt sich die folgende Zeit. Die Großfürstin hegte fortan einen gewissen Widerwillen gegen Ostermann und vertraute sich mehr dem Golofkin; zwischen beiden Männern entstand daher bald Rivalität, die allerhand neue Ränke hervorrief. Münnich war aber noch da und seine Rache zu fürchten, man umgab ihn also mit Spionen, und die Regentin, wie

ihr Gemal, wechselten im Winterpalaste fast täglich die Schlafzimmer, um nicht auch einer nächtlichen Expedition zum Opfer zu fallen. Dadurch, daß Golofkin das Vertrauen der Großfürstin besaß, wurde Ostermann an ihren Gemal gewiesen; zwischen beiden Ehegatten bestand das schlechteste Verhältniß, die Großfürstin lebte nur ihrer lieben Mengden und deren Bräutigam, that ihrer Bequemlichkeit selten Zwang an und kümmerte sich um die Regierung gar nicht, gab auch höchst selten Audienz.

„Diese Wirthschaft!“ sagte Grigor's Oheim, der Gouverneur von Astrachan, der von seiner persischen Ambassade zurückgekehrt war, zu seinem Neffen. „Ich wollte, diese deutschen Wurstmacher*) könnten alle mit Karbatschen aus dem Lande gejagt werden und Petersburg läge im Meere. Die eroberten Länder hole der Teufel, wir haben an Moskwa genug.“

Aus solcher Abneigung, welche im Munde des gemeinen Volks noch ganz andere Worte fand, kräftigte sich still und unbemerkt eine Partei für die beeinträchtigte Tochter Peter's des Großen. Hatten doch die meisten Grenadiere geglaubt, sie stürzten Biron's Regentschaft für ihre Matuschka Elisabeth!

6.

Das heilige Osterfest war gekommen. Auf den Straßen sah man die Steige rein gefegt und mit rothem Sand gestreut, die Häuser festlich geschmückt, wie ihre

*) Kolbasnik, Schimpfwort für die Deutschen, weil sie Schweinefleisch essen, dem Russen ein Gräuel.

Bewohner, welche sich der geselligen Freude oder den öffentlichen Belustigungen hingaben; von allen Thürmen läuteten die Glocken, zahllose Wachskerzen brannten an heiliger Stätte und kirchliche Ceremonie wechselte den Tag über mit den alten Volksgebräuchen, die noch aus heidnischer Zeit stammten, wo das Fest der Frühlingsgöttin allen slavischen Nationen heilig war. Der Hof zeigte sich so rechtgläubig, als es nur gute Russen verlangen konnten, das Licht der modern-französischen Philosophie, das aus dem fernen Babel Louis's XV. auch seinen Weg nach dem Norden gefunden hatte, wurde für die Festzeit unter den Scheffel gestellt. Im höchsten Glanze wohnte man der Messe bei, welche in der griechischen Kirche mit den merkwürdigsten Ceremonien mehrere Stunden dauert. Da geschah es, daß dem Diakonus, welcher die Bibel hoch an der Stirn gehalten hervortrug, während der Oberpriester hinter den durchbrochenen, leicht verschleierten Thüren des Allerheiligsten den Altar schmückte, das Buch des Lebens, das wie immer riesenhaft groß und von Gold und Edelsteinen schwer war, fast aus der Hand glitt und nur mühsam von einem entweihenden Falle gerettet wurde. Viele kreuzten sich vor Schreck und hielten es für ein unglückliches Zeichen. Aber der herrliche Kirchengesang, der Glanz, welcher die Versammlung überstrahlte, als die Doppelthüren des Allerheiligsten geöffnet wurden und die Procession der Priester hervorwallte, ließ das Ereigniß vor der Hand vergessen, das auch auf diejenigen, denen man es bedrohlich glaubte, gar keinen tiefern Eindruck gemacht hatte. Dann zeigten sich die Allerhöchsten Herrschaften dem Volke, ließen reichliche Austheilungen machen und verschmähten es nicht, eigenhändig aus den Körben mit

gekochten und gefärbten Eiern, die auf den öffentlichen Plätzen standen, den Andrängenden solche zu reichen, die mit jauchzender Freude empfangen und geküßt wurden.

„Christ ist erstanden!“ tönte dem Fürsten Grigor, welcher in sich gekehrt, etwas abseits von der Gruppe stand, eine schüchterne Stimme in das Ohr, und als er sich dahin wandte, erblickte er im reinlichen grünen Ssarafan die Fischerin Maria Iwanowna, deren hübsches Gesicht glühend erröthet war, indem sie ihm den Gruß bot, der bei jeder Begegnung der Russen am Osterfeste erklingt.

Grigor säumte keinen Augenblick, ihr den Gegengruß: „Wahrhaft erstanden!“ zu sagen und küßte sie, wie es Volkssitte ist, mit dem Bruderkuß auf die schamhaft dargereichte Wange.

Er selbst aber verfärbte sich, als ihn aus der Nähe der Großfürstin ein Blick traf, der ihn durch seinen räthselhaften Ausdruck beben machte. So konnte Julie nicht blicken, wenn er ihr gleichgültig war: es lag nicht Spott, nicht Hohn in diesem Blicke, sondern eine staunende Frage, Grigor wähnte, auch etwas Verletztes. Da kümmerte er sich weiter nicht um die blonde Fischerin, sondern folgte dem Zuge seines Herzens. Sie war aber glücklich, die arme Mar Iwan; sie zog sich bescheiden zurück und erzählte ihrem Vater beseligt, daß Grigor Dmitrijewitsch ein rechtgläubiger Christ sei, kein Ketzer, wie er ihn gescholten habe.

„Ich weiß es doch!“ sagte der hartnäckige Alte. „Er schlägt kein Kreuz mit drei Fingern, er thut dem Obros (Heiligenbilde) keine Anbetung! Und Dein Vetter Kirila sagt es auch; von wem der es weiß, das brauch' ich Dir nicht erst zu sagen, Seelchen.“

Dieser Vetter war ein Grenadier von der preobraschenskoischen Leibgarde, ein wunderschöner Kerl von herkulischem Wuchs und markigen Gliedern. Er stand in hohen Gnaden bei seinen Vorgesetzten, welche ihn auszeichneten, Manches, was er beging, übersahen, kurz, ihm den Dienst so angenehm als möglich machten, ja ihn zuletzt ganz davon dispensirten, eine liebreiche Behandlung, welche sonst in der russischen Armee nicht üblich ist und ihre ganz besonderen Gründe haben mußte.

Bei der abendlichen Assemblee im Winterpalaste wurde manches Ei zerstoßen. Es ist sonst ein unschuldiges Spiel: wessen Ei das härteste ist und dem des Gegners ein Grübchen stößt, hat das Recht auf ein kleines Geschenk gewonnen. Hier wurde es förmlich zum Hazard, mit einem großen Aussatz an Golde, mit „Halten“ und „Einziehen,“ wie beim Würfelspiel. Da nahte sich auch Grigor Galitzin dem Fräulein Mengden: „Stoßen wir ein Ei?“

„Und was soll der Preis sein?“ fragte Julie.

Er suchte ihr Auge und antwortete leise: „Vertrauen auf eine Frage!“

„Ei, da ergäbe ich mich doch zu sehr der Indiscretion,“ antwortete Julie, zum Scherz ihre Zuflucht nehmend.

„Nun, wenigstens das Recht, eine Frage zu thun,“ bat Grigor.

Sie nahm schweigend ein Ei aus dem goldenen Porzellankörbchen, das vor ihr stand und stieß mit Grigor an. Ihr Ei knackte, Galitzin's blieb unversehrt. Aber die Frage, die sich auf seine Lippen drängte, konnte er heut nicht thun, denn es fand sich kein Moment mehr, wo sie ungestört hätten sprechen können.

Und so vergingen Wochen, Monate, ehe die Gelegenheit dazu kam. Die Großfürstin, welche wieder guter Hoffnung war, erschien nur auf kurze Zeit in den Zirkeln des Hofes, Julie Mengden kam nur mit ihr und ging mit ihr; in den Gemächern der Großfürstin hatten nur die Vertrautsten, vor Allen Lynar, Zutritt und Grigor mußte sich mit der Last, die ihm auf dem Herzen lag, nur zu lange tragen. Das Spiel der Parteien nahm seinen Fortgang und jede suchte der andern in die Karte zu sehen. Die auswärtige Politik — denn es war der schlesische Krieg ausgebrochen, die Feinde Maria Theresia's griffen nach deren Erbe und gegen Rußland standen die Schweden in Waffen — mischte sich in die heimischen Interessen und für den scharfen Beobachter war der Zustand der Dinge zu St. Petersburg ein sehr ungewisser. Dort lebte man, wie die Ephemere, nur für den Tag.

Der Sommer kam, der im Norden zwar kurz, aber um so energischer ist. Bei der Hitze liebte es die Großfürstin, zuweilen abendliche Lustfahrten nach dem nahen kaiserlichen Lustschlosse zu machen, Julie Mengden begleitete sie dann und ein paar Cavaliere zu Pferde erhielten die Erlaubniß, den Wagen zu escortiren. Da war auch Grigor Galitzin — vielleicht auf Juliens Betrieb, die mehr und mehr mit sich in Zwiespalt gerieth — zu dieser Ehre gelangt. Er mußte sich zwar in ehrerbietiger Entfernung von der fürstlichen Troika halten, die ein scharftrabendes Steppenpferd unter dem Bügel mit zwei in Lüften galoppirenden Arabern zog, aber er konnte seine Geliebte doch sehen und zuweilen einen flüchtigen Blick von ihr auffangen. Und Abends! Der Lustwald duftete so erquicklich, die Blumen strömten ihre

Wohlgerüche aus, ein lauer wollüstiger Hauch wehte durch die monderhellten Laubmassen, wo silberne Streiflichter mit schwarzen Schatten spielten, Alles stimmte weich, hingebend. Die Großfürstin hatte dem vornehmsten Cavalier, dem Grafen Lynar, den Arm gegeben und ließ sich von ihm durch die verschlungenen Gänge führen, Julie blieb mit Grigor etwas zurück.

„Darf ich jetzt fragen?“ begann er mit stockender Stimme.

„Sie haben keine große Eile gehabt,“ antwortete sie.

„Konnt' ich früher?“ sagte er. Dann nach einer kleinen Pause: „Ihr Verhältniß zu dem Grafen Lynar — doch danach wollt' ich nicht fragen, darüber bin ich nicht mehr in bangen Zweifeln. — Julie!“ sagte er sanft und faßte ihre Hand.

Sie zitterte in der seinigen, aber sie entzog sie ihm nicht.

„Julie, werden Sie meiner Frage zürnen?“ fuhr er innig fort. „Sie entspringt aus der reinsten Neigung. — Dies Verhältniß — ich meine nicht das Ihrige! — großer Gott! und Sie, hat die Luft dieses Hofes auch Ihr herrliches Gemüth ergriffen, Sie, Sie konnten sich entschließen, zu dessen Begünstigung die Hand zu bieten! Julie, Verzeihung meiner kühnen Sprache, ich werde wahnsinnig, nur zu denken —“

„Wahnsinnig sind Sie!“ rief das Fräulein bebend und riß sich vom ihm los, ohne ihm noch ein Wort, noch einen Blick zu gönnen. Hinter ihnen in einiger Entfernung kam noch mehr Gesellschaft, sie schloß sich dieser an, hütete sich, auch nur einen Moment zugänglich zu sein, und als die Rückfahrt in der großen kaiserlichen Gondel auf der Newa gemacht wurde, sorgte

sie, daß ein Wall von Gleichgültigen zwischen ihr und Grigor zu sitzen kam.

Wie war die Nacht schön, wie herrlich die Fahrt! Die Wellen glitzerten im Mondlicht und rauschten am Bug des Schiffes empor, das sie in leise schaukelnder Bewegung durchschnitt; die Luft wehte schmeich.lnd und lind, am Ufer glitten die Bäume und Häuser wechselnd vorüber. Je näher der Kaiserstadt, desto lebendiger die Scene! Gondeln und Barken bewegten sich durch all' die Flüßchen und Kanäle, welche die Inselgruppe, auf denen St. Petersburg erbaut ist, durchschneiden; die russischen Volkslieder in ihren harmonischen Molltönen ließen sich von dieser, von jener Seite vernehmen, Klänge der Balaaleika, fröhliches Gelächter trug der Nachthauch daher und an die Newa traten nun schon stattliche Häuser, Paläste mit erleuchteten Fenstern. Von all' diesen lieblichen Eindrücken fühlten nur Zwei der Schiffsgesellschaft nichts, sie hatten keinen Sinn für die Außenwelt, sie rangen mit ihrem eignen Innern. Erst als die Hornmusik — wer kennt sie nicht, die russischen Hörner mit ihren zauberischen Klängen, ergreifend zugleich und Wehmuth erregend, weil sie die Sclaverei selbst in der Tonkunst bekunden!*) — erst als die Hornmusik, mit welcher der aufmerksame Regent seine heimkehrende Gemalin empfing, die weiche Stimmung erfrischte, schüttelte Grigor die Schwachheit

---

*) Sie sind von verschiedener Größe, einige Zoll bis mehrere Fuß lang und haben jedes e i n e n Ton, so daß die Harmonie nur durch blitzschnelles Einfallen, strengstes Tacthalten der einzelnen Hornisten möglich wird. Wie spielt da der Kantschuh den Lehrmeister! Und zeitlebens nur einen Ton blasen!

von sich und dachte genauer über Juliens Worte nach. Julie aber floh, sobald sie im Palaste angekommen war, Kopfschmerz vorschützend, in ihr Zimmer und sank erschöpft auf das Bett. Was längst ihr Gemüth gequält, was ihr Gefühl verletzt hatte, das nur in der blinden Neigung für ihre Herrin, bethört von der frivolen Atmosphäre, in welcher sie lebte, wo der Unterschied zwischen Recht und Unrecht hinweggespöttelt wurde, eine Zeitlang geschwiegen — dem hatte Grigor Worte gegeben! Er war irre an ihr, sie stand tief in seinen Augen, sie, die ihn bisher, weil er schuldlos einer schmählichen Behandlung unterlegen war, für entehrt und eine Verbindung mit ihm für entehrend gehalten hatte! Der Gedanke war unerträglich. Wie es bei Charakteren von Juliens Art, leichtsinnig, reizbar, unüberlegt, der Fall ist, regte sich schnell der falsche Trotz: Welches Recht hat er, mich zu fragen, wie ich handle? Ich bin zu stolz, mich gegen ihn zu rechtfertigen. Er ist mir nichts, gar nichts.

Ihr Benehmen, wenn sie in der folgenden Zeit mit Grigor zusammentraf, drückte ihm nur zu deutlich aus, daß er sie beleidigt hatte, alle Bemühungen, sich ihr zu nähern, wies sie mit kaltem Stolze zurück. Ueberdem kam die Regentin im Laufe des Sommers mit einer Prinzessin nieder, wo Julie Mengden in deren Pflege für alle Welt unsichtbar wurde. Diese Zeit, wo die Aufmerksamkeit getheilt war, benutzte die im Stillen arbeitende Partei für ihre Pläne. Prinzessin Elisabeth fuhr öfter als gewöhnlich an der Kaserne der Leibgarden vorüber, die ihr jedesmal donnernd zujauchzten, sie war freigebiger gegen das Volk als je, wer ihr nahte, wurde durch ihre verführerische Freundlichkeit gewonnen; beson-

dern Werth legten die Russen auf manche Aeußerungen im nationalen Sinne. Ihr Leibarzt Lestocq hatte vielen Verkehr mit dem französischen Gesandten. Ueberhaupt war die Intrigue nicht so fein angelegt, daß sie nicht hätte durchschaut werden können. Aber der Hof war zu sorglos. Sie glaubten, wenn sie der Prinzessin zu ihrem Namenstage ein goldenes Theezeug, einen schönen Edelstein zum Haarschmuck schenkten, würde sie die Krone verschmerzen. Woronzoff, Elisabeth's Kammerherr, warnte sie vor Unvorsichtigkeit, besonders möge man sich vor Ostermann hüten. Die Prinzessin lachte. „Ostermann hat den Muth nicht, aufzutreten, wo er seine Meinung sagen soll," erwiderte sie. „Er reibt sich lieber das Gesicht mit Quitten ein und fingirt Gelbsucht, um aus dem Conseil zu bleiben, wenn es gilt."

Das hatte man ihm schon einmal Schuld gegeben. Jetzt aber, wo er wirklich krank war, ließ er sich — es war im Spätherbste — zur Regentin tragen und warnte sie, denn ihm war allerhand zu Ohren gekommen.

Die phlegmatische Großfürstin zeigte ihm statt der Antwort ein neues reizendes Kleidchen, das sie für den jungen Kaiser vom Auslande verschrieben hatte. Er sollte damit bei der nächsten großen Cour, zu welcher ihm Julie Mengden schon seine Rolle einübte, stolziren. „Ich werde mit der Prinzessin sprechen," sagte Anna von Braunschweig endlich bei den dringendsten Vorstellungen des Ministers.

Besseres Gehör fand er bei dem Regenten, an den er sich nun wandte. Dieser hatte den Plan, Elisabeth mit seinem Bruder zu verheirathen, äußerte aber doch, daß sie bei ihrem zweideutigen Benehmen nicht die Erste sein würde, welche man in Rußland in ein Kloster sperrte,

und ging auf den Vorschlag ein: wenigstens einen Theil der Leibgarde, unter welcher die Prinzessin ihre Anhänger besaß, gegen die Schweden marschiren zu lassen.

Bei Hofe war große Cour. Fräulein Mengden hatte den kleinen Kaiser, der mit vieler Liebe an ihr hing, auf dem Arme, er war prachtvoll in Goldstoff und Spitzen gekleidet und lachte die Versammlung, als er mitten hindurch nach dem Thronsessel getragen wurde, so freundlich an, daß ein allgemeiner Enthusiasmus über seine Anmuth entstand. Es war auch ein bildschönes Kind, strotzend von Gesundheit, mit rothen Wangen und hellen klugen Augen. Julie Mengden legte sich Ehre mit ihrem Zögling ein. Wenn sie schmeichelnden Tons: „Majestät!“ sagte, dann hob er sein kleines Händchen und ließ es sich von dem Nahenden, der seine Reverenz machen wollte, küssen, wobei es vor Freuden, als sei es der köstlichste Spaß, jauchzte. Armes Kind, ob Dich wohl ein Traum von diesem letzten Tage Deiner Herrlichkeit in Deinem dunkeln Leben heimgesucht hat?

Als die Spieltische arrangirt wurden, suchte die Großfürstin eine Gelegenheit mit Elisabeth heimlich zu sprechen. „Ich habe aus Breslau einen Brief erhalten,“ sagte sie, „worin ich vor Ihnen und Ihrem Leibarzte Lestocq gewarnt werde. Ich messe zwar jenen Anklagen gegen Sie keinen Glauben bei, sollte man aber Ihren Leibarzt schuldig finden, so werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich ihn verhaften lasse.“

Das Blut stockte in Elisabeth's Adern, doch faßte sie sich gewaltsam und betheuerte ihre Anhänglichkeit und Treue in so bestimmten Ausdrücken, daß es ihr nicht schwer fiel, die gutmüthige, sorglose Anna zu beschwichtigen. Dann setzte sie sich gelassen zum Spiele, aber

vor ihren Augen schwammen die Kartenbilder undeutlich — ihr schwebte nur das Rad und die Krone vor, welche Lestocq heut früh auf ein ähnliches Kartenblatt gezeichnet hatte mit den Worten: „Kein Mittelweg! Entweder die Krone für Sie, oder das Rad für mich!“ Wer zu beobachten verstand, sah in Elisabeth's Gesicht so gut, als in Anna's, daß etwas Wichtiges zwischen Beiden vorgefallen war.

Die glänzende Versammlung zerstreute sich, es war spät in der Nacht. Vor dem Winterpalast hielten zu Roß die beiden Schildwachen von der Chevaliergarde, wie zwei riesige Standbilder, fast unbeweglich, kaum daß eins ihrer Pferde zuweilen mit dem Fuß stampfte und am Gebiß kauend schnaufte. Da kam noch ein Mann im Wolfspelz eilig von der Newa daher, ließ sich anrufen und begehrte den Officier der Wache zu sprechen.

„Kennst Du mich, Feodor Alexeiewitsch?“ fragte er ihn lebhaft, als er heraustrat. „Ich bin der Fürst Grigor Galitzin und muß den Regenten sprechen. Frage nicht, es gilt Deinen Kopf, wenn Du ihn nicht wecken läßt, dafern er schon schläft.“

Die Großfürstin war im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als ihr Gemal mit allen Zeichen der Bestürzung zu ihr eintrat. „Es ist mir von einer Verschwörung Elisabeth's gemeldet worden,“ sagte er, "die noch in dieser Nacht ausbrechen soll.“

„Die alte Geschichte!“ antwortete Anna. „Ich habe mit ihr selbst gesprochen, sie war so unbefangen wie ein Kind. Es sind Märchen, von ihren und unsern Feinden ersonnen, um uns gegenseitig mißtrauisch zu machen, wobei man im Trüben zu fischen hofft.“

„Aber bie Klugheit riethe doch, die Wachen zu ver-

stärken, Patrouillen durch die Straßen zu schicken," sagte der Regent.

„Ich würde es für lächerlich halten," antwortete Anna. „Thun Sie jedoch, was Sie nicht lassen können."

„Kaum kann ich es selbst glauben," sagte der Prinz. „Sie war vor einer Stunde noch hier, so etwas will vorbereitet sein, heut unternimmt sie auf keinen Fall etwas, morgen marschirt die preobraschenskoische Garde ab, und sie übermorgen in's Kloster. Ich glaube auch, wir können ganz ruhig sein, es ist vielleicht ein neues Liebesabenteuer, und Grigor sieht Gespenster, ich kenne das an ihm. Uebrigens hat er mir versprochen, bei der geringsten verdächtigen Bewegung wieder hier zu sein, er ist mir treu, der gute Grigor!"

Das war er auch. Wie ein ruheloser Geist umkreiste er zu todter Mitternachtsstunde die Kasernen der Leibgarde, wo noch eine verdächtige Bewegung herrschte. Nicht lange durfte er warten, so kam von der Newski-Perspective ein Schlitten geräuschlos über den Schnee dahergeflogen und hielt vor dem großen Portal, ohne daß die Schildwache anrief. Mehrere Personen stiegen aus, alsbald wimmelte es um sie von Soldaten, welche aus den Kasernen kamen; Grigor mischte sich in der Dunkelheit unter sie und erblickte eine Frau, die ein Panzerhemd über dem Kleide trug, wie er beim Sternenlicht deutlich wahrnehmen konnte. Sie ergriff eins von den Gewehren, die vor der Wache in ihren Ständen lehnten, richtete sich hoch auf und sprach: „Ihr wißt, wer ich bin, Peter's des Großen Tochter und Eure rechtmäßige Kaiserin! Wollt Ihr mir folgen?"

Mehr bedurfte Grigor nicht. Er drängte sich durch, der Getreue, nur noch rechtzeitig zu warnen; jetzt brachte

er kein dumpfes Gerücht mehr, wie das erste Mal, jetzt brachte er furchtbare Gewißheit! Aber ehe er noch den dichten Kreis, der ihn immer mehr ansetzend mit eingeschlossen hatte, zu durchbrechen vermochte, blitzten Fakkeln mit grellem Lichte rings umher, beleuchteten die hohe Gestalt der Kaisertochter, der Alle zujauchzten, aber auch den Eindringling, dessen Hut, dessen Pelz unter den Uniformen, Bandelieren und Grenadiermützen auffiel. Noch hoffte er zu entkommen, da auch die Begleiter Elisabeth's in bürgerlicher Tracht waren, aber gewaltsam sich durchdrängen durfte er nicht mehr, er mußte seine Gelegenheit ersehen. Martervolle Momente!

Die Kaisertochter ergriff ein Kreuz, das wohl absichtlich bei der Hand war, kniete nieder und schwur, das Vaterland zu befreien oder zu sterben. Die Grenadiere stürzten nieder wie sie und schwuren ihr Treue, auch Grigor mußte knieen! Da ward es lichter um ihn, es wurden Patronen, Handgranaten ausgegeben, die Soldaten pflanzten ihre Bayonette auf. Diesen Moment benutzte Grigor, mit Gewandtheit durch die Menge zu entschlüpfen.

„Wohin?“ schrie plötzlich Einer und hielt ihn am Arme.

„Im Auftrage der Kaiserin!“ sagte er leise und eindringlich.

„Das ist Grigor Dmitrijewitsch!“ schrie der Grenadier, ihn erkennend. „Bleib' da! Ist der auch von uns, Elisabeth Petrowna? Ich denke, er ist Dein Feind.“

Die Prinzessin trat rasch näher. „Was seh' ich?“ rief sie. „Wie komme ich zu der Ehre, Fürst Galitzin? Sie wollten lauschen, mich verrathen? Sie bewachen mich schon lange! Ich werde mich bei Ihnen bedanken, wenn ich Zeit habe. Nimm ihn hin, Kirila,“ befahl sie dem Grenadier. „Bewacht ihn wohl!“

Rasch ging es vorwärts, Anfangs im Schlitten, dann, um kein Geräusch zu machen, zu Fuß. Dreihundert Grenadiere folgten im tiefen Schweigen: Grigor blieb gefangen, verzweiflungsvoll zurück. Noch baute er auf die Treue der Palastwache, aber ach! was er einst selbst erlebt hatte, ließ ihn bald verzagen. Und es regte sich auch hier keine Faust, keine Stimme für die unglückliche Familie, welche in sorgloser Ruhe schlief. Die Anrede Elisabeth's an die Wache riß die Gemeinen hin, die Officiere äußerten einige Bedenklichkeiten, wurden aber sofort entwaffnet, verhaftet und nur durch Elisabeth's Wort vom Tode gerettet.

„Nehmet den Regenten und seine Frau gefangen — Niemand aber störe den kleinen Iwan," befahl sie. Man fand den Regenten in seinem Zimmer, fand seine Gemalin mit Julie Mengden in einem Bette und verhaftete sie, ohne auf ihre Thränen, auf ihre Bitten, Elisabeth zu sprechen, auf ihr Jammern um ihr Kind zu achten. Der kleine Kaiser lag in seinem weichgeschmückten Bettchen und schlief so süß, so ruhig! Die aufgeschreckten Wärterinnen knieten zitternd und betend im Winkel, während die eingedrungenen Grenadiere lautlos, denn die Prinzessin hatte verboten, Iwan zu stören, das Gewehr beim Fuß um ihn her standen, wie eine Ehrenwache.

Da trat mit raschem Siegerschritt Elisabeth ein. Sie nahte dem Bette, das Kind erwachte und lächelte sie an, sie nahm es auf ihren Arm und sagte mitleidig: „Armes Kind, Du hast nichts gethan."

Und was war sein Schicksal, fragt ihr? Es wurde in eine Feste gesperrt, wo es aufwuchs ohne liebende Pflege, ohne allen Unterricht, ohne zu ahnen, wer

seine Eltern gewesen, welcher Glanz seine Wiege umstrahlt hatte — denn es war bei Todesstrafe verboten, mit ihm auch nur ein Wort zu sprechen. So wuchs der Knabe zum Jüngling heran, in halber Verthierung. Nach zwanzig Jahren besuchte ihn Peter der Dritte, Elisabeths Nachfolger, verkleidet; er wollte menschlicher für ihn sorgen, aber sein eigner gewaltsamer Tod zog auch den des unglücklichen Opfers nach sich, dessen sich eine Partei wider Katharina bedienen wollte, und das nun aus Staatsrücksichten ermordet wurde — auf welche Weise, bei welcher Veranlassung, ist dunkel geblieben.

Der Morgen tagte und das staunende Petersburg erfuhr durch Kanonendonner und Glockenklang, daß die Thronstufen wiederum geräumt worden und Elisabeth Kaiserin von Rußland sei. Ein Schlag hatte all' ihre Feinde in ihre Macht gegeben, auch Münnich, Ostermann, Golofkin, Mengden waren in der Stille der Nacht verhaftet worden. Das Volk jubelte von Neuem, denn es erhielt Branntwein und Belustigungen, ein großes Tedeum wurde gefeiert; im Winterpalaste, den nun die Kaiserin Elisabeth bezogen hatte, war Gratulationscour, Ordens- und Rangvertheilung, Abends Assemblee und italienisches Concert.

Durch die Straßen von Petersburg stolzirten die dreihundert Grenadiere in den Uniformen ihrer erhöhten Grade, die Gemeinen waren Lieutenants, die Korporale Hauptleute und Majors, Kirila Iljitsch um seiner besondern Verdienste willen sogar Oberstlieutenant geworden. Er mußte sich nun in seiner neuen Pracht dem Vetter Iwan und vor Allem seiner kleinen Base Maria zeigen, die in der letzten Zeit so freundlich mit ihm ge-

scherzt und geplaudert hatte. Ihren Beweggrund ahnte er freilich nicht: sie erfuhr durch ihn Manches, was sie dem theuren Herrn wieder sagen konnte, dem es so wesentlich und wichtig war; noch in der letzten Nacht hatte sie an seiner Schwelle sitzend auf seine Heimkehr vom Hoffeste gewartet, um ihm zu vertrauen, was sie aus Kirila's bramarbasirenden Reden am Abende von einer nahen Aenderung gehört hatte.

Heut saß sie traurig und allein, als Kirila eintrat. Sie blickte ihn mit verweinten Augen zornig an: „Was willst Du?" fragte sie.

„Liebchen, ich bringe Dir ein Paar neue Schuhe," sagte er, „sieh her, Mar Iwan, von gesticktem Saffian aus Torschok! Willst Du mich dazu haben?"

„Du bist betrunken!" rief die Fischerin.

„Selig, Liebherzchen!" entgegnete Kirila. „Oberstlieutenant von der Leibgarde Ihrer Kaiserlichen Majestät, die mir ein Haus gekauft hat, wie all' meinen Cameraden, nun will ich heirathen und Niemand als Dich, Seelchen. Was soll ich Dir geben als Freier? Fordre nur, fordre, wir haben jetzt Alles, was wir wollen."

Sie sah ihn lange an, die Farbe wechselte auf ihrem Angesichte. „Davon sprechen wir!" sagte sie endlich. „Erzähle mir nur erst, wie Alles gestern Nacht gegangen ist und wen ihr gefangen habt."

Da erzählte Kirila, wie es sich zugetragen hatte, die Erscheinung der Kaiserin, Galitzin's Verhaftung und alle folgenden. Er sprach von den Festen, die er heut mitgemacht, von seinem Besuche beim französischen Gesandten, den er mit Mehreren seiner Cameraden als Deputation wegen der guten Rathschläge becomplimentirt,

und rühmte sich, daß er ihn umarmt und mit ihm getrunken habe. Dann kam er wieder auf seine Werbung und drängte Maria, nur den Preis zu bestimmen, um den sie einschlagen wolle.

„Gut denn!“ sagte sie endlich in großer Aufregung. „Fürst Grigor Dmitrijewitsch ist uns immer ein gnädiger Herr gewesen, hat für uns gesorgt, wie ein Vater. Mache ihn frei, so will ich Dich heirathen.“

Der Vetter starrte sie erstaunt an. — „Ja, ja!“ rief sie heftig. „Sonst nicht!“

Seine Fragen, seine Einwände waren vergeblich, sie berief sich auf sein großes Ansehen bei der Kaiserin und verbot ihm wiederzukommen, wenn er nicht ihren Wunsch erfülle; einen andern Preis wolle sie nicht. Er ging darüber ganz erbittert fort, beschloß aber doch, den närrischen Einfall zu befriedigen, nicht durch Fürbitte bei der Kaiserin, sondern auf eigne Hand. Als der Abend tief eingebrochen war, begab er sich nach dem Gefängniß, wo er den Fürsten Galitzin wußte und zugleich einen Befehlshaber der Wache, der ihn und seine Stellung genau kannte. Er trat ziemlich brutal ein, und forderte im Namen der Kaiserin den Gefangenen, den er zu Ihrer Majestät bringen sollte. Wie erschrack er aber, als ihm der Wachthabende staunend eröffnete, daß er bereits seit einer Stunde abgeführt worden sei, wohin? wußte er nicht, aber auf speciellen schriftlichen Befehl von Lestocq, der jetzt Alles galt, Alles vermochte. Kirila ging nun gradezu nach dem Winterpalast.

Die Kaiserin hatte die letzte Bitte Grigor's, ihm noch ein Gespräch mit dem gefangenen Prinzen von Braunschweig zu gönnen, nicht gestattet, wohl aber ihn vor sich beschieden und, mit Bitterkeit über sein allem

Nationalinteresse abtrünniges Benehmen, ihr Urtheil verkündet, das ihn nach Sibirien verbannte.

„Danke es Deinen Verwandten, die treue Russen sind,“ rief sie, „daß Du dem Tode entgehst.“

Ehe der große Transport nach Sibirien aufbrach, wurde ihm plötzlich durch eine Laune der Kaiserin, welche überhaupt Herzensangelegenheiten mitleidig behandelte, eine Zusammenkunft mit Julie Mengden bereitet, welche das Schicksal ihrer unglücklichen Herrin auch in der Gefangenschaft theilte. Ohne zu ahnen, wen er sehen sollte, führte man ihn nach Schlüsselburg. Dort trat ihm in dem Zimmer, dessen Thür ihm geöffnet wurde, mit gleicher Ueberraschung Julie entgegen. Welch' ein schmerzliches Wiedersehn! Aber es führte zum innigen Verständniß, zum Herzensaustausch, zum Treugelöbniß über Trennung und Grab hinaus.

Sie sahen einander zum letzten Male. Julie begleitete ihre Herrin nach ihrem Exil auf eine Insel der Dwina am weißen Meere, wo die gefangene Fürstenfamilie in Dürftigkeit gehalten wurde bis an ihren Tod. Als die Prinzessin nach einigen Jahren starb, gelobte ihr Julie auf dem Sterbebette, ihren kleinen Waisen — denn sie wurde noch mehrmals Mutter — eine treue Pflegerin zu sein; das hat sie gewissenhaft erfüllt. Erst vierzig Jahre später wurden die Sprößlinge dieser Ehe, die unter bösen Sternen geschlossen war, aus Rußland entlassen und nach Dänemark geschickt, als längst der Schnee und Frost des Nordens Juliens Hügel umstarrte.

Erschüttert, bis zur Unmännlichkeit erweicht, hatte sich Grigor von ihr getrennt. Der Officier, der ihn begleitete, war schon lange bemüht, seine Aufmerksamkeit zu erregen, endlich sprach er ihn gradezu an.

„Herr," sagte er, „es thut mir leid um Dich. Heut geht es nicht mehr an, aber vor vier Wochen wollt' ich Dich frei machen und hätte es gethan, wenn ich eine Viertelstunde eher gekommen wäre.

Grigor sah ihn erstaunt an. „Was bewog Dich dazu?" fragte er.

„Mein Mühmchen wollte es haben," sagte der Russe mit dem naiv gutmüthigen Ton, der sich oft zu der Rohheit seines Volkes mildernd gesellt. „Du seist ihrem Vater und ihr stets ein gütiger Herr gewesen."

„Maria Iwanowna!" rief Grigor. „Das treue Kind!"

„Ich werde sie heirathen," sagte Kirila.

„Bist Du ihr auch recht von Herzen lieb?" fragte Grigor.

„Sie hat mich lieb wie ihre Seele!" betheuerte Kirila in seinem aufrichtigen Glauben daran.

„So sag' ihr von mir, daß ich ihr danke für ihre treue Anhänglichkeit," sagte Grigor warm, „daß sie Dich lieb und werth halten soll, und Du auch, guter Kirila, sei ihr ein liebevoller Mann."

Das versprach ihm Kirila — und Maria Iwanowna, da sie den letzten Gruß ihres Herrn empfing, sagte kein Wort, senkte demüthig den Kopf und gab Kirila die Hand zum Zeichen ihrer Einwilligung.

Auch Münnich, Ostermann und Alle, die unter den vorigen Regierungen hoch gestanden, wanderten nach Sibirien. Da wollte es der Hohn des Zufalls, daß Münnich's Schlitten in Kasan einem andern begegnete, in welchem Biron von Kurland saß, der Mann, den er gestürzt hatte, der jetzt von Elisabeth zurückgerufen wurde, dessen Gefängniß Münnich fortan einnehmen sollte! Beide grüßten sich ernst und fuhren an einander vorüber.

Wohl schlug auch diesen Verbannten einmal die Stunde der Erlösung, wenn auch so spät, daß Wenige sie erlebten. Grigor Galitzin war einer von diesen Wenigen, aber zum frühzeitigen Greise ergraut, konnten ihn die Ehren, die sich noch spät um sein Haupt rankten, als er unter Katharina wieder den Thronstufen sehr nahe stand, nicht für die Leiden, die Schmach seiner jungen Jahre entschädigen.

II.

Gedichte.

Von

Woldemar Baron v. Gaudy.

Ewig.

„Ewig," — tönt es von dem Rosenmunde,
Der dem Liebenden die Treue schwur,
Ewig weiht auch er sich froh dem Bunde
Freudig folgend süßer Liebe Spur;
Doch kaum ist der ew'ge Bund geschlossen,
Kaum besiegelt ihn ein glüh'nder Kuß,
Sieh, da ist die Ewigkeit verflossen,
Und mit ihr der Liebe Hochgenuß.

Männer hört man heilig es beschwören
Treuer Freundschaft ewig sich zu weihn,
Bis ins Grab dem Freunde zu gehören,
Nimmer Opfer für ihn je zu scheun;
Prüft man aber nur nach wenig Jahren
Dieser heil'gen Freundschaft Ewigkeit,
Dann gewiß wird staunend man erfahren,
Daß sie längst entschwand im Strom der Zeit.

Jubeltöne höret man erschallen,
Siehet da, wo jüngst der Krieg entbrannt,
Feinde froh sich in die Arme fallen,
Da ein ew'ger Friede sie verband;

Doch erwachend schwingt des Krieges Hyder
Bald von Neuem ihre Geißel hoch,
Und es mordet blut'ge Kampflust wieder,
Wo der Glaube ew'gen Friedens trog.

Großen Herrschern, Fürsten oder Helden
Weiht man Statuen zum ew'gen Dank,
Um der späten Nachwelt es zu melden,
Welchen Ruhm sich Jeder einst errang;
Doch die Nachwelt sieht mit andern Blicken
Diese Zeugen ew'gen Ruhmes an,
Stürzt sie kühn, und schmettert sie in Stücken,
Das verachtend, was nicht nützen kann.

So verschwindet Alles, was auf Erden
Ewig schien und ewig ward genannt,
Nichtig scheint des Wortes Ruhm zu werden,
Ja nur wie zum Spotte angewandt;
Doch in eines heil'gen Dreiklangs Namen
Zeigt sich Ewigkeit dem Erdensohn',
Er, von dem uns Heil und Segen kamen,
Heißet: Gott, die Tugend und Religion!

Liebchens Vertrauen.

Hold erblüht die Rose
Bei der Sonne Schein,
Will des duft'gen Lebens
Wonnig sich erfreun.

Liebchen, Dein Vertrauen
Gleicht der Sonne Schein;
Möchtest Du's der Rose,
Meinem Herzen, weihn.

Sieh, die Rose welket,
Flieht die Sonne fort;
Liebchen, Du, verschulde
Nicht des Herzens Mord.

Glaube meinen Worten,
Nimmer täuschen sie:
Weckt der Lenz auch Rosen,
Herzen weckt er — nie!

Der Schmetterling und die Schwalbe.
Eine Fabel.

Zur Schwalbe, der durch eines Zufalls Tücke
Der Fittig schmerzlich tief verwundet war,
Kam jüngst, berauscht von seinem Erdenglücke,
Ein Schmetterling mit buntem Flügelpaar.
Wie, Schwester, rief er, wie, Du seufzst und klagest,
Daß das Geschick Dich hier gefesselt hält?
Doch sage mir, warum Du so verzagest,
Denn schön ist warlich doch die bunte Welt.
Sieh mich nur an, ich wählte zum Begleiter
Den Frohsinn mir für meine Lebenszeit,
So flattre ich zu Blumen und zu Kräuter,
Wohin der Zufall grade es gebeut. —

Wohl Dir, erwidert sie mit ernstem Tone,
Dir winkt im bunten Wechsel Glück und Heil,
Doch mir ward von der Gottheit hohem Throne
Ein schmerzlich süßes andres Loos zu Theil.
Nach einem Ziele muß ich ewig ringen,
Zum Süder hin zieht mich mein sehnend Herz,
Doch ach, umsonst versuch ich meine Schwingen,
Es fesselt mich der tiefen Wunde Schmerz.
Nicht so wie Du kann ich den Wechsel lieben,
Nur das ersehn' ich, was das Herz gebot;
So ist mir denn nur eine Wahl geblieben:
Des Ziels Erringung oder — bittrer Tod!

Fruchtlos seh ich den Verstand Euch schärfen,
Suchet in der Fabel Ihr Moral,
Denn ein Bild nur wollte ich entwerfen
Von des eignen Herzens banger Qual!

Mein Geschmack.

Ich hab' seit meinen Knabenjahren
Geliebt, was liebenswerth ich fand,
Und war für ganze Mädchenschaaren
Gleichzeitig oft gar heiß entbrannt.

Doch würd' ich heute aufs Gewissen
Befragt, was mein Geschmack wohl sei,
Ich würde, ach, verstummen müssen,
Denn liebenswerth ist mancherlei.

Es fesselte in Liebesketten
Mich der Blondinen heitrer Sinn,
Doch auch der Ernst bei den Brünetten
Riß oft mich zur Begeistrung hin.

Im blauen Auge fand ich Liebe,
Auch Flattersinn gar oft versteckt,
Im schwarzen aber heißre Triebe
Durch Schlauheit weislich nur verdeckt.

Ein stumpfes Näschen schien mir immer
Beweis von keckem Muth zu sein,
Und ein gekrümmtes fand ich nimmer,
Wo nicht Verstand mich konnt' erfreun.

Ein großer Mund ist nicht so häßlich,
Wie mancher Unerfahrne glaubt,
Dem kleinen hab' ich unermeßlich
Viel süße Küsse stets geraubt.

Gar sinnig zeigten Lilienwangen
Mir intressante Schönen nur,
Und da, wo holde Rosen prangen,
Fand ich beglückt der Jugend Spur.

In ros'gen Wangen schelm'sche Grübchen
Entzückten zwar mich oft genug,
Doch hatt' ich auch gar manches Liebchen,
Das ihren Schelm im Nacken trug.

Junonische Gestalten müssen
Gefallen dem, der sie erblickt;
Doch klein're haben mich durch Küssen
Weit höher immerdar entzückt. —

So wußt' ich bei den Schönen allen
Das Schöne nur mir zu erspähn,
Drum haben Alle mir gefallen,
Die liebeglühend ich gesehn.

Und dennoch bin ich frei geblieben
Von wahrer Liebe süßer Pein;
Doch dürft' ich, ach, nur einmal lieben,
Ich würde treu und glücklich sein!

Was mir blieb.

Motto: Liebestraum und Liebeswonne, wie sie Lenz und Leben bot.
Möchten sie doch neu erblühen — aber meine Welt ist todt! —
Franz Frhr. v. Gaudy.

„Begnüge Dich!“ — so rief dem wilden Knaben
Der Vater zu, wenn Spielzeug er begehrt;
„Nicht Alles, was Du schautest, kannst Du haben,
„Dein Sinn ist kindisch, und Dein Wunsch verkehrt!“ —
Ich horchte still und konnt' es kaum begreifen,
Doch dacht' ich: bist Du alt, wie der Papa,
Dann ist bei jedes Wunsches schnellem Reifen
Auch die Erfüllung sicherlich ihm nah.

„Begnüge Dich!“ — so mahnten mich Doktoren,
Wenn ich als Jüngling froh beim Gläschen saß;
„Dir frommt nicht Wein, er sei von Dir verschworen
„Als arges Gift, drum greif zum Wasserglas!“ —
Laut murrte ich, und mußte doch mich fügen,
Entfliehend aus der Brüder heitern Reih'n;
Ich floh und hoffte, daß mein Selbstbesiegen
In Amors Reich mir werde günstig sein.

„Begnüge Dich!“ — so lispelte mit Beben
Mein Liebchen, dem ich liebend mich vertraut;
„Dein armes Herz darf Hoffnung nicht beleben,
„Als Freundin lieb' ich Dich, doch nicht als Braut!“ —
Ich lauschte zagend, und mit stummen Schmerzen
Sah ich getäuscht der Hoffnung süßen Wahn,
Vernichtung fühlend im erstarrten Herzen,
Dem freudlos blieb des Lebens öde Bahn.

„Begnüge Dich!“ — mußt' ich mich selbst ermahnen,
Als Vaters Grab mein Erbe mit verschlang;
„Dir blieb der Ruhm des Vaters und der Ahnen,
„Erkämpf Dir ihn im bunten Lebensdrang!“ —
Doch wird des Ruhmes Glanz mich nie verblenden;
Was blieb daher für meiner Tage Rest? —
Ein Leben, arm an Liebe, dessen Enden
Verzweiflung mich fortan erflehen läßt!

Das kluge Fischlein.

Altes slavisches Lied.

Ein Mägdlein sitzt am Ufersrand
Und schaut ins Spiel der Wellen,
Die an der steilen Felsenwand
Aufbrausend laut zerschellen.

Sie blickt zur Flut nicht ohne Grau'n,
Mit schwärmrisch trübem Sinne,
Und wähnt ein Leben zu erschaun,
Das plötzlich dort beginne.

Der Wogen Tanz scheint ihr belebt,
Zu Worten wird ihr Rauschen,
Und sie, von Träumen hold umschwebt,
Will Wort mit Worten tauschen.

„Sagt, frägt sie, was ist größer wohl
Als Meer und Land hienieden,
Die überall von Pol zu Pol
Sich so wie hier geschieden?"

„Was übertrifft des Rosses Lauf?
Was wohl des Honigs Süße?
Was wiegt mir Bruderliebe auf,
Die selig ich genieße?" —

Da taucht ein Fischlein glänzend schön
Empor aus Meeresgrunde,
Und giebt Bescheid, wie's nie gescheh'n,
Ihr mit beredtem Munde:

„„Schau, Mägdlein, nicht auf Meer und Land,
Das Größte zu erspähen;
Der Himmel ists, der sie umspannt,
Auf ihn nur darfst Du sehen!““

„„Gedanken froh und trüber Art
Besiegen Rosses Schnelle,
Und jedes Küßchen, das Dir ward,
Des Honigs süße Quelle.““

„„Auch wird Dein trauter Schwestersinn
Dir unbewußt entschwinden,
Herrscht Liebe erst als Zauberin
In Deines Herzens Gründen.““

„„Auf den Geliebten, glaube mir,
Geht Deine Gunst dann über,
Mehr als Dein Bruder wird er Dir,
Ja tausendmal viel lieber!““

III.

Der Flüchtling.

Novelle

von

A. v. F.



1.

In der Mitte der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts lebte in der Gouvernementsstadt Charkow ein junger Arzt, Feodor Daschkoff, der einzige Sohn eines armen pensionirten Officiers, welcher mit den geringen Mitteln seiner Pension es noch möglich gemacht hatte, seinen Sohn auf die dortige Universität zu schicken, um ihn die Arzeneikunde studiren zu lassen. Die Segenswünsche des greisen Vaters begleiteten den jungen Mann, der, innig gerührt von so vielen Beweisen aufopfernder Güte und Liebe, sich das feierliche Gelübde auferlegt hatte, die schönen Hoffnungen, welche sein Vater auf ihn setzte, zu rechtfertigen. — Seine glänzenden Eigenschaften, verbunden mit einem liebenswürdigen, bescheidenen Wesen, sicherten ihm bald die Achtung seiner Lehrer und die Liebe seiner Kollegen, die mit ihm nach dem Ziele strebten, den Geist der Medicin zu erfassen. Und daß es kein leichtes Ziel sei, welches er sich gesteckt hatte, dafür zeugten die Nächte, die er unter Büchern und anatomischen Werkzeugen durchwachte, während seine Genossen unter Karten und Gläsern den jungen Tag erwarteten. Zuweilen, wenn er bei seinen Arbeiten sitzend die harmlosen Freudentöne seiner bei ihm vorüberziehenden Freunde vernahm, dann stiegen wohl in ihm die Gedanken auf: warum theilst Du nicht ihre Freuden, warum vergräbst

Du Dich in den Staub Deiner Bücher? Aber bald verdrängte ein liebliches Bild diesen Ausbruch von Unzufriedenheit, und mit erneuerter Thatkraft schöpfte er aus dem Borne der Wissenschaften.

Bei einem Besuche, den er nach den Formen der Konvenienz dem Professor Rouloff, einem der Lektoren seiner Facultät, machte, lernte er dessen Tochter Elisabeth kennen. Daschkoff kannte bis dahin nur ein Ideal, seine Bücher. In den Stunden der Muße hatte er mit Eifer die Dichter seines Vaterlandes, und da er der deutschen Sprache mächtig, auch die des Nachbarlandes gelesen; aus ihnen schuf er sich ein Ideal von Schönheit und Anmuth, welches er jetzt in der lieblichen Gestalt des jungen Mädchens verwirklicht sah. Elisabeth, damals achtzehn Jahr alt, war eine von jenen Mädchen, die durch eine unbeschreibliche, ihrem Gesicht einen zauberisch lieblichen Ausdruck verleihende Freundlichkeit Alle, die sich ihr nahten, entzückte. Die blendende Weiße ihres regelmäßigen Gesichtes stach höchst anmuthig von der rabenschwarzen Nacht ihrer zu einem einfachen Scheitel geflochtenen Haare ab, ein Paar prachtvolle blaue Augen sprühten ein beständiges vestalisches Feuer, welches nur verdunkelt wurde, wenn der seidene Vorhang der langen schwarzen Wimpern das freundliche Sternenpaar beschattete; schien es doch, als gönnten sie es der Welt nicht, daß sie von seinen Strahlen erwärmt würde.

Die Konversation drehte sich, wie bei allen solchen Visiten, um die Neuigkeiten der Stadt, und da grade eine reisende Schauspielergesellschaft heute ihre erste Vorstellung gab, so schlug Daschkoff dem Professor vor, doch mit seiner Tochter in das Theater zu gehen, da er gehört habe, die Truppe solle sich den bessern anreihen;

es werde Gribojedoffs Gore ot. Uma gegeben, und er sei gern erbötig, die Billets zu besorgen. Mit Dank wurde das freundliche Anerbieten des jungen Mannes angenommen und er empfahl sich vom Professor herzlich gebeten, sein Haus doch öfters zu besuchen, da er immer gern gesehen wäre. —

Noch nie hatte Daschkoff mit so vieler Ungeduld der Eröffnung des Theaters entgegengesehen, war es ihm doch, als ob tückische Dämonen die Zeiger der Uhr festhielten. Endlich schlug die ersehnte Stunde, in wenig Minuten stand er vor dem Portale des Theaters, den Professor mit seiner Tochter erwartend, der auch bald eintraf, dem jungen Mann für seine Bemühungen freundlich dankte und ihn bat, doch in seiner Loge Platz zu nehmen. — Gribojedoffs herrliche Dichtung entzückte die Menge, nur bei Daschkoff fanden heute die Verse seines Lieblingsschriftstellers wenig Anklang, hatte er doch nur Gedanken für die liebliche Erscheinung, die neben ihm saß. Der Vorhang rauschte herunter, die gedrängte Menge wollte eben das Haus verlassen, als man auf einem der hintern Korridors den Ruf: „Feuer! Feuer!" vernahm, und es währte nicht lange, so sah man das ganze Haus von lichten Flammen erhellt. Eine grenzenlose Verwirrung bemächtigte sich der Menge, die nach dem Ausgange drängend Alles mit sich fortriß; Daschkoff sah keine Möglichkeit diesen Menschenstrom zu theilen und bat daher den Professor ruhig zu warten, bis der größere Theil das Haus verlassen, da in diesem Gedränge ein Unglück fast unvermeidlich sei. Doch plötzlich fiel es ihm ein, daß sich auf der dem Ausgange entgegengesetzten Seite ein kleines Pförtchen befände, das man, da Alles nach vorn herausströme, ohne jede Gefahr errei-

chen könne, und der jungen Dame den Arm bietend bat er den Professor ihm zu folgen; glücklich erreichten sie die Thür und in wenigen Augenblicken befanden sie sich gerettet auf der Straße.

„Sie haben mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet," sagte der Professor, Daschkoff herzlich umarmend, „wie soll ich Ihnen vergelten!"

„Sie sind zu gütig, das Wenige, was ich für Sie gethan habe, so hoch anzurechnen; ich wünschte, es wäre gefahrvoller gewesen, um Ihnen zeigen zu können, wie Ihre Rettung mir am Herzen gelegen hätte."

Sie waren an des Professors Hause angelangt, Daschkoff empfahl sich, wünschend, daß der Schreck dieses Abends keine nachtheiligen Folgen nach sich ziehen möge. Schnell eilte er nach seiner Wohnung, denn er bedurfte der Ruhe; hatte er doch heute ein Gefühl kennen lernen, das ihn so unendlich froh, doch aber auch so unendlich wehmüthig stimmte; die Liebe, dieser helle Stern in der Nacht des Lebens, hatte sein Inneres erhellt. Er setzte sich zu seinen Büchern, aber wie ganz anders erschienen ihm jetzt seine alten Bekannten, gestern noch fühlte er sich so wohl in ihrem Umgange, heute hatten sie allen Reiz für ihn verloren; er ergriff eins nach dem andern und blätterte darin herum, aber bald warf er sie alle fort; lugte doch aus jedem Buchstaben Elisabeths freundliches Bild ihm entgegen. „O holdes Mädchen," rief in Gedanken vertieft Daschkoff aus, „Du drängst Dich gewaltsam zwischen mich und meine alten Freunde, aber laß sie mir, jetzt erst sollen sie sich als solche bewähren, da sie mir helfen sollen Dich zu erringen; denn Du, theure Elisabeth, sollst das Ziel meines Strebens sein." Ermüdet warf er sich endlich auf sein Lager und

liebliche Traumgötter gaukelten ihm halbwachend Elisabeths Bild vor die Seele, bis er zuletzt in die Arme des Schlafes sank.

Auch auf Elisabeth hatte die Erscheinung des jungen Mannes einen unvertilgbaren Eindruck hinterlassen; sie konnte sich nicht Rechenschaft von dem Gefühle geben, welches in ihr rege geworden war; bis dahin kannte sie die Liebe noch nicht, ihr Vater war ihr das Theuerste; jetzt fühlte sie wohl, daß sich ein Anderer in ihr Herz hineingeschlichen hätte, dessen Bild sie nicht wieder verbannen könne. Die Liebe, dieser Urquell aller Gefühle, war ihr wie eine sanft vorüberrieselnde Quelle erschienen; jetzt erkannte sie wohl, daß sie ein Strom sei, der, wenn er einmal seine Ufer überschritten hätte, von keiner Macht der Erde wieder zurückgedrängt werden könne. Zum ersten Male geschah es, daß sie nicht mit Andacht ihr Abendgebet verrichten konnte, denn Daschkoffs Bild ließ keinen andern Gedanken Raum, und mit wachen Augen träumte sie von ihm, wie er um ihre Liebe bat und wie sie von seiner aufrichtigen Liebe überzeugt, gerührt von seinen Bitten, ihm gestand, daß er das Glück ihres Lebens sei.

Als Daschkoff aus seinen seligen Träumen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, hastig erhob er sich von seinem Lager, kleidete sich sorgfältig an und eilte nach der Wohnung des Professors. Er fand Elisabeth sinnend den Kopf in die Hand gestützt, an ihrem Lesepulte sitzend; um ihren lieblichen Mund spielte ein holdseliges Lächeln, ihre großen schönen Augen blickten schwermüthig umher und ließen Daschkoff einen tiefen Blick in ihre Seele gewähren.

„Darf man hoffen, daß der gestrige Schreck keine

Spuren von Unwohlsein hinterlassen hat?“ fragte Daschkoff, Elisabeth aus ihren Träumen in die Wirklichkeit versetzend. Wie eine weiße Rose von den Strahlen der Morgensonne erröthet, so glühten Elisabeth's Wangen bei den Worten des unbemerkt eingetretenen jungen Mannes, mit dem ihre Gedanken eben beschäftigt waren.

„Sie werden mich für undankbar gehalten haben,“ erwiderte Sie schüchtern, „da ich Ihnen kein Wort des Dankes für Ihre rettende Hülfe gesagt habe, aber verzeihen Sie, die Angst, der Schrecken —“

„Nichts davon, ich bitte,“ unterbrach sie Daschkoff, „der kleine Dienst verdient keiner Erwähnung, und Ihre Dankbarkeit würde mich beschämen, da sie mich unverdient träfe.“

„Dankbarkeit ist eine Blume, die man pflegen muß, mein junger Freund,“ erwiderte der Professor, der während des Gespräches unbemerkt in das Zimmer getreten war, „leider findet man sie jetzt so selten; doch ich ehre Ihre Bescheidenheit, sie steht einem jungen Manne wohl an, gehört sie doch auch zu den seltenen Blumen.“ „Ich komme so eben,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „von dem Schauplatz unseres gestrigen Schreckens; das Unglück ist nicht so groß, als ich vermuthete, denn in wenigen Tagen werden die Vorstellungen wieder beginnen, und wenn Sie uns, mein lieber Daschkoff, beschützen wollen, so gedenke ich der Wiedereröffnung des Theaters beizuwohnen. Die armen Leute bedaure ich, der gestrige Brand wird ihrer Kasse vielen Schaden zufügen, denn die Furcht vor einem ähnlichen Unglücke hält gewiß Viele ab hineinzugehen; doch wenn man einen solchen Beschützer hat, wie Sie, dem immer ein Hinterpförtchen zu Gebote steht, dann kann man

es schon wagen. Doch verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt verlasse, ein wichtiges Geschäft beraubt mich Ihrer angenehmen Gesellschaft; in kurzer Zeit bin ich jedoch zurück und hoffe Sie dann noch zu sehen.“ Bei diesen Worten empfahl sich der Professor, Daschkoff herzlich die Hand drückend.

„Ich fand Sie, mein Fräulein, als ich eintrat,“ unterbrach Daschkoff das eingetretene Stillschweigen, „in der Lektüre eines Buches vertieft, gewiß habe ich Sie einer angenehmen Beschäftigung entrissen; darf man fragen, was der Gegenstand Ihrer Unterhaltung war?“

„Das gestrige Stück, was wir zusammen sahen,“ erwiderte Elisabeth, erfreut das peinliche Schweigen unterbrochen zu sehen. „Wie viele Schönheiten sind doch darin enthalten, Gribojedoff hat sich dadurch ein schönes, bleibendes Denkmal gesetzt.“

„Und ein ächt nationales,“ entgegnete Daschkoff. „Es ist ein treffliches Gemälde der Sitten unserer Zeit. Ewig Schade, daß uns Gribojedoff so früh entrissen wurde, er hätte unsere Bühne auf einen höheren Standpunkt gebracht; doch mit ihm ist auch sie wieder in ihr Nichts zurückgesunken.“

„Sind Sie darin nicht etwas zu streng?“ unterbrach ihn Elisabeth, „hat unsere Bühne nicht Stücke aufzuweisen, die sich sowohl durch Sprache, als durch Handlung und Zeichnung von Charakteren auszeichnen? Soll ich Sie an Boris Godunoff erinnern?“

„Puschkin ist ein hell funkelnder Edelstein in der Krone unserer Litteratur,“ entgegnete Daschkoff, „sein Godunoff ist ein herrliches Drama, jedoch nicht für die Bühne geschrieben, und von der sprach ich einzig und allein.“

„Bedenken Sie," erwiderte Elisabeth, „daß wir Russen ein Volk sind, das sich noch immer in der Entwickelungsperiode befindet, und daß unsere Sprache sich erst unter dem großen Peter gebildet hat; Sie müssen daher nicht unbillig in Ihren Anforderungen sein."

„Unsere Dichter streuen manche schön duftende Blume aus dem Füllhorn der Poesie auf uns herab," entgegnete Daschkoff, „leider haben sie aber unserer Bühne nur das Stiefmütterchen zugetheilt; doch haben wir auch Talente, die köstliche Früchte von diesem Zweige der Litteratur gezogen haben; ich nenne nur Kriloff, der immer seine frische, originelle Naivetät behauptet und ächt national in seinen Werken ist, was man leider bei vielen unserer Schriftsteller, wie bei Knjäschnin, Sagoßkin und Oseroff vermißt, die zu sehr der neuen französischen Schule huldigen."

„Sie haben den Fürsten Schachowskoi vergessen," bemerkte Elisabeth, „ihm müssen Sie doch auch ein wahrhaft großes Talent als Lustspieldichter zugestehen!"

„Schon wieder im Streit," entgegnete der Professor, mit einem jungen Manne eintretend, den er als Baron Marinieff vorstellte. Die Unterhaltung wurde bald allgemein, der Baron wußte eine Menge pikanter Anekdoten aus der chronique scandaleuse der Stadt, die er mit vieler Laune vortrug, um dadurch seinen boshaften Sarkasmen einen Stempel von Gutmüthigkeit aufzudrücken. Nachdem er sich einige Zeit unterhalten, stand er plötzlich auf und sagte zu dem Professor: „Ich darf Sie jetzt nicht länger stören, doch mit Ihrer Erlaubniß hoffe ich noch öfter während meines hiesigen Aufenthaltes Ihr Haus zu besuchen, schien es mir doch

als ob ich schon jetzt einen schwermüthigen Zug von der Stirn Ihrer liebenswürdigen Tochter verbannt."

Er empfahl sich, Daschkoff bittend ihn zu begleiten, der, empört über seine Arroganz, doch kein Mittel sah, sich seiner Aufforderung zu entziehen.

„Hören Sie," sagte der Baron zu Daschkoff, als sie auf der Straße sich befanden, „der alte Professor hat eine köstliche Perle von Tochter, zwar etwas sentimental, doch das legt sich, man muß ihr ein wenig den Hof machen, und, was gilt die Wette, die kleine sentimentale Närrin wird bald zur reizendsten Kokette, wie mich je eine in den Salons des **Faubourg St. Germain** entzückt hat."

„Sie fällen sehr schnell ein Urtheil über eine Dame, die Sie zum ersten Male sehen," erwiderte Daschkoff dem Baron. „Fräulein Elisabeth ist ein zu wohlgesittetes Mädchen, als daß sie nicht einsehen sollte, daß Weiblichkeit der größte Schatz eines Mädchens sei. Das Herz eines edlen Mädchens ist ein schöner klarer Spiegel, den zu trüben es nur eines leisen Hauches bedarf, und wehe dem Manne, der ihn seiner Klarheit beraubt."

„Mein Gott," versetzte Marinieff, „Sie ein Arzt, und sprechen wie ein Theologe! Psychologie ist ja doch auch Ihr Studium, und ich glaube, daß das Herz eines jungen Mädchens viel Interessantes in diesem Punkte darbietet, doch in Betreff der Psychologie scheinen Sie nur Theoretiker zu sein, ich aber bin Praktiker, und als Arzt werden Sie wissen, was Praxis bedeutet."

„Das Herz eines jungen Mädchens," erwiderte Daschkoff, „liegt so offen ohne allen Schmuck da, Herr Baron, daß es wirklich keines großen Studiums bedarf,

dasselbe kennen zu lernen. Doch wozu uns streiten? Ihre Ansichten mögen richtig sein, ich bleibe jedoch bei denen, die ich eben ausgesprochen habe."

Während dieses Gespräches war Daschkoff bei seiner Wohnung angelangt, er empfahl sich kalt dem Baron und eilte auf sein Zimmer, um in seinen Büchern den widerlichen Eindruck zu vergraben, den die Erscheinung des Baron Marinieff auf ihn gemacht hatte.

Es waren seitdem einige Monate vergangen, Daschkoff besuchte fast täglich das Haus des Professors und überzeugte sich immer mehr und mehr, daß Elisabeths freundliches Wesen einen unwiderstehlichen Einfluß auf ihn ausübe. Oft kam er des Abends und dann lasen sie, während der Professor an seinem Pulte arbeitete, die Werke der besten russischen Dichter; auch eröffnete Daschkoff seinem angebeteten Mädchen den Schatz der deutschen Litteratur und bald fand sich das gefühlvolle Mädchen in der reichen Blüthenwelt deutscher Dichterwerke heimisch.

„Wie vielen Dank," sagte sie eines Abends zu Daschkoff, „bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich in den hehren Tempel deutscher Litteratur eingeführt haben, wie viel Schönes und Edles habe ich seitdem kennen lernen! Ich möchte Jedem rathen deutsch zu lernen, um die Meisterwerke eines Göthe und Schiller verstehen zu können."

„Ich wußte wohl," antwortete Daschkoff, „daß Ihr für alles Schöne so empfängliches Gemüth bald diese Heroen der Poesie lieb gewinnen würde, und es freut mich unendlich, daß ich so glücklich gewesen bin, Ihnen die Pforten dieses Tempels zu eröffnen."

„Die Deutschen," entgegnete der eben eintretende

Baron Marinieff, „müssen Ihnen eine Dankadresse votiren, daß sie eine der liebenswürdigsten Russinnen zu einer solchen Enthusiastin ihrer Litteratur gemacht haben.“

Daschkoff schwieg still, seine heitere Stimmung war entflohen; denn Marinieffs Wesen war ihm zuwider, auch fühlte er sich nicht frei von Eifersucht, und wenn er sich auch sagen durfte, daß ein Mädchen wie Elisabeth nicht Gefallen an der herz- und geistlosen Unterhaltung Marinieffs finden konnte, so war es ihm doch unangenehm, sah er beide sich unterhalten; schien es ihm doch, als ob eine giftige Schlange eine unschuldige Taube umgarnen wolle. Marinieff war ein höchst gefährlicher Mann, er besaß ein geschmeidiges Wesen, verbunden mit vielen geselligen Talenten, die ihn in der Gesellschaft fast unentbehrlich machten, gutmüthig, wenn es seinen Zwecken zuträglich war, aber keine Mittel scheuend, um dieselben zu erreichen, gefällig, wenn es ihm Vortheil gewährte, stets die Schwächen Anderer benutzend, konnte er doch zuweilen sehr liebenswürdig sein, und da er ein bedeutendes Vermögen besaß, so gab es viele Väter und Mütter, die seine Handlungen nicht so streng richteten, als sie es wohl verdienten. Auch bei dem Professor hatte er sich durch eine Reihe von Gefälligkeiten so einzuschmeicheln gewußt, daß es der alte Mann gern sah, wenn Marinieff zur Theestunde ihn besuchte, wußte er doch immer etwas Neues zu erzählen.

Die Besuche Marinieffs erregten immer eine gewisse Spannung; Daschkoff, noch vor wenigen Augenblicken mit Begeisterung von irgend einem Gegenstande sprechend, wurde ruhig und in sich gekehrt, und Elisabeth, die gegenseitige Abneigung der beiden jungen Männer kennend, fürchtete stets, die schweren Gewitterwolken

ihres Hasses würden sich auf einmal entladen. Nur der Professor, von allen dem nichts ahnend, lachte und scherzte, und nannte den Baron ein über das andere Mal das Muster eines liebenswürdigen Gesellschafters.

Eines Abends, als Baron Marinieff sich empfohlen und der Professor sich in sein Kabinet zurückgezogen hatte, machte Elisabeth Daschkoff sanfte Vorwürfe, daß er sich in Marinieffs Gegenwart so wenig beherrschen könne und immer seiner üblen Laune freien Zügel ließe. „Nicht wahr,“ sagte sie mit einem bittenden Blick auf Daschkoff gerichtet, „Sie erweisen mir den Gefallen und sind in unserem Hause recht freundlich gegen ihn? Sie können es nicht glauben, wie ängstlich mich Ihre gegenseitige Abneigung macht.“

„Mein Fräulein,“ entgegnete Daschkoff, „ich habe immer sehnlichst die Gelegenheit herbeigewünscht, mit Ihnen allein zu sein, denn in meinem Herzen ruht ein Geheimniß, daß ich nur Ihnen anvertrauen kann; es ist das Geständniß, daß ich Sie unbeschreiblich liebe. Glauben Sie an meiner Seite ein Glück finden zu können, wie es mit Ihren Wünschen und Hoffnungen übereinstimmt?“

Elisabeth befand sich in einer fieberhaften Aufregung, ihrem Herzen war Daschkoff schon lange theuer, aber ihm zu sagen, daß auch sie ihn liebe, vermochte ihre jungfräuliche Schüchternheit nicht; doch in ihrem Auge, diesem klaren Spiegel der Seele, fand Daschkoff eine schönere Antwort, als sie die stammelnden Lippen gegeben hätten.

„Ich ehre Ihr Schweigen, mein theures Fräulein,“ unterbrach Daschkoff die peinigende Stille, „die liebende Tochter will in der wichtigsten Frage des Lebens den

sorgenden Vater zu Rathe ziehen; doch wenn ich vor denselben trete, um mir sein theuerstes Gut zu erflehen, würden Sie mir dann wohl eine freundliche Fürsprecherin sein?"

„Ja, sprechen Sie mit meinem Vater, morgen, nur heute nicht," erwiderte in lieblicher Verwirrung Elisabeth, „ach ich habe eine böse Ahnung."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Professors unterbrochen, Daschkoff empfahl sich bald und eilte nach seiner Wohnung, um in der Einsamkeit sein freudig bewegtes Herz vor Gott dem Allerhöchsten in dankbarer Rührung auszuschütten. „O selig beglückender Gedanke," rief Daschkoff entzückt aus, als er am andern Morgen erwachte, „von dem Wesen wieder geliebt zu werden, in dem sein ganzes Ich verflochten ist; Vater im Himmel, stärke mich zu dem Gange, von dem das Glück meines Lebens abhängt."

Mit pochendem Herzen begab sich Daschkoff in die Wohnung des Professors, er fand denselben allein, an seinem Arbeitspulte sitzend, ihn wie immer freundlich bewillkommend, doch glaubte Daschkoff heute etwas Gehaltenes in seinem Wesen zu bemerken.

„Es wird Ihnen nicht unbemerkt geblieben sein," begann Daschkoff das Gespräch, „was für ein großes Interesse mir Ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter eingeflößt hat; von dem Augenblicke an, wo ich so glücklich war ihr edles Gemüth immer mehr und mehr sich entfalten zu sehen, beseelte mich nur der eine Wunsch, sie zu besitzen, in Ihrer Macht steht es denselben zu erfüllen, beglücken Sie mich durch die Hand Ihrer Tochter."

„Meine Tochter," entgegnete der Professor, „hat mich bereits von Ihrer Neigung unterrichtet, Sie kön-

nen überzeugt sein, wie ehrenvoll mir und derselben Ihr Antrag ist, und wie leid es mir thut, ihn zurückweisen zu müssen. Sie sind ein tüchtiger, aber noch junger Arzt und Ihre Praxis ist noch nicht so bedeutend, daß sie Ihnen die Mittel böte, einen Hausstand begründen zu können; ich bin leider ohne alles Vermögen, und Sie werden daher wohl die Unmöglichkeit einer Verbindung mit meiner Tochter einsehen."

„Wenn auch meine Praxis," versetzte Daschkoff, „jetzt noch nicht so bedeutend ist, so kann ich doch mit Bestimmtheit voraussetzen, daß sie sich von Tag zu Tag vermehren wird; wenn ich dann einst einer sorgenlosen Existenz entgegen sehen kann, würde ich dann auf den Besitz Ihrer Tochter hoffen dürfen?"

„Sie verdienen, mein bester Herr Daschkoff," erwiderte der Professor, „daß ich offen und ehrlich Ihnen entgegen trete. Ich wollte Ihnen nicht wehe thun, deshalb verschwieg ich den wahren Grund meiner Weigerung; allein ich sehe ein, daß, da Sie ihn doch über kurz oder lang erfahren werden, es Unrecht wäre, ihn länger zu verheimlichen. Baron Marinieff hat nämlich um Elisabeth bei mir geworben und ich ihm meine Zustimmung gegeben; als Mann muß und werde ich mein Wort halten."

„Aber als liebender Vater werden Sie gewiß nicht die Hand Ihrer Tochter einem Manne geben, der nicht ihr Herz besitzt. Doch ich sehe wohl ein, daß hier der unbemittelte Arzt dem reichen Manne weichen muß. — Glaubt Fräulein Elisabeth an der Seite Marinieffs glücklich zu werden, dann natürlich stehe ich zurück, aber aus ihrem eigenen Munde will ich die Worte vernehmen, die mir das Leben zu einer Wüste machen würden."

„Marinieff," entgegnete der Professor, „ist gewiß in jeder Hinsicht der Liebe meiner Elisabeth werth; ich bin ein alter Mann und möchte gern, ehe ich von dieser Welt scheide, einen heiteren Blick in die Zukunft meines Kindes werfen."

„Und werden Sie das können," unterbrach Daschkoff den Professor, „wenn Sie Ihre Tochter an einen Mann gefesselt sehen, der ihr zwar ein glänzendes Loos verschaffen, nie aber ein Herz voll Liebe spenden würde."

„Die Liebe findet sich in der Ehe, ich weiß dies aus eigner Erfahrung. Doch es wäre Unrecht Sie noch mit Hoffnungen hinzuhalten, mein Entschluß steht fest, vergessen Sie Elisabeth, der Mann vermag viel über sich."

Mit gebrochenem Herzen verließ Daschkoff den Professor und eilte in Elisabeths Zimmer, um ihr Lebewohl zu sagen, denn er wollte Charkow auf immer verlassen, da er es nicht zu ertragen vermochte, sein angebetetes Mädchen an der Seite eines Mannes zu sehen, den er wegen seines moralischen Unwerthes so tief verachtete. „Ihr Herr Vater," versetzte Daschkoff eintretend, „hat mich aus meinen seligsten Träumen erwachen lassen, indem er mir jede Hoffnung auf Ihren Besitz geraubt hat; ach ich kann den Gedanken noch nicht fassen, daß Marinieff mein Eden besitzen soll. Elisabeth, Sie können mit einem Manne nicht glücklich werden, der Ihr edles Gemüth nicht zu würdigen versteht. Könnte der Schmerz, der an meinem Herzen nagt, Ihnen eine glückliche Zukunft erkaufen, ich würde ruhiger von Ihnen scheiden; so aber sehe ich nur in eine dunkle Nacht, die von keinem einzigen mild tröstenden Sterne erhellt wird."

„Nie, nie werde ich Marinieffs Frau werden," sagte Elisabeth mit einer Bestimmtheit, die Daschkoff

bei ihrer Sanftheit nicht vermuthet hatte, „mein Vater liebt mich zu sehr, als daß er mich zu einer Verbindung zwänge, in der ich nicht das Glück meines Lebens finden würde.“

„Meine theure Elisabeth,“ rief Daschkoff in höchster Entzückung aus, „wie überschwänglich glücklich macht mich dies Geständniß! Lassen Sie uns muthig die Widerwärtigkeiten ertragen, die sich gegen uns aufthürmen, ich sehe jetzt mit einem heiteren Blicke in die Zukunft. Lebe denn wohl Du Glück meines Lebens, Du lieblicher Stern, der mir meinen dunklen Lebenspfad erhellen soll.“ —

Bei diesen Worten zog er Elisabeth sanft an sein stürmisch bewegtes Herz, und das zarte, schüchterne Mädchen, von den Gefühlen einer allmächtigen Liebe überwältigt, sank still weinend an seine Brust.

Doch bald rissen die nahenden Tritte des Vaters das liebende Paar aus seinen seligen Träumereien, und noch einen Kuß auf die Lippen seiner Elisabeth drückend, entfernte sich Daschkoff mit eilenden Schritten, um ein Zusammentreffen mit dem Professor zu vermeiden.

„So eben, liebe Elisabeth,“ sagte der Professor in das Zimmer tretend, „war Daschkoff bei mir, und begehrte Deine Hand von mir. Es that mir leid, dem jungen wackren Mann jede Hoffnung auf dieselbe benehmen zu müssen, doch war dies nicht anders möglich, da er kein Vermögen besitzt und außerdem der Baron Marinieff das Versprechen hat, mein Schwiegersohn zu werden.“

„Das gaben Sie nicht,“ unterbrach ihn Elisabeth, „Sie hätten gewiß vordem das Herz Ihrer Tochter gefragt; nein, nein, mein theurer Vater, Sie lieben mich

zu sehr, als daß es Ihr Ernst sein könnte, mich einem Manne zur Frau geben zu wollen, den ich nicht einmal achten, geschweige denn lieben kann."

„Ich weiß nicht, was Du an dem Baron auszusetzen hast," erwiderte streng der Vater, „er ist ein junger, liebenswürdiger Mann, dem man nichts Böses nachsagen kann, und sein bedeutendes Vermögen wird Dir eine glänzende Zukunft bereiten."

„Aber keine glückliche," unterbrach ihn Elisabeth, „Marinieff ist ein Mann, der mit den heiligsten Gefühlen, Liebe und Tugend, leichtsinnig spielt, sein für alles Edle und Gute unempfängliches Herz würde das meine nie verstehen lernen. Nein, nie werde ich Marinieff meine Hand am Altare reichen."

Bei diesen Worten warf sie sich laut schluchzend auf ihren Divan, der Professor aber entfernte sich unbemerkt, da er fürchtete seine Festigkeit bei den Klagen seines geliebten Kindes zu verlieren.

Als Daschkoff eben aus der Hausthür treten wollte, sah er Marinieff auf dieselbe zukommen, und so gern er eine Begegnung mit demselben vermieden hätte, so sah er jedoch jetzt die Unmöglichkeit ein, und flüchtig grüßend wollte er an dem Baron vorübergehen, als dieser ihm schon von weitem zurief: „Sie haben ja heute dem Professor einen sehr frühen Besuch abgestattet; hatten Sie Geschäfte, oder waren Sie vielleicht so glücklich Fräulein Elisabeth die Koryphäen der deutschen Litteratur vorzutragen?"

„Ich weiß nicht," erwiderte Daschkoff mit kalter Ruhe, „wodurch ich das Glück verdient habe, von Ihnen mit einem so großen Interesse beachtet zu werden."

„Weil es mir leid thut zu sehen," unterbrach ihn

der Baron hastig, „wie Sie sich vergeblich um die Gunst einer Dame bemühen, der ich mein Herz geschenkt habe. und die ich zu meinem Stande zu erheben gedenke."

„Der Herr Baron sind äußerst huldvoll," antwortete Daschkoff, nur mit Mühe seinen Zorn unterdrückend, „doch würde ich unendlich bedauern, sollten Ihre gnädigen Absichten vereitelt werden. Die Liebe kann oft nur einseitig sein und Sie könnten bei Fräulein Elisabeth vielleicht mehr Widerstand, als bei Ihren reizenden Koquetten des faubourg St. Germain finden."

„Sie sprechen ja sehr zuversichtlich, Herr Daschkoff," versetzte im höchsten Grade aufgebracht Marinieff. „Wäre ich eifersüchtig genug, so könnte ich in Ihnen einen Nebenbuhler fürchten; doch es wäre lächerlich sich darüber zu ereifern, Sie ein armer Arzt von niedriger Herkunft und ich der reiche Sohn eines der ersten Edelleute des Reichs. Der Unterschied ist wahrlich zu groß, als daß er selbst von einem schwärmerischen Mädchen, wie Elisabeth, übersehen werden könnte. In der That, ich müßte mich schämen, mit Ihnen in die Schranken zu treten."

„Herr Baron," entgegnete Daschkoff mit großer Ruhe und Mäßigung, „ich bin nicht gewohnt Beleidigungen ruhig zu ertragen und ich muß Sie ernstlich ersuchen, entweder Ihre beleidigenden Aeußerungen zurückzunehmen oder mir auf eine andere Art und Weise Genugthuung zu geben. Glauben Sie etwa nicht, daß der bürgerliche Arzt im Punkte der Ehre dem hochgeborenen Edelmanne nachsteht."

„Was ich gesagt habe, werde ich zu vertheidigen wissen," erwiderte Marinieff, „und wenn ich auch nicht glaube, Ihnen Satisfaction schuldig zu sein, so ist je-

doch dieser Fall zu piquant, als daß ich diesmal nicht eine Ausnahme machen sollte."

„Denken Sie darüber wie Sie wollen," versetzte Daschkoff, immer seine Ruhe beibehaltend, „ich erwarte Sie dennoch heute um 6 Uhr in dem kleinen Wäldchen vor dem Tulaer Thore, für Pistolen werde ich Sorge tragen." Hierauf grüßte er Marinieff leichthin und eilte in seine Wohnung, um die nöthigen Vorbereitungen zu dem ernsten Gange zu treffen.

Einen seiner Freunde, ebenfalls ein junger Arzt, bat er, ihm als sein Secundant Beistand zu leisten, und so erwartete er ruhig die Stunde, die ihn auf den Kampfplatz führen sollte. — Nur wenn Elisabeths liebliches Bild vor seine Seele trat, da schien es, als ob ihn sein Muth verlassen wollte, und es entspann sich in seinem Innern ein harter Kampf zwischen Liebe und Ehre, der jedoch bei Daschkoffs ritterlichen Gesinnungen nicht lange zweifelhaft sein konnte.

Endlich schlug die besagte Stunde und Daschkoff begab sich mit seinem Freunde nach dem bestimmten Platze; sie waren die ersten, doch es währte nicht lange, so kam Marinieff mit seinem Secundanten angefahren. Die Herren begrüßten sich flüchtig, und nachdem die nöthigen Anordnungen getroffen waren, stellten sich die beiden Gegner, zum Kampf bereit, einander gegenüber.

Daschkoff hatte den ersten Schuß, ruhig nahm er das ihm dargereichte Pistol und, ohne lange zu zielen, drückte er ab; die Kugel hatte nicht getroffen.

„Sollten Sie vielleicht irgend Etwas an Elisabeth Rouloff zu bestellen haben, so bin ich gern erbötig es zu übernehmen," sagte Marinieff, das Pistol auf Daschkoff anlegend, der ohne zu antworten unbeweglich da-

stand. Der Schuß fiel, Daschkoff taumelte einige Schritte zurück, doch erholte er sich bald wieder, denn die Kugel hatte nur ein wenig das rechte Ohr gestreift.

Daschkoff ergriff von Neuem das Pistol, unverwandt blickte er auf Marinieff, dessen Gesicht eine Leichenblässe überflog, rasch drückte er ab, die Kugel war in Marinieffs Herz gedrungen, nach wenigen Augenblicken war er nicht mehr. —

2.

Elisabeth hatte von ihrem Zimmer aus die Begegnung Daschkoffs mit Marinieff bemerkt, und ihre heftigen Geberden ließen sie ahnen, daß dieses Zusammentreffen einen blutigen Ausgang zur Folge haben würde. Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich ihres Gemüthes, denn wie wollte sie erfahren, was die beiden Männer, die sich so tief haßten, beginnen würden, und wem sich in ihres Herzens Angst anvertrauen? — Da trat lebhaft vor ihre Seele das Bild ihres alten treuen Dieners, der sie so oft auf den Armen getragen, so oft bei ihr die Stelle ihrer früh dahingeschiedenen Mutter vertreten hatte. Mit raschen Schritten, denen die Liebe Flügel zu verleihen schien, eilte sie in das entlegene Zimmer des alten Iwan. In wenigen Worten theilte sie dem alten Manne mit, was sie jetzt zu ihm führe, und bat ihn, sich gleich nach Daschkoffs Wohnung zu begeben, um, sollten ihre Vermuthungen sie nicht getäuscht haben, Daschkoff zu beschwören, ein so schreckliches Vorhaben um ihretwillen aufzugeben.

„Eile, lieber Iwan," endete sie, „Du weißt nicht, welche Qualen mein armes Herz ertragen muß.

„Was thäte ich Ihnen nicht zu Liebe, Elisaweta Feodorowna,“ erwiderte, sich von seinem Erstaunen erholend, der alte Iwan, „ach und wie wenig verlangen Sie. Gleich gehe ich und, beim heiligen Alerei, Sie sollen zufrieden mit dem alten Iwan sein.“ Dieses sagend nahm er seine Schliape und eilte so rasch es sein Alter erlaubte nach Daschkoffs Wohnung; doch vergebens schien er gekommen zu sein, da Niemand auf sein mehrfaches heftiges Anpochen die Thüre öffnete, und mißmüthig wollte er schon den Heimweg antreten, als Daschkoff eilig die Treppe herauf und mit verstörter Miene bei ihm vorbei in sein Zimmer stürzte und hastig den Riegel vorschob. —

Iwan stand betroffen da, Daschkoffs aufgeregtes Wesen sagte ihm, daß er zu spät gekommen sei, doch er wollte Gewißheit haben und pochte deshalb von Neuem an die Thür, allein kein anderer Erfolg als vorhin, Niemand antwortete. Da endlich rief er mit leiser Stimme: „Herr Daschkoff, ich bin's, der alte Iwan, mich schickt Elisaweta Feodorowna!“

Elektrisch wirkten die wenigen Worte, die Thür sprang auf und mit Ungestüm sah sich der alte Mann in das Zimmer gezogen.

„Was bringst Du, rede, es ist doch kein Unglück geschehen?“ fragte hastig Daschkoff den überraschten Alten.

„Ich sollte eins verhüten,“ antwortete Iwan mit einer Ruhe, die grell gegen den Ungestüm Daschkoffs abstach; „Elisaweta Feodorowna, die Ihre Begegnung mit Baron Marinieff bemerkt hatte, fürchtete, Sie hätten sich nicht friedlich getrennt, und schickte mich hierher, um Sie zu bewegen keinen blutigen Auftritt herbeizuführen, doch ich fürchte, ich bin zu spät gekommen.“

„Leider, mein guter Iwan," versetzte Daschkoff, finster vor sich hinsehend, „das Entsetzliche ist geschehen, ich habe Marinieff getödtet. — Keinen Augenblick bin ich mehr sicher und heute Nacht entfliehe ich noch von hier, doch vorher möchte ich noch ein Mal Elisabeth sehen; eile daher zu Deiner Herrin, theile ihr Alles mit und beschwöre sie bei unserer Liebe, mir eine Zusammenkunft nicht zu versagen, von der die Ruhe meines Lebens abhängt."

„Sie wagen viel, Herr Daschkoff," erwiderte Iwan bedenklich den Kopf schüttelnd, „die Polizei hat verwünschte Nasen und wittert Sie bald auf, eilen Sie so bald als nur möglich; was Sie Elisaweta Feodorowna mitzutheilen haben, will ich getreulich ausrichten."

„Nein, ich muß sie selbst sprechen," entgegnete Daschkoff bestimmt. „Alter, Du kennst die Liebe wenig, Du würdest sonst nicht so reden."

„Aber in aller Welt, wo wollen Sie Elisaweta Feodorowna sprechen?" fragte Iwan. „In unser Haus können Sie doch unmöglich kommen?"

„Wohl wahr," versetzte Daschkoff, „allein die Gartenmauer hinter dem Hause ist nicht so hoch, daß sie für mich ein Hinderniß wäre, zu meiner Elisabeth zu gelangen. Sage ihr, daß ich sie um 9 Uhr in der Grotte des Parks sehnlichst erwarten würde." Bei diesen Worten schob er den Alten ohne weiteres zur Thüre hinaus, riegelte hinter ihm ab und warf sich erschöpft, seinen Gedanken nachhängend, auf seinen Divan.

Die alte Stadtuhr mit ihren dumpfen Schlägen erweckte Daschkoff aus seinen Träumen, rasch warf er sich in seine Reisekleider und eilte dem Orte entgegen, wo er noch ein Mal seine theure Elisabeth zu sehen

hoffte. Schnell war die Mauer übersprungen und mit beflügelten Schritten nahte er sich der Grotte, doch lange harrte er hier vergeblich der Geliebten. Eine unendliche Wehmuth drängte sich in sein Herz. „Sollte Sie mich so wenig lieben," sprach er laut zu sich selbst, „daß sie dem vielleicht auf immer Scheidenden nicht die letzte Bitte gewährte, ihm nicht einen Trost auf den dunklen freudeleeren Weg mitgäbe?" Während er so noch seinen trüben Gedanken nachhing, sah er eine weiße Gestalt sich der Grotte nähern, schnell eilte er ihr entgegen, und nach wenigen Augenblicken sanken die beiden Liebenden in wehmüthigem Schmerze sich schweigend in die Arme.

„Mein Feodor," unterbrach Elisabeth die lautlose Stille, sich sanft den Armen Daschkoffs entziehend, „welch ein Ungewitter hast Du herauf beschworen!"

„Würde meine Elisabeth den Mann achten können, der schimpfliche Beleidigungen ruhig ertrüge?"

„Nein, mein Feodor," entgegnete Elisabeth mit sanfter Stimme, „fern sei es von mir Dir Vorwürfe machen zu wollen, ich beklage nur dies entsetzliche Ereigniß, denn es trennt mich von Dir, dem Glücke meines Lebens."

„O Gott," rief Daschkoff verzweifelnd aus, „die Stunde der Trennung schlägt nur zu bald, auf wie lange, weiß nur der gütige Vater dort droben, bei ihm laß uns Trost suchen!"

„Mein inniges Gebet für Dein Wohl begleitet Dich, wohin Du auch ziehen mögest, mein Feodor," lispelte kaum vernehmbar Elisabeth, und Thränen, diese reine Quelle des Gefühls, entrollten ihren schönen Augen.

„Weine nicht, Elisabeth," entgegnete mild tröstend

Daschkoff, „hoffe auf eine glücklichere Zeit; laß uns treu aneinander hangen, und mögen dann auch Jahre verrinnen, der treuen Liebe werden sie schnell vorüber eilen."

„Ewig werde ich nur Dir gehören, mein Feodor," rief tief erschüttert Elisabeth aus, und sprachlos sank sie in die Arme ihres Geliebten. Doch bald ihre Fassung wieder gewinnend sagte sie: „Die Zeit drängt, Du mußt fort, wenn Du Dich nicht der Gefahr aussetzen willst, ergriffen zu werden. Fliehe, fliehe, mein Theurer, ehe es zu spät ist; doch," fügte sie hinzu und ihre Stimme verlor die angenommene Festigkeit, „wohin willst Du Deine Schritte wenden, was ist Dein Plan für die Zukunft?"

„Ich will nach dem Kaukasus," antwortete Daschkoff, Elisabeth sanft an sich ziehend, „und dort, unter den Namen Worobieff, Dienste gegen die wilden Bergvölker nehmen. Dein liebes Bild wird mir bei meinem Unternehmen als ein heiliger Schutzengel voranschweben, und das Andenken an Dich wird mir die Kraft geben, Großes zu leisten, und komme ich dann einst zurück mit Zeichen meines Verdienstes, dann werde ich auch milde Richter finden, und das Geschehene wird der Vergessenheit anheim fallen."

„Du wirst auf einer dornenvollen Bahn wandeln," entgegnete Elisabeth, ihr Gesicht an Daschkoffs Brust bergend, „allein ich will Deinen Entschluß nicht wankend machen; gingen Deine Hoffnungen in Erfüllung, wie ruhig würde ich die Schmerzen der Gegenwart ertragen."

„Nun so lebe wohl, mein innig geliebtes Mädchen," rief Daschkoff schmerzlich bewegt aus, und seine Arme um sie schlingend drückte er noch einen brennenden Kuß

auf den Purpur ihrer Lippen, und „leb' wohl" flüsterte auch sie, und sinnend sah sie noch lange dem Geliebten nach, als er sich endlich gewaltsam aus ihren Armen losreißend seinen weiten, freudenlosen Weg angetreten hatte.

Hingerissen von überwältigenden Gefühlen sank sie auf ihre Kniee nieder, und ihr frommes Auge nach oben richtend betete sie: „Vater im Himmel, nimm ihn unter Deine Obhut, und gieb ihn mir wieder!" und hell wurde es auf ein Mal um sie, denn der Mond trat aus flüchtigen Wolken hervor und zeigte ihr noch ein Mal die Gestalt des dahineilenden Geliebten.

3.

Es waren viele Monate seit der Flucht Daschkoffs vorübergegangen, das Aufsehen, welches sie erregt hatte, schwand immer mehr und mehr, und fast Niemand gedachte mehr des Flüchtigen.

Nur Ein Herz aber harrte in schmerzlicher Sehnsucht nach einem Zeichen seines Daseins, denn noch immer hatte er Nichts von sich hören lassen.

So saß eines Tages Elisabeth in Gedanken an den fernen Geliebten vertieft in ihrem Kabinet, als ihr Vater eintrat und sie in gewohnter Weise bat, ihm die nordische Biene vorzulesen. Unwillig, aus einer so lieben Beschäftigung gestört worden zu sein, las sie nur flüchtig die politischen Nachrichten des Auslandes, doch höher schlug auf ein Mal ihr Herz, als sie auf einen Artikel „Nachrichten aus dem Kaukasus" stieß. Glaubte sie sich doch dem Geliebten näher, wenn ihre Gedanken in dem Lande weilten, wo er, vielleicht mit Mühen und Drangsalen kämpfend, lebte.

Der Korrespondent meldete, wie ein zweihundert Mann starkes russisches Detaschement in der Nähe von Khunzakh einen Haufen Tschetschenzen überfallen, und ihnen eine Menge Beute und viele Gefangene, welche sie nach ihren Bergvesten schleppen wollten, abgenommen hätte. Der Verlust auf unserer Seite besteht nur aus wenigen Todten und Verwundeten, aber leider, schloß der Bericht, zählt man den kühnen Anführer der tapfern Schaar, den Lieutenant Worobieff, unter den letzteren, und wenig Hoffnung soll vorhanden sein, ihn beim Leben zu erhalten; vorläufig hat man ihn nach Derbent in das dortige Militairhospital geschafft.

Wer kann die Angst, den Schmerz schildern, der an Elisabeths Herzen nagte, als sie diese fürchterlichen Worte las! Sie bedurfte ihrer ganzen Kraft, um ihre Gefühle dem Vater nicht zu verrathen; doch als derselbe sie verließ, und sie allein war mit ihrem Schmerze, da warf sie sich vor dem Mutter-Gottes-Bilde nieder und flehte im inbrünstigen Gebete für die Erhaltung ihres Geliebten.

Plötzlich erhob sie sich, ein milder Hoffnungsstrahl schien ihr blasses Gesicht zu erhellen, und die Hände zum Himmel emporgehoben sagte sie: „Mein Entschluß ist gefaßt, ich eile zu ihm; Hochgebenedeite, schenke mir Kraft ihn auszuführen.“

Ihrem treuen Iwan wollte sie sich abermals anvertrauen, da sie wohl einsah, daß allein die gefahrvolle Reise zu unternehmen, sie nicht im Stande sein würde. Sie schlich sich deshalb unbemerkt nach seinem Zimmer.

Die Blässe ihres Gesichts erschreckte den alten Diener und bestürzt fragte er: „Mein Gott, Elisaweta Feodorowna, was ist geschehen?“

„Wiederum, mein guter Iwan,“ entgegnete Elisabeth, ihm freundlich die Hand reichend, „bitte ich Dich um Deinen Beistand.“

Und sie erzählte ihm nun, was sie in der Zeitung gelesen, daß sie fest entschlossen sei nach Derbent zu gehen, um ihren Feodor zu pflegen, da sie nur an seinem Krankenlager die Ruhe ihres Gemüthes finden würde. —

„Doch ich schwaches unerfahrenes Mädchen,“ fügte sie hinzu und ihre Augen blickten flehend auf Iwan, „kann diese weite, beschwerliche Reise nicht allein unternehmen; Iwan, mein guter Iwan, sei Du mein Führer, mein Schutz, entfliehe mit mir.“

Iwan stand unbeweglich da, er glaubte zu träumen; doch endlich, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, erwiderte er: „Wie, Elisaweta Feodorowna, Sie wollen Ihren guten Vater verlassen? Nein, es kann nicht Ihr Ernst sein, Sie sind zu gut, um Ihren Vater so tief zu betrüben, und ich, der ich ihm dreißig Jahre treu und redlich diene, sollte die Hand dazu bieten, ihn unglücklich zu machen!“

„Ach Iwan,“ antwortete Elisabeth und Thränen erstickten beinahe ihre Stimme, „mein Herz bricht unter der Last des Kummers; ach, ich fühle zu gut, wie strafbar ich gegen meinen guten Vater handle, doch eine innere Stimme ruft mich von hier fort.“

„Nein, ich kann, ich darf nicht!“ rief Iwan mit fester Stimme. „Meine Pflicht verbietet es mir, wenn auch meine Anhänglichkeit zu Ihnen zu den größten Opfern fähig wäre.“

„Nun so bringe mir dieses Opfer,“ sagte Elisabeth mit rührender Stimme, „scheide von Deinem geliebten

Herrn; glaube mir, es kostet der Tochter einen härteren Kampf sich vom liebenden Vaterherzen loszureißen."

„Nein, nein," unterbrach sie Iwan heftig, „versuchen Sie den alten Iwan nicht, er könnte schwach sein und bittere Reue würde ihn einst quälen."

„Ich will nicht länger in Dich dringen," antwortete Elisabeth mit ruhiger Fassung, „allein mein Entschluß wankt nicht. Iwan, ich beschwöre Dich, verrathe mich nicht, allein will ich mein Werk vollbringen, Gottes Allmacht wird mich schirmen; pflege Du den theuren Vater und sprich zu ihm Worte des Friedens, wenn er im gerechten Zorne seiner ungehorsamen Tochter flucht."

„Das thäte er nie," unterbrach sie der Vater, der unbemerkt und ohne seinen Willen Zeuge dieses Gespräches gewesen war; „nur inniges Bedauern hätte ich für mein Kind, das einem Glücke nachzujagen wähnt, und statt dessen nur zu bald die rauhe Hand des Unglücks erfassen würde."

Das plötzliche Erscheinen ihres Vaters machte Elisabeth anfangs bestürzt, doch bald ihre Fassung wiedererlangend, warf sie sich zu seinen Füßen und sagte mit flehender Stimme: „Verzeih' Deinem unglücklichen Kinde, doch ich vermag nicht ohne ihn zu leben, eine innere Stimme ruft mich zu ihm."

Sanft zog der ehrwürdige Mann seine arme Tochter an seine Brust, und in liebevollen Worten ihr Trost zusprechend, beschwor er sie, nicht ferner mehr so thörichten Gedanken nachzuhängen.

Allein der Sturm in Elisabeths Innern war nicht so leicht zu beschwichtigen, und wenn sie auch zuletzt in stiller Ergebung ihren thörichten Plan aufzugeben schien, so war diese Stille des Gemüthes gefährlicher, als das

wilde Toben der Leidenschaft, denn die Extreme, wenn sie sich auch berühren, vertragen sich nimmer.

Es waren einige Wochen seit diesem Auftritt vergangen, Elisabeths Gesundheit schwand von Tag zu Tag, vergebens suchte der liebende Vater durch Trostgründe und durch heilsame Mittel der Natur die schwindenden Kräfte zu bannen. Ein hitziges Fieber warf sie auf das Krankenlager, in welchem sie lange zwischen Leben und Tod rang, bis endlich die jugendliche Kraft und sorgsame Pflege siegend sie langsam der Genesung entgegenführte.

Rouloff fühlte zu gut, daß es nur ein Mittel gäbe Elisabeth wieder herzustellen, nämlich, sie zu dem Manne ihres Herzens zu führen, und so schwer ihm dieser Schritt auch war, die Vaterliebe siegte über alle Rücksichten.

„Mein Kind," sagte der Professor eines Tages, als Elisabeths schwermüthiger Blick mehr denn je sein Herz schmerzlich verwundete, „sobald Du Dich wohler fühlst, müssen wir reisen, denn nur eine Veränderung der Luft wird Dich wieder ganz kräftigen. Sag, wohin möchtest Du wohl?"

„Lassen Sie uns nur hier bleiben, mir wird doch nichts helfen!" versetzte Elisabeth mit einer Stimme so sanft, so schmerzlich, so voller Resignation, daß Rouloff sich der Thränen nicht länger enthalten konnte.

„Doch, doch," entgegnete Rouloff nach einer langen schmerzlichen Pause, „glaube mir, eine frische reine Gebirgsluft thut Wunder. Könntest Du Dich wohl zu einer Reise in den unwirthbaren Kaukasus mit mir entschließen?"

Ein Lächeln der entzückendsten Freude überflog Eli-

sabeths Antlitz, mit inniger Liebe umschlang sie den theuren Vater und tief bewegt sagte sie: „Ach ja, dort wird mir besser werden!“

„Nun denn, mein gutes Kind,“ erwiderte der Vater sanft, „so wie es Deine Gesundheit erlaubt, treten wir unsere Reise an, meine Anstalten sind schon getroffen; wir reisen beide allein, Iwan wird das Haus hüten.“

„Ach Vater, Ihre Güte erdrückt mich,“ sagte Elisabeth mit vor Glück strahlenden Augen, „diese übergroße Freude hat mich so gekräftigt, daß wir heute schon unsere Reise antreten könnten.“

In stummer Rührung drückte Rouloff Elisabeth an sein Herz und inbrünstige Gebete für ihr Wohl stiegen aus seiner Brust zu dem allgütigen Gott.

Einige Tage darauf fuhr ein leicht bepackter Reisewagen auf der Straße nach Neu-Tscherkask, ein ältlicher Herr und ein junges blasses Mädchen saßen darin, es waren der Professor Rouloff und seine Tochter Elisabeth.

Man muß in Rußland gefahren sein, um sich von der fast fabelhaften Schnelligkeit eine Vorstellung machen zu können, mit der die größten Entfernungen zurückgelegt werden; man findet dort weder den bedächtigen Trott unserer Lohnfuhrleute, noch einmal das doch schon schnelle Tempo unserer Extraposten. Sobald der russische Jamtschik sein nou trogai ausgerufen hat, eilen die Pferde im schnellsten Galopp davon, und nur mit großer Anstrengung kann er sie an der nächsten Station zum Stehen bringen.

So durcheilten denn unsere Reisenden im Fluge die Steppen des Don und kamen ungehindert durch Georgiefsk und Kislär nach Aksa, einem kleinen Städtchen, in welchem damals ein bedeutender Kosackenposten

stand. — Hier wollte Ronloff wenige Tage rasten, um Elisabeth einige Erholung von den Anstrengungen der Reise zu verschaffen; doch das liebende Mädchen, von Sehnsucht getrieben, beschwor den Vater die Reise fortzusetzen. Ihren Bitten nachgebend, hatten sie schon wieder Platz in ihren Wagen genommen, als ein Offizier grüßend an denselben trat und artig sagte: „Wohin die Reise, wenn ich fragen darf?" „Nach Derbent," antwortete Rouloff, den Gruß freundlich erwidernd.

„Davon rathe ich ab, mein Herr," fuhr der Offizier fort, „der Weg dahin ist wiederum sehr unsicher, da Kasi-Mulla sich von Neuem erhoben hat. Müssen Sie durchaus nach Derbent, dann rathe ich Ihnen, beim hiesigen Kommandanten um eine Bedeckung nachzusuchen."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren gütigen Rath," entgegnete Rouloff, dem Offizier freundlich die Hand reichend, „unter diesen Umständen werde ich meine Reise aufgeben."

„Ach lieber Vater, nur das nicht," unterbrach ihn Elisabeth bittend, „wie lange wird es nicht noch währen, ehe die Gegend ganz sicher ist; unter dem Schutze der Kosacken haben wir ja so leicht nichts zu befürchten."

Rouloff überlegte lange, doch die Bitten seiner Tochter und die Versicherungen des Offiziers, daß eine Kosackenbedeckung ihnen hinreichenden Schutz gewährten, bewogen ihn zuletzt, nachdem er durch die Vermittelung des Offiziers die nöthige Mannschaft erhalten, seine Reise fortzusetzen.

Den Weg, den unsere Reisenden einschlugen, führte durch die wild romantischen Thäler des Kaukasus, die in pittoresker Schönheit mit denen der Schweiz und

Norwegens wetteifern, und welche von gigantischen Schneebergen, unter denen, in nebelhaften Schleier gehüllt, das ehrwürdige Haupt des Kasbeck am fernen Horizonte hervorragte, eingeschlossen werden.

Je näher sie ihrem Ziele kamen, um so mehr schwanden die Besorgnisse vor einem Ueberfalle der räuberischen Bergvölker, und sorglos ritten nur wenige Kosacken neben dem Wagen, während die meisten, bald vorn, bald hinten, durch Wettreiten sich die Zeit zu verkürzen suchten.

Der Weg war ebener geworden und schlängelte sich durch eine üppige Wiese, deren köstliches Grün einen aromatischen Duft verbreitete. Man beschloß hier zu ruhen, und bald gab sich auch Alles dem erquickenden Schlafe hin, denn es stand ihnen noch ein weiter beschwerlicher Marsch bevor.

Doch sie hatten noch nicht lange der Ruhe gepflegt, als sie auf ein Mal ein heftiges Getöse erwachen ließ. Kaum hatten die Kosacken Zeit ihre Pferde zu erreichen, um einem etwanigen Angriffe zu begegnen, als auch schon ein bedeutender Haufen Tscherkessen, wie eine Windsbraut dahergesaust kam. Ein so ungleicher Kampf, wie sich zwischen den beiden feindlichen Parteien entspann, konnte nicht lange unentschieden bleiben. Nach einer kurzen tapferen Gegenwehr waren die Russen theils getödtet, theils gefangen, und nur wenige hatten sich durch die Flucht der Gefangenschaft entziehen können.

Rouloff hatte gleich bei Annäherung des Feindes Elisabeth in den Wagen geführt, und so, während des Kampfes den Augen des Feindes entzogen, erwartete sie in stiller Ergebung, was Gott über sie verhängen würde.

Das Gefecht war kaum beendet, als ein hochge-

wachsener Tscherkesse an der Spitze einiger Reiter sich dem Wagen näherte, um sich seiner Beute zu bemächtigen. Seine edle, stolze Haltung, die Pracht seiner Kleider und der reiche Schmuck seiner Waffen ließen ihn leicht als den Anführer der Horde erkennen. Mit stolzem Blicke trat er an den Wagen und sagte in schlechtem Russisch: „Ihr seid mein, Gott hat Euch uns gegeben.“

„Alla werdi!“ (Gott hat Euch uns gegeben) schrieen auch seine Begleiter und wollten sich eben auf den Wagen stürzen, um ihn zu plündern, als der Chan, Elisabeth in eine Ecke des Wagens gedrückt bemerkend, ihnen mit fester Stimme zurief: „Zurück, bei meinem Zorn zurück!“

Sein stolzer, vernichtender Blick wurde bei Elisabeths Anblick freundlicher und mit milder Stimme sagte er zu ihr: „Was willst Du zarte Blume hier unter den rauhen Kriegern? O Du weiße Rose des Norden, Dein Anblick hat mich so bezaubert, als ob ich eine Huri des Paradieses gesehen! Komm, Du sollst in meiner Veste als Gebieterin über mich, den Sklaven Deines Herzens, herrschen.“

Elisabeth vermochte vor Schrecken die Augen nicht aufzuschlagen und fester schmiegte sie sich an ihren Vater, der dem Tscherkessen ein bedeutendes Lösegeld versprach, wenn er ihnen die Freiheit ließe.

„Nein,“ unterbrach ihn finster derselbe, „und wenn Du mir alle Schätze der Erde versprächest, diese Perle wiegen sie doch nicht auf;“ und indem er sich zu Elisabeth wandte, sagte er: „Fürchte nichts, Du holder Stern des Himmels, Mansur-Beg kämpft nur gegen Männer.“

Weder Elisabeths Bitten, noch des Professors Versprechungen waren im Stande, Mansur-Begs Sinn zu zu ändern, und nach wenigen Minuten zog der Tscherkesse mit seinen Gefangenen nach Diarfir, seiner Veste im nördlichen Dagestan.

4.

Daschkoff, von dem wir seit seiner Trennung von Elisabeth nichts vernommen haben, war mit manchen Mühseligkeiten kämpfend glücklich nach Tiflis gelangt und hatte dort unter den Namen Worobieff Kriegsdienste genommen. Im Kriege, in diesem bewegten Leben, wird bald der wahre Werth des Mannes erkannt, denn es sprechen dort Thaten laut für oder gegen ihn und er kann sich nicht hinter schönen Worten, woran der Friede so reich ist, verschanzen.

Eben dieses thatenreiche Leben gab Daschkoff oft Gelegenheit sich auszuzeichnen, und so gelangte er, von seinen Vorgesetzten empfohlen, bald zum Range eines Hauptmannes. Die Ausführung der gefahrvollsten Unternehmungen wurde ihm übertragen, und so geschah es denn auch, daß er, wie die Zeitung wahr berichtet hatte, bei einem glücklichen Gefecht gegen die Lesgier schwer verwundet wurde und in das Militairhospital zu Derbent gebracht werden mußte.

Mehrere Tage kämpfte er zwischen Leben und Tod, doch endlich siegte seine kräftige Natur, und seine Genesung schritt rasch und sicher vor. Kaum waren einige Wochen verstrichen, als er sich schon so weit hergestellt sah, um die Expedition gegen Kasi-Mulla, dessen abermalige Schilderhebung unterdrückt werden sollte, mit-

machen zu können, und so sehen wir ihn denn an der Spitze seiner Abtheilung auf dem Wege nach dem nördlichen Dagestan.

Ein schwermüthiger Zug ruhte auf dem blassen Gesichte des jungen Mannes, denn er dachte an die ferne Geliebte, an die lange Zeit, wo er noch getrennt von ihr sein würde; und so ritt er, seinen seligsten Träumen nachhängend, unbemerkt seinen Truppen voraus, als er plötzlich durch das Gewiehre eines Pferdes aus seinen Träumen erweckt wurde.

Bald kam der Reiter nahe genug, daß Daschkoff in ihm einen Kosacken erkannte, den er für eine abgeschickte Ordonanz hielt.

„Was bringst Du uns?" rief er demselben zu, als er eben bei ihm vorübereilen wollte.

„Schlimme Kunde," versetzte der Kosack, indem er sich bemühte sein Pferd zum Stehen zu bringen. Der verwünschte Mansur-Beg hat einen Wagen, den wir begleiteten, überfallen, die Meisten von uns niedergemetzelt und die andern nach seinem Raubneste Diarfir geschleppt. Ich bin ihnen entkommen, indem ich mich todt stellte, und da die Hunde von Tscherkessen, statt uns zu begraben, uns vielmehr den Raubvögeln zur Speise überließen, so dachte ich doch dafür zu Schade zu sein und machte mich, als sie mir aus dem Gesichte waren, eiligst davon."

„Weißt Du, wer die Reisenden waren?" fragte Daschkoff, der aufmerksam des Kosacken Bericht zugehört hatte.

„Nein, Herr," erwiderte derselbe, „es war ein alter Mann mit einem schönen blassen Mädchen; sie wollten nach Derbent, weiter weiß ich nichts."

Eine Ahnung erfaßte Daschkoff. Wenn es Elisabeth mit ihrem Vater wäre? dachte er bei sich selbst, doch bald verschwand in ihm dieser Gedanke als eine nichtige Hoffnung. „Kennst Du den Weg nach Diarfir?“ fragte Daschkoff den Kosacken.

„O ja, Herr,“ erwiderte derselbe, „ich habe oft dieses Felsennest gesehen.“

„Wie weit ist es von hier?“ fragte Daschkoff kurz.

„Kaum dreißig Werst, Herr,“ war die Antwort.

„Nun gut,“ entgegnete Daschkoff, „folge mir zum General, ich werde ihn um einen Pulk von Deinen Landsleuten bitten, um Mansur-Beg seine Beute wieder zu entreißen.“

„O Herr,“ fiel der Kosack ihm schnell in das Wort, „das ist unmöglich. Mit Gewalt wird uns dies nie gelingen, denn Diarfir ist ein wahres Adlernest!“

Ohne zu antworten führte Daschkoff den Kosacken zu dem kommandirenden Generale, stellte demselben die Lage der Gefangenen vor, und erbot sich mit einem Pulk Kosacken deren Befreiung zu bewerkstelligen.

Der General anfangs seine Bitte abschlagend, da er an eine Möglichkeit des Erfolges zweifelte, gab zuletzt nach und bewilligte ihm die gewünschte Schaar, an deren Spitze sich alsbald Daschkoff stellte und mit ihr den Weg nach Diarfir einschlug, der durch die unwirthbarsten Gegenden Dagestans führte.

Sie waren schon eine geraume Zeit geritten, und noch immer zeigte sich die Veste Mansur-Begs nicht. Daschkoff fürchtete den rechten Weg verfehlt zu haben, und wollte sich eben an den Kosacken, den er als Führer mitgenommen hatte, wenden, um ihm seine Besorgnisse auszusprechen, als dieser ihm zurief: „Dort hinter jenem

Walde sieht das verdammte Nest hervor!" und wirklich konnte man in einiger Entfernung die Veste bemerken, die auf einem steilen Felsen gelegen, mit ihren festen Mauern gebieterisch in das wilde Thal herabschaute.

„Wir werden hier Halt machen müssen," sagte Daschkoff zu dem Kosacken, „und nur mit wenigen Mann vorreiten, um einen Weg zu erspähen, der nach der Veste führt."

„Ach Herr," entgegnete der Kosack, „einen Weg dorthin werden wir nie finden, es müßte denn sein, daß wir, von den Tscherkessen angegriffen, dieselben zurückschlügen und so verfolgten, daß wir mit ihnen zugleich in die Thore ihres Felsenloches sprengten. Doch sie werden sich hüten, Etwas gegen uns zu unternehmen, denn die Besatzung solcher Nester ist nie stark, da der größte Theil dieses Gesindels sich in seine Berge versteckt, und wie die Raubvögel auf seine Beute stößt."

So ritten sie noch eine Strecke weiter, und je näher sie der Veste kamen, desto gigantischer erschien sie ihnen, und immer mehr mußten sie sich eingestehen, daß der Erfolg ihres Unternehmens höchst ungewiß sei.

Da erblickten sie plötzlich am Fuße des Felsens, auf welchem die Veste gelegen, eine Reiterschaar, die, wie es schien, grade auf sie zusprengte, und es währte nicht lange, so konnten sie deutlich einen großen Haufen Tscherkessen erkennen.

„Kinder," redete Daschkoff die Seinen an, „laßt uns diesen Räubern muthig entgegengehen, sie selbst sollen uns den Weg zu ihrem Felsenneste zeigen."

Mit diesen Worten stürzte er sich an der Spitze seiner Reiter den andringenden Tscherkessen entgegen, und es entspann sich alsbald ein Kampf, der um so

mörderischer war, da die Tscherkessen wohl einsahen daß, wenn der Feind, den sie nicht für so überlegen gehalten hatten, sie in die Flucht jage, er leicht mit ihnen in die Thore ihrer Veste dringen könne. Doch die Russen, angefeuert von ihrem kühnen Führer, thaten Wunder der Tapferkeit. Nach einem hartnäckigen Kampfe brachten sie die Tscherkessen zum Weichen, das aber bald in eine wilde Flucht ausartete. Mit Blitzes Schnelle eilten sie auf ihren flüchtigen Kabardinern ihrer Veste zu, aber die Russen, ihnen auf der Ferse folgend, kamen gleichzeitig mit ihnen an deren Thore an.

Hier entspann sich von Neuem der blutige Kampf, denn die Thore waren verrammelt und konnten die Flüchtigen nicht einlassen. So von vorn und hinten in fürchterlicher Enge eingezwängt, den gewissen Tod vor Augen, kämpften die Tscherkessen wie die Löwen. Da auf einmal sprang durch das heftige Drängen das eine Thor von einander, und Tscherkessen und Russen drangen zugleich wuthentbrannt in dasselbe. Bald neigte sich der Kampf zu Ende, da die noch kleine Zahl der Tscherkessen, von allen Seiten umringt, bald wehrlos gemacht wurde.

Kaum ruhten die Waffen, als auch Daschkoff schon mit einigen Leuten alle Gemächer der Veste durchsuchte, um den Gefangenen ihre Freiheit zu verkünden, und bald stiegen aus den dumpfen Kellern die gefangenen Kosacken hervor, doch nirgends fand man eine Spur der beiden Reisenden.

Schon wollte Daschkoff zu den Seinen zurückkehren, als er am Ende eines langen Korridors Stimmen vernahm. Schnell eilte er denselben entlang und entdeckte nach kurzem Suchen eine verborgene Thür. Ein kräfti-

ger Fußtritt hob sie aus ihren Angeln und Daschkoff stand plötzlich vor einem Tscherkessen, der seinen von Diamanten funkelnden Kinschal drohend über den Kopf eines zu seinen Füßen liegenden Mädchens schwang, während ein ältlicher Mann vergebens die Hand, welche die tödtliche Waffe hielt, festzuhalten versuchte. Mit Blitzes Schnelle zog er seinen Säbel aus der Scheide, und von einem kräftigen Hiebe getroffen sank der Tscherkesse blutend zu seinen Füßen.

Der Schrecken dieses grausigen Auftrittes ließ das Mädchen ohnmächtig zurücksinken, und Daschkoff hielt, wer beschreibt dies selige Erkennen, seine heißgeliebte Elisabeth in seinen Armen.

Doch als nun Elisabeth die Augen aufschlug, und sie in ihrem Retter ihren geliebten Feodor erkannte, da entquollen ihren schönen Augen Thränen der Freude, die alle Worte ihres von Dank gegen den Höchsten überströmenden Herzens erstickten, und stumm hielten sich die Liebenden fest umschlungen.

Da trat unbemerkt der greise Vater zu ihnen, breitete seine Arme zum Segen über sie aus und sprach: „Möge Euch nie der Segen des Allerhöchsten fehlen, und vergesset nie die Tage der Drangsal, denn sie läutern das Herz von seinen Schlacken!“ Und liebend schloß er die beiden Glücklichen an das väterliche Herz.

Kaum lugte Aurora mit ihren rosigen Fingern über die schneeigen Berge hervor, als Daschkoff mit seinen Lieben den Rückweg nach dem russischen Lager antrat. Wohlbehalten daselbst angelangt, erbat er sich von seinen Obern die Erlaubniß, seine Braut nach Derbent geleiten zu dürfen, was ihm auch gern gestattet wurde.

Nach einer kurzen glücklichen Reise erreichten sie Alle den Ort ihrer Bestimmung, und hier fügte der Priester Daschkoffs und Elisabeths Hände segnend in einander.

Nachdem Daschkoff auf eine ehrenvolle Weise den nachgesuchten Abschied erhalten hatte, und gleichzeitig als Oberarzt des Militairlazareths in Moskau angestellt worden war, so sehen wir denn den greisen Vater und das junge Ehepaar ihrem neuen Bestimmungsorte entgegeneilen; und daß sie denselben glücklich erreicht haben, dafür bürgt uns ein Artikel aus dem Moscowsky Journal, welcher lautet:

„Der Professor Rouloff aus Charkow ist auf seinen Wunsch an unsere Universität berufen worden.“ Und etwas weiter lesen wir: „Der Doctor Daschkoff ist mittelst kaiserlichen Ukases zum Hofrath ernannt, und wegen seiner ausgezeichneten Dienste in der transkaukasischen Armee mit dem Sanct Georgenorden decorirt worden.“

So leben sie nun alle Drei glücklich und zufrieden; der alte Vater in dem Glücke seiner Kinder wieder auflebend, und die Kinder eifrig bemüht, den Rest seiner Tage ihm zu erheitern.

IV.

Die Primadonna.

Novelle

von

Eduard Wehrmann.

Die Sängerin Bianka war die Sonne des Theaterhimmels, die Herzenskönigin der jungen Elegants und alten Gecken, der Liebling des ganzen Publikums. Ihr Portrait fand man an jedem Bilderladen, auf Bonbons und Schmuckkästchen; ihre Verehrer trugen es auf Stockknöpfen und Tabacksdosen; die Damen trugen Mieder à la **Bianca**, flochten das Haar à la **Bianca**, und nach jeder Partie, welche Bianka gesungen, waren die Journale angefüllt mit Gedichten zum Lobe der Sängerin. — War es aber ein Wunder, daß das mit allem Liebreiz, in holder Anmuth prangende Mädchen die Herzen der Männer und Frauen bezauberte? Trug sie doch den höchsten Schmuck des Weibes: Bescheidenheit und Sittenreinheit; dazü hatte ihr die Natur eine Stimme verliehen, die so künstlerisch ausgebildet alle Zuhörer entzücken mußte.

Bianka war die einzige Tochter eines in dürftigen Umständen verstorbenen Beamten. Schon früh hatte man ihre Stimme bewundert, ihr Talent beobachtet, und nun, wo sie als vaterlose Waise mit der Mutter von einer geringen Pension leben mußte, fanden sich reiche und angesehene Männer, die darauf drangen, daß Bianka für die Oper gebildet werde. Ungern gab die Mutter, die das Theater nur von seiner ungünstigen

Seite kannte, die Einwilligung dazu, ihr einziges, innig geliebtes Kind die schlüpfrigen, gefahrvollen Bretter, welche die Welt bedeuten sollen, betreten zu lassen; doch die Aussicht, dadurch ihre drückende Lage zu verbessern, das Vertrauen auf Bianka's festen Charakter siegten über alle Bedenklichkeiten, und — Bianka betrat die Bühne. Der Erfolg ihrer ersten Leistung überstieg alle Erwartungen ihrer Gönner; mit jeder neuen Partie gewann sie die Gunst des Publikums mehr, so daß sie bald als Primadonna glänzte, und ihrer Mutter ein sorgenfreies Alter sichern konnte.

Wie auf dieser Erde kein Glück vollkommen ist, so mußte auch Bianka bald das jedem Freudenbecher beigemischte Bittre schmecken. Mit jedem Triumph, den sie feierte, wuchs der Neid ihrer weiblichen Genossen, besonders derer, die ihre Jugend und Schönheit, ihr seelenvoller Gesang aus der Gunst des Publikums verdrängt hatte, und es gab manche Stunde, wo das scheinbar überglückliche Mädchen im einsamen Zimmer das Köpfchen in die Hand stützte und bittre Thränen weinte.

Noch größeres Leid war ihr vorbehalten, denn ihre Mutter legte sich auf das Siechbett, um nie mehr davon zu erstehen. — Bianka begrub ihre Mutter, und stand nun elternlos allein auf der Erde. Wer malt den Schmerz des guten Kindes, als sie die Hülle der innig geliebten Pflegerin, der treuen zärtlichen Freundin hinabsenkten in die kalte Erde! Sie wähnte sich verlassen von Gott und Menschen, und lange Zeit ging vorüber, ehe sie Fassung und Trost gewann. Endlich bewährten sich die Worte Preciosa's:

„— Holdlächelnd wie Aurore
„Oeffnest Du die goldnen Thore

„Der Verlass'nen, heil'ge Kunst!
„Sang und Saitenspiel ertönen,
„Sanfter rinnt der Strom der Thränen
„In der Sonne Deiner Gunst.“ —

auch an ihr. Nichts hatte sie auf der Welt mehr zu lieben als ihre Kunst, und dieser widmete sie nun ihr Herz, ihr ganzes Sein, ihr Leben.

Der wachsende Neid ihrer Commilitonen, die daraus entspringenden Kabalen und Anfeindungen, die wehmüthigen, immer regen Erinnerungen an die geliebte Todte machten ihr den Aufenthalt in ihrem Geburtsort endlich verhaßt, und sie folgte dem an sie ergangenen ehrenvollen Rufe als erste Sängerin des großen Hoftheaters zu *** mit Vergnügen.

Hier sehen wir sie nun, wie Anfangs beschrieben, auf dem Gipfel des Triumphs. Der Fürst ernannte sie zur Kammersängerin, und auch in dem Glanz des Hofes strahlte Bianka durch ihre Schönheit, durch ihr bescheidenes, Herzen gewinnendes Wesen. Aus den höchsten Ständen nahten sich ihr Verehrer und Anbeter; ihr Vorzimmer war fast täglich gefüllt mit Herren jedes Alters, die ihre Huldigungen der schönen Sängerin darbringen wollten, und beglückt waren, durften sie für die kostbarsten Geschenke nur die Fingerspitzen Bianka's küssen. Doch keiner von ihnen, war er auch der Reichste und Schönste, durfte sich rühmen, einen Grad von Gunst mehr empfangen zu haben, als die Andern. Gegen Jeden war sie freundlich, doch weiter nichts; denn ihr Gefühl sagte ihr, daß diese Herren nicht ihr allein, sondern in ihr mehr der Mode huldigten, und sie hatte Tact genug, ihr Herz dabei ganz aus dem Spiele zu lassen. —

Der Baron de Gernette war einer von denen, die

Bianka am ungernsten sah, und dieser Herr fand sich, mit wenigen Ausnahmen, täglich bei ihr ein, hatte bald ein kostbares Geschenk, bald Lobgedichte zu überreichen, und gern hätte sie ihn durch ein minder artiges Benehmen aus ihrer Nähe verbannt, wäre ihr nicht bekannt gewesen, daß dieser Baron in allen Zirkeln der Residenz wie zu Hause, und überall der Tonangeber war. Mit ihm durfte sie es nicht verderben; denn so fest begründet auch ihre Stellung, so sicher ihr auch die Gunst des Publikums war, so hatte sie doch gelernt, welch giftiger Stachel die Kabale ist, und wie sehr ein Mann wie der Baron ihr schaden konnte. Mit erzwungener Freundlichkeit mußte sie nun seine mehr und mehr zunehmenden Huldigungen annehmen, bis dieser, dadurch dreist gemacht, endlich von Liebe sprach, und einen förmlichen Heirathsantrag machte. Bianka bebte zurück, und so schwer es war, die geistvolle Primadonna verlegen zu machen, so wußte sie doch im ersten Augenblicke nicht, was und wie sie antworten sollte. Bald aber hatte sie die gewohnte Ruhe und Festigkeit wieder gewonnen, sie behandelte das Liebesgeständniß und den Heirathsantrag als Scherz, lachte darüber wie ein Kind, und ehe der Baron seine Betheuerungen wiederholen konnte, hatte sie ihn mit Schlauheit auf ein anderes Thema geleitet. Sie wurden unterbrochen, und Bianka jubelte innerlich, als der Zudringliche sich ohne Antwort entfernen mußte.

Der Baron de Gernette war ein geschmeidiger Hofmann, ein Franzos und — Spieler. Schlau hatte er berechnet, welches Vermögen Bianka bei ihrer bescheidenen Lebensweise, ihrem hohen Gehalt und den vielen ihr zugekommenen reichen Geschenken schon gesammelt haben, was sie ferner noch verdienen konnte, wenn sie

beim Theater bliebe, und es dünkte ihm eine ganz vernünftige Speculation, das schöne, reiche, talentvolle Mädchen, wenn auch bürgerlicher Abkunft, zur Frau Baronin zur erheben, um von ihrem Einkommen seinen derangirten Vermögens-Verhältnissen aufzuhelfen. Fest hatte dieser Plan Wurzel bei ihm gefaßt, und er war nicht der Mann dazu, sich nach dem ersten mißlungenen Versuche abschrecken zu lassen, vielmehr nahm er sich fest vor, sein Ziel mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen. —

Um diese Zeit kam ein ungarischer Edelmann, der Graf Kolmar, auf einer Vergnügungsreise begriffen, nach der Residenz; er sah Bianka in einer ihrer besten Partieen, und sein leicht empfängliches Herz faßte bald eine Leidenschaft für die reizende Sängerin. Er wurde bei Hofe vorgestellt, hatte in einem Hofconcerte Gelegenheit, sich ihr zu nahen, mit ihr zu sprechen, und mehr noch als ihr Gesang, ihr liebreizendes Wesen, bezauberte ihn ihr Geist, ihre classische Bildung, und was vorher nur leicht aufflatternde Neigung gewesen, wurde bei ihm zur glühendsten Liebe.

In unserer Zeit ist es Brauch geworden, Künstlern und Künstlerinnen, besonders wenn sie sich, wie Bianka, einen so ausgezeichneten Ruf erworben, fast wie Wesen höherer Art zu huldigen, und in dem Grade, wie man einer Künstlerin den Hof macht, muß sie selbst eine Art von Hof machen. Bianka war, ihrer Stellung nach, ebenfalls gezwungen, Gesellschaft bei sich zu sehen, und überselig wähnten sich die, welchen das Glück zu Theil

geworden, einige Stunden in ihrer Nähe zu weilen, einen Strahl ihrer Gunst zu erhaschen.

Der Graf Kolmar war der Sängerin durch den Baron de Gernette, der sich an jeden reichen Cavalier drängte und ihn an sich zu fesseln verstand, zugeführt worden, und hatte nun öfter Gelegenheit, das reizende Geschöpf zu bewundern, mehr und mehr ihre seltenen und beglückenden Eigenschaften kennen zu lernen, und immer heißer wurde seine Liebe zu ihr, immer fester gestaltete sich sein Entschluß: alle Rücksichten seines Standes hintenan zu setzen, und der Primadonna Herz und Hand anzubieten.

Der Graf war ein reicher, schöner Mann in den dreißiger Jahren, mit einem unverdorbenen Herzen. Er wollte Bianka gewinnen, überhäufte sie mit fürstlichen Geschenken; doch die jedem reinen Gemüth beiwohnende Bescheidenheit gestattete ihm nicht, sich ihrer Gunst aufdrängen zu wollen. Bianka mußte, wollte sie nicht beleidigen, annehmen, was der reiche ungarische Magnat in seiner verschwenderischen Huldigung ihr auf die zarteste Weise als Zeichen seiner Verehrung opferte; aber in einsamen Stunden, wo sie die Reihe ihrer Anbeter die Revüe passiren ließ, stand der schöne Ungar immer voran, und seine edle stolze Figur schlich sich sogar in ihre Träume ein. Doch war sie stark genug, ihr Herz vor jeder Leidenschaft zu bewahren; denn ihr Verstand sagte ihr: nie werde Graf Kolmar seine Hand einer Bürgerlichen, einer Opernsängerin reichen.

Bianka's abgemessenes, vorsichtiges Benehmen erschien dem Grafen als Stolz, als Geringschätzung. Er konnte sich nicht denken, daß ein junges lebhaftes Mädchen für alle Huldigungen, die ihr von manchen schönen

Männern aufgedrungen wurden, kalt, gefühllos bleiben könne; er bildete sich ein, ihr Herz müsse bereits verschenkt sein, und so glühend seine Liebe, so heiß wurde nun seine Eifersucht, ohne zu wissen, auf wen er diese eigentlich richten sollte.

Der schlaue Baron de Gernette hatte bald genug bemerkt, daß Graf Kolmar keiner der gewöhnlichen Verehrer der Primadonna war, sondern wohl geneigt sein könne, ernstliche Absichten laut werden zu lassen. Das wollte er aber gern hintertreiben, denn so viel Arroganz hatte er nicht, um sich mit dem schönen reichen Ungar in die Schranken zu stellen; er mußte also darnach trachten, ihn bei Bianka in minder vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen, und dazu kam ihm die Gelegenheit von selbst in den Weg.

Er hatte eine Spielgesellschaft bei sich versammelt, wozu er den Grafen Kolmar, dessen schöne Kremnitzer Ducaten er über Alles liebte, eingeladen hatte; der Graf kam aber nicht. — „Er wird bei Bianka sein," dachte sich der Franzose, und so viel kaltes Spielerblut er auch hatte, konnte ein Aufmerksamer doch hören, daß „Roi et neuf, six et sept, quatre et Roi u. s. w." heut nicht so glatt und ruhig aus seinem Munde gingen wie sonst; dabei mußte er bald hier bald dort ein sixleva bezahlen, und die Goldhaufen vor ihm wurden immer niedriger. Da trat der Graf ein, warf seinen Hut von sich, strich sich mit der Hand über das erhitzte Gesicht, und nahte sich dem grünen Tische. Ohne sich im Mindesten stören zu lassen, rief der Bankhaltende Baron weiter: „dame et volet, dame et dix;" doch freier athmete er jetzt auf, denn sein Kennerblick sagte ihm, daß der Ungar keinen Schritt weiter in Bianka's Gunst gethan.

„Attention!“ rief der Graf, zog aus dem Pointirbuch die Dame heraus, und warf sie mit einer Rolle Ducaten auf den Tisch.

Die Dame hatte zweimal hintereinander verloren, es war wahrscheinlich, daß sie jetzt gewinne; aber der Banquier hatte seine alte Ruhe wieder erlangt, mit größter Gleichgültigkeit zog er ab: „Roi et deux, dame et neuf,“ und der Croupier zog die Rolle Gold heran. „Va banque!“ rief der Graf erhitzt, und warf die volle Geldbörse hin. Ohne eine Miene zu verziehen, zog der Baron weiter ab: „Volet et deux, dix et trois, dame et — rien,“ — es war die letzte Karte. Der Croupier überzählte die Baarschaft der Bank, und der Graf mußte einige hundert Ducaten bezahlen. —

Nach Art der Spieler von Profession that der Baron, als ob ihm Gewinn oder Verlust ganz gleichgültig sei, und warf nur leicht die Worte hin: „Scheinen heut im Spiel kein Glück zu haben, lieber Graf! Wie kann man aber auch auf eine Kartendame setzen, wenn man die lebende so gewiß hat!“

„Sie scheinen Beide in Ihrer Gewalt zu haben!“ rief der Graf aufgeregt und machte Miene zum Gehen; doch der Baron, der neugierig war zu wissen, was seinen Nebenbuhler so erhitzt, hielt ihn auf, indem er sagte: „die letzte Taille, meine Herren; damit wir auch von der Unterhaltung unsers Freundes Kolmar genießen, der heut kein Behagen am Spiel zu haben scheint.“ —

Der Graf ließ sich ein Glas Eis geben, setzte sich auf ein Ruhebett, und nahm an dem Spiele gar keinen Antheil mehr.

Die Taille war bald aus, die Croupiers packten Karten und Geld in die Cassette, und der Baron, der

heut einen gar reichen Fang gethan, nahm zur Seite des Grafen Platz.

„Darf ich fragen," — hob er an — „welche Gesellschaft uns die Nähe unsers Freundes so lange entzog?" und der Graf, etwas ruhiger geworden, doch gern geneigt, seinen Aerger mitzutheilen, um dabei wo möglich den Baron, den er für seinen begünstigten Nebenbuhler hielt, auszuforschen, warf mit beklemmtem Athem hin: „Ich war bei ihr!"

„Bei ihr? also bei einer Dame?" — lächelte der Baron; — „doch es giebt in der Residenz so viele Damen, die sich nach Graf Kolmar's Gesellschaft sehnen, daß ich unbescheiden weiter fragen muß: bei welcher Dame? —"

„Nun, mein Gott! bei wem sonst als bei ihr, bei Bianka!" — rief der Graf. „Wahnsinnig macht sie mich noch mit ihrer frohen Laune, während ich verzweifeln möchte!" — „Ich kenne das" — sagte der Baron mit bedeutungsvoller Miene, „und verstehe Ihren Aerger. Sie haben für Ihre Brillanten noch kein Zeichen ihrer Gunst erhalten, das ist freilich verdrießlich, doch wer wird verzagen! Ich will nicht hoffen, daß der lebenskluge Graf Kolmar eine wirkliche Neigung zu der Sängerin faßte, sonst müßte ich lachen wie noch nie in meinem Leben." —

Der Graf wollte erzürnt auffahren, bezwang sich aber, und der Baron fuhr fort: „Sie sind zu blöde, lieber Freund! wissen noch nicht, wie man mit Theaterprinzessinnen umgehen muß."

„Terremtete!" rief der Ungar erhitzt. „Theaterprinzessin nennen Sie diesen Engel?" — „Ja wohl!" — entgegnete der Baron ruhig. — „Ist der Engel

nicht Theatersängerin?" — „Doch diesen verächtlichen Namen ihr, der Reinen, der Himmlischen!" — „Warum nicht?" — lächelte der Baron. — „Und — rein? — ich glaube, — himmlisch? ich zweifle. Sie ist von ihrer Jugend an auf den Brettern, und worin besteht ein Theil der Kunst einer Schauspielerin? In Verstellung. Niemand kann Bianka absprechen, daß sie Künstlerin ist; also — versteht sie, sich zu verstellen. Wer aber weiß bei einer Sängerin, was Wahrheit und was Täuschung ist? Ich saß auch in ihrem Garne, doch nicht nicht so lange, um meine Ruhe zu verlieren. Ich besuche sie noch, weil es zum guten Ton gehört, weil ihre Gesellschaft angenehm, und sie wirklich ein liebenswürdiges Geschöpf ist." —

„Bei Gott, das ist sie!" rief der Graf tief aufathmend, und setzte scheinbar ruhig hinzu: „Ich werde sie nicht mehr besuchen." —

„Das würde Bianka sehr verdrießen, vielleicht betrüben," — meinte der Baron. „Es ist ja möglich, daß Sie von ihr geliebt werden. Sie ist zu klug, um es sich merken zu lassen; denn sie weiß, daß ihre Liebe bei Ihrem Range zu nichts führen, sie nur unglücklich machen könnte. Besuchen Sie sie öfter, Graf! aber spielen Sie nicht den blöden Schäfer wie bisher. Sie sind jung, schön, reich, Sie müssen gefallen, und eben deshalb dürfen Sie nicht schmachten, sondern erobern."

„Ich wage es nicht, dreister gegen sie zu sein" — sprach der Graf bedenklich. — „Ihre Nähe zwingt Einem unwillkürlich Hochachtung, Verehrung ihrer Tugend ab, und wenn ich sie erzürnte —"

„Ach bah!" lächelte der Baron. „Gehen Sie von der Ueberzeugung aus, daß sie eine Schauspielerin,

also Künstlerin in der Verstellung, ihr Zorn also vielleicht auch nur Maske ist, und Sie werden siegen." —

Der Graf antwortete nicht, nahm seinen Hut, wünschte der Gesellschaft eine gute Nacht, und begab sich sinnend nach Hause. —

Im Café Belvedère saß der Baron de Gernette, schlürfte behaglich seinen Mocca, und blätterte in den Journalen, ohne zu lesen; denn seine Gedanken waren bei der Primadonna. — Werde ich sie erringen oder nicht? — das war die Frage, die sich in seinem Kopfe hin und her bewegte. — Der Mensch kann Alles, was er will! — sagte er sich — also hoffe ich es bei meinem festen Willen auch durchzusetzen, wenn nur dieser Ungar, der größte Stein des Anstoßes, aus dem Wege geräumt ist. Doch ich denke: er wird meinen Rath befolgen, und dann ist er mir nicht mehr gefährlich; denn Bianka's Tugend ist kein Flitterband. Das Mädchen steht mit ihrer alten Kammerzofe, der Matrone Renate, allein da, an Keinen schließt sie sich enger an, zu Keinem hat sie besonderes Vertrauen, da sie sich Stärke genug zutraut, nach eigner Ueberzeugung recht zu handeln; da müßte es doch kurios zugehen, wenn ein verschlagener Kopf wie der meinige nicht über ein unerfahrenes Weib siegen sollte. Ich werde gleich einmal wieder Visite machen, und — wenn auch nicht attaquiren, doch das Terrain recognosciren. —

Er warf die Journale bei Seite und wollte aufstehen, als der Ungar eintrat und, den Baron gewahrend, in dessen Nähe Platz nahm. Nach gleichgültiger Begrüßung hob der Graf an: „Haben wir einen schö-

nen Rath gegeben, Baron! das Mädchen hat nichts Erkünsteltes, am wenigsten ihre Tugend.“ —

„Die habe ich auch nie in Zweifel gezogen,“ entgegnete der Baron. „Ich behauptete nur: ein hübsches junges Mädchen könne einem jungen, schönen, reichen Cavalier gegenüber nicht gleichgültig bleiben, wenn dieser die ihm von der Natur verliehenen Gaben zu rechter Zeit und richtig benutze. Doch — was ist vorgefallen?“ —

„Ich war heut Morgen da,“ — erzählte der Graf, — „und traf Bianka glücklicherweise allein. Sie saß bei einer Stickerei, und schien mir liebenswürdiger als je. Ihre Freundlichkeit, ihr ungezwungenes Wesen machte mich dreist, ich lobte ihr Talent, erklärte: daß ihre Liebenswürdigkeit mich dergestalt eingenommen, daß ich gern geneigt sei, ihr meinen Rang, mein Vermögen, mein Herz zu Füßen zu legen.“ —

„Nun! und was sagte sie?“ frug der Baron mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Sie lachte,“ — erwiderte der Graf — „und“ — fuhr er fort — „dadurch noch mehr angefeuert, wagte ich es, meinen Arm um ihre Taille zu schlingen.“ —

„Weiter, weiter!“ rief der Baron erwartungsvoll.

Die Augen beschämt niederschlagend, berichtete der Graf: — Sie stieß mich zurück, sah mich mit Blicken der Verachtung an, und rief in höchster Aufregung: Wagen Sie es noch einmal, mich zu berühren, so verwandelt sich diese kleine Scheere in meiner Hand in einen Dolch, und ich vertheidige damit meine Ehre. — Ich hielt dies noch für Comödienspiel, trat ihr wieder einen Schritt näher, und sie zuckte die Scheere wie ein

Messer gegen meine Brust, dabei rollten ihre schwarzen Augen, daß ich in das Gesicht einer Medusa zu blicken wähnte.“ —

„Hahaha!“ — lachte der Baron auf. „Der stolze Graf, der feurige Ungar, der heldenmüthige Officier erbebt vor der kleinen Scheere einer Opernsängerin. — Eine köstliche Anecdote! Sagten Sie mir das nicht selbst, ich würde den Erzähler solchen Mährchens für einen faden Witzbold halten.“ —

„Herr Baron!“ — rief der Graf erhitzt auf. — „Wenn Sie mich etwa für eine Memme halten, so kommen Sie, um zu erfahren, daß ich weder Degen noch Pistolen fürchte, auch wenn sie von einem französischen Abenteurer geführt werden.“ —

Der Baron biß die Zähne zusammen, doch ward er gleich wieder Herr seiner Miene, nahm die Ausforderung für Scherz und sprach leise: „Lieber Graf! mäßigen Sie sich, wir sind hier nicht allein. An Ihrem Muth, einem Feinde gegenüber, zweifle ich durchaus nicht, doch kommt es mir lächerlich vor, daß Sie vor der unschuldigen Scheere einer scheinbar erzürnten Comödiantin zurückweichen. Bianka hat ihre Rolle ganz vorzüglich gespielt; denn was hätten Sie von ihr gehalten, hätte sie sich Ihre Umarmung gefallen lassen? Sie mußte sich böse stellen, sie wird es auch noch einige Mal so machen, bis ihr Gefühl siegt, bis sie an Ihre Brust sinkt und seufzt: Kolmar, ich liebe Dich!“ —

„Unmöglich, unmöglich!“ seufzte der Graf. — „Ich mag nie mehr in diese erzürnten Augen schauen, denn dieser Blick war wahrhaftig keine Verstellung.“ —

„Nicht?“ lächelte der Baron. „Haben Sie Bianka als Königin der Nacht in der Zauberflöte gesehen?

Sehen Sie sie da, und Sie werden glauben, die Wuth einer Furie in ihren Blicken zu lesen, wenn sie singt: „„Der Hölle Rache kocht in meinem Busen,““ und ist das auch Wahrheit? — Hinter den Coulissen ist sie wieder die Sanftmuth, die Engelsmilde selber. Darum zeigen Sie sich Bianka gegenüber als der Held, der Sie wirklich sind, und ich wette: Sie siegen da wie überall.“

— „Wenn es wäre!“ — sprach der Graf, den Kopf in die Hand gestützt. — „Wenn ich sie, die ich wirklich liebe, die Meine nennen dürfte, o! alle Schätze der Erde wären mir nichts gegen Bianka's Besitz!“ —

„Haben Sie die Oper: „„Maurer und Schlosser““ gehört?“ — frug der Baron. „Der Maurer singt darin:

„Nur Courage!
„Nicht verzage,
„Treue Freunde sind Dir nah!“

und ich verspreche Ihnen, daß der französische Abenteurer, wie Sie mich zu nennen beliebten, gern bereit ist, Ihnen soviel, wie thunlich, bei der Sängerin das Wort zu reden.“ —

„Thun Sie das, lieber Baron!“ — bat der Ungar, — „und Sie werden erfahren, daß Graf Kolmar Freundes Dienste zu belohnen versteht.“ —

Hiermit trennten sich die Beiden, und der Franzose lachte sich ins Fäustchen: denn er wußte nun, wie er sich seines Nebenbuhlers auf die leichteste Art entledigen konnte. —

Bianka saß einige Tage darauf Abends in ihrem Boudoir und weinte. Sie konnte sich es nicht verhehlen, daß ihr der ungarische Graf von allen denen, die ihr scheinbar oder ernstlich den Hof machten, am Besten gefallen, und nun sah sie sich so bitter getäuscht. Sie hatte ihn für einen wahrhaft edlen Mann gehalten, und wenn sie sich auch sagte, daß an eine Verbindung mit ihm nicht zu denken sei, so hatte es ihr doch wohlgethan, Gefühle der reinsten Verehrung, vielleicht der Liebe, in seiner Brust erweckt zu haben. Der Umgang mit ihm war ihr für Geist und Herz lieb nnd angenehm gewesen, und nun hatte er sich von einer ihr mehr als niedrigen Seite gezeigt.

Wenn das Herz mit im Spiele ist, sucht der Verstand alle möglichen Entschuldigungsgründe hervor, und sie versuchte sein keckes unartiges Benehmen auf die Rechnung seiner Leidenschaft, der dem Ungar vielleicht eigenthümlichen Lebhaftigkeit zu schreiben, als sie von ihrer alten Kammerjungfer in ihrem Nachdenken gestört wurde.

„Liebes Fräulein, wollen Sie sich nicht ankleiden lassen? es ist bald Zeit.“ —

„Wozu?“ — frug Bianka, aus ihren Träumereien erwachend, und Renate erinnerte sie daran, daß sie dem Baron de Gernette versprochen, heute dem Concert der philharmonischen Gesellschaft beizuwohnen.

„Ich mag nicht hin, mir ist nicht wohl.“ — sprach Bianka verdrüßlich, das schwarze Lockenköpfchen in die Hand gestützt. — „Ich mag heute keine Musik, will heut gar nichts hören.“

„Ei, das thut mir leid“ — sprach die treue Zofe. — „Wenn sie keine Musik hören wollen, dann sind Sie

gewiß krank. Soll ich vielleicht Thee besorgen, oder — was wohl besser wäre — zum Doctor schicken?" —

„Warum nicht gar!" zürnte Bianka. „Ich will Dir's nur gestehen, Renate" — sagte sie ruhiger — „ich bin verdrüßlich, und weiß nicht warum?" —

„Ja das kommt wohl zuweilen," meinte die Zofe, und fügte treuherzig hinzu: „Ich bin heut auch ganz verstimmt; denn wenn man sich so in den Menschen irrt —"

„Was heißt das?" frug Bianka gespannt. „In wem hast Du Dich denn geirrt?"

„Je nun, in dem ungarischen Grafen. Sehen Sie, liebes Fräulein! den Herrn mochte ich gar zu gut leiden, nicht, weil er mir oft einen blanken Ducaten schenkte, sondern weil er immer so artig, so bescheiden war, ganz anders wie die hiesigen Herren. Nun frage ich heut den französischen Herrn Baron, wie es komme, daß der Herr Graf Kolmar sich schon seit einigen Tagen nicht mehr hier sehen lasse? da lächelt er so verächtlich und sagt: der Herr Graf habe mehr zu thun, als hierher zu kommen, der begnüge sich mit einer sentimentalen Unterhaltung nicht; die Ungarn hätten die Gewohnheit, die Damen ihrer Bekanntschaft zu umarmen und zu küssen, dazu ließen Sie es nun wohl nicht kommen, deshalb mache er jetzt Tänzerinnen und Choristinnen die Cour, und möge sich da wohl besser amüsiren. — Das habe ich dem Herrn nicht zugetraut." —

„Ich auch nicht" — sprach Bianka sichtbar aufgeregt. „Und damit er mich nicht wieder belästigt, weise ihn ab, wenn er noch einmal herkommt. Sage ihm, ich sei nicht zu Hause, oder krank, sage was Du willst, aber laß ihn nicht mehr zu mir ins Zimmer." —

„Ja, wird sich der Herr Graf auch von mir ab-

weisen lassen?" — wandte Renate ein. „Ich glaube es nicht." —

„Nun, so will ich ihm schreiben, und gleich den Augenblick, ich bin gerade in der rechten Stimmung, und Ursache habe ich genug. Setz mir Schreibzeug zurecht, und dann laß mich allein!" —

Renate stellte Licht auf den Schreibtisch, legte die Schreibmappe hin, und wollte das Zimmer verlassen; ehe sie jedoch die Thür erreichte, wandte sie sich noch einmal um, und frug: „darf man auch Alles glauben, was der glatte französische Baron sagt? — Vielleicht —"

„Geh' auf Dein Zimmer!" herrschte ihr Bianka zu, und setzte sich, nachdem Renate sie verlassen, um zu schreiben. Es wollte aber nicht recht damit von Statten gehen, sie konnte den passenden Anfang nicht finden, und vor Mißmuth zerstauchte sie eine Feder nach der andern.

Er hat mich beleidigt — sagte sie sich. — Wäre ihm sein Betragen leid, hätte er geeilt, um Verzeihung zu bitten. Er ließ sich einige Tage nicht sehen, hatte kein Verlangen, zu erfahren, ob ich noch zürne, also hat er andre, ihm liebere Unterhaltung, und damit er nicht etwa denkt, daß ich seine Besuche vermisse, muß ich ihm seines undelikaten Benehmens wegen mein Haus verbieten. —

Sie tauchte die Feder ein, um zu schreiben; aber diese war gleich den übrigen so unbrauchbar, daß sie das Federmesser zu Hülfe nehmen mußte. Endlich ging's, und sie schrieb: „Herr Graf!" — In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Graf Kolmar trat ein.

„Verzeihung, meine Verehrteste!" sprach er mit jovialer Freundlichkeit, „daß ich uneingeladen und zu

so unpassender Tageszeit mit meinem Besuche störe. Baron de Gernette sagte mir, Sie würden das Concert mit ihrer Gegenwart beehren, eben hat es begonnen, und da wir Sie vermißten, fürchtete ich, Sie möchten nicht wohl sein, eilte hierher, und erlaube mir nun, Ihnen meine Equipage freundlichst anzubieten." —

„Ich bedaure, daß Sie sich vergebene Mühe, und noch dazu meinetwegen machten" — entgegnete Bianka höflich, aber kalt. — „Ich bin nicht mehr gesonnen, das Concert zu besuchen, da ich eine Partie einstudiren muß." —

„Am Schreibtisch?" frug der Ungar, trat näher heran, und las: „„Herr Graf!"" „Ei, ei!" rief er, „wer ist der Glückliche, dem ein Briefchen von so schönen Händen bestimmt ist? Ich bin auch ein Graf, doch nicht keck genug, mich für den Auserwählten zu halten."

Bianka war ärgerlich, daß der Graf sie auf einer Unwahrheit ertappt, wollte es jedoch nicht merken lassen, und erinnerte ihn, daß er noch mehr vom Concerte versäumen werde.

„Welches Concert vermag mir Ihre angenehme Unterhaltung zu ersetzen?" rief er lebhaft. „Drei Tage habe ich Sie nicht gesehen, und nun ich ihnen wieder gegenüberstehe, fühle ich erst, was ich entbehrte. Theures Mädchen!" — bat er, „vergönnen Sie mir, noch einige Minuten diese Seligkeit genießen zu dürfen!" —

„Herr Graf!" — wandte Bianka ein, — „Ihr Benehmen neulich —" „O schweigen Sie davon!" rief er bittend. „Ich habe mir selbst Vorwürfe deshalb gemacht; aber" — sprach er mit Ekstase — „seh ich diese Huldgestalt, dieses reizende himmlische Wesen vor mir, so fühle ich nichts mehr, ich weiß nichts mehr, als daß

ich Sie unaussprechlich liebe." — Dabei breitete er die Arme aus, um sie zu umarmen, Bianka wich zurück und sprach erzürnt: — „Herr Graf! Sie wiederholen Ihre Unart, und ich muß Sie bitten, mich sogleich zu verlassen, oder ich bin genöthigt, meine Dienerin zur Hülfe herbei zu rufen, welchen Eclat Sie hoffentlich vermeiden werden." —

Einen Augenblick stand der Graf unschlüssig; aber die Worte des Franzosen: „Sie ist Schauspielerin, spielt ihre Rolle gut" — hießen das bessere Gefühl in seiner Brust schweigen. „Engel! ich muß Sie küssen, und gälte es mein Leben!" rief er stürmisch, und ehe Bianka es hindern konnte, hatte er seinen rechten Arm um ihren Nacken geschlungen; eben wollte sein Mund ihre Lippen berühren, sich von ihm los zu machen vermochte sie nicht, da erblickte sie das Federmesser auf dem Tische; in ihrer Seelenangst ergriff sie es, fuhr damit nach der Brust des Grafen, und — lautlos stürzte dieser zu Boden. —

Im ersten Augenblick wußte Bianka nicht, was sie gethan: starr blickte sie auf den am Boden Liegenden hin, dann entpreßte sich ein lauter Schrei ihrer Brust, und sie sank neben dem Grafen nieder. „Barmherziger Gott!" — rief sie in Verzweiflung — „was habe ich gethan?" —

„Einen Menschen gemordet!" — antwortete kaltblütig der Baron de Gernette, eben mit der Kammerfrau ins Zimmer tretend. — „Sieh da! das Federmesser ist voll Blut, aus der Brust des Grafen quillt auch Blut, er giebt keinen Laut mehr von sich." —

„Hülfe, Hülfe! um Gotteswillen, einen Arzt!" — rief Bianka die Hände ringend. Renate wollte davon eilen, der Baron hielt sie aber fest und frug: „Wollen

Sie unnöthigen Lärm machen? Er beugte sich zu dem Grafen nieder, befühlte ihn, und sprach scheinbar bewegt: „Er ist wirklich todt, ich fühle keinen Pulsschlag mehr.“

„O mein Gott!“ jammerte Bianka, „was soll ich thun? retten, helfen Sie!“

„Ruhig, ruhig!“ — tröstete der Baron, — „ich will helfen. Niemand ist Zeuge der That, als ich und Renate. Renate wird schweigen, und ich könnte es allenfalls auch.“

„Auf meinen Knieen flehe ich Sie an“ — wimmerte Bianka, und Renate sank laut schluchzend neben ihr zu den Füßen des Barons hin. Dieser blickte gleichgültig auf sie nieder und frug mit schneidender Kälte: „Um welchen Preis?“

„Fordern Sie, was Sie wollen!“ rief die Geängstete; „mein Vermögen, mich selbst, nur retten Sie!“

„Ich geh den Handel ein“ — sprach kaltblütig der Franzose. — „Mein Wagen steht vor der Thür, es ist stockfinster draußen, und regnet wie in Strömen. Niemand wird uns sehen; fassen Sie an, Renate, wir wollen den Leichnam hinab in den Wagen tragen, und für das Weitere werde ich schon sorgen. Gute Nacht, Bianka!“ —

Das schöne Mädchen lag, als die Kammerjungfer wieder heraufkam, blaß und starr in dem Blute des Grafen.

Zwei Tage darauf las man in der Zeitung: „Der Graf Kolmar empfiehlt sich bei seiner Abreise allen Freunden und Bekannten.“ — Bianka war nach dem Zeugniß

des Theaterarztes vor der Hand unfähig, die Bühne zu betreten. Man wußte, daß Graf Kolmar einer ihrer eifrigsten Verehrer gewesen, nun war er plötzlich verschwunden, und Bianka lag am hitzigen Fieber krank darnieder. Diese beiden Ereignisse waren wichtig genug, um der Residenz für mehrere Tage überreichen Stoff zu Vermuthungen, Betrachtungen und Klatschereien zu geben, bis ein angekündigter Maskenball, den der Hof und mehrere anwesende fremde Prinzen und Prinzessinnen zu beehren versprachen, Aller Gedanken beschäftigte, und den ungarischen Grafen mit der kranken Primadonna in den Hintergrund drängte.

Es war gegen Ende März; der Frühling war freundlicher als je erschienen, denn laue Lüftchen wie im Mai fächelten in den knospenden Bäumen, und der Arzt hatte Bianka, die ziemlich wieder genesen war, gerathen, in der Mittagsstunde ein Stündchen spazieren zu fahren. Sie nahm ihren Weg nach dem ohnweit der Stadt belegenen Park, und beim Anblick der erwachenden Natur, mild beschienen von den lang entbehrten Strahlen der Sonne, fühlte sie sich wieder leicht und ruhig. Das schreckliche Ereigniß, welches sie auf das Siechbett geworfen, erschien ihr fast wie ein Traum, und auch wenn sie sich das an jenem verhängnißvollen Abende Erlebte genau ins Gedächtniß zurückrief, blieb ihr Gewissen ruhig, denn sie hatte die unheilvolle That willenlos verübt. Nicht so ruhig blieb ihr Herz, wenn sie an den schönen Ungar, an sein früheres zartes Benehmen dachte. Unbegreiflich war es ihr, wie der Mann sie so lange täuschen konnte, und sie nahm sich tausend Mal vor, nicht mehr an den Heuchler zu denken; doch eben so oft trat der Graf mit dem liebekündenden Blick,

mit dem süßen herzgewinnenden Lächeln vor ihre Sinne, und das Herz hörte nicht auf unruhig zu pochen.

Sie war eine ziemliche Strecke durch die Hauptallee des Parks gefahren, als ein Reiter sie einholte, freundlich grüßend den Hut zog, und dicht an ihrem Wagen blieb. Es war der Baron de Gernette.

„Gratulire herzlich zur ersten Ausflucht! Der Frühling und Bianka sind uns zurückgegeben; darum zwitschern die Vögel so lustig, darum sendet heut zum ersten Male die Sonne ihre wärmenden Strahlen auf uns arme Erdbewohner, und ich weiß nicht, soll ich mich mehr des Frühlings oder Ihrer Erscheinung freuen!“ — So sprach er schmeichelnd, und für Bianka war plötzlich alle Frühlingslust dahin; denn immer war ihr der Baron unausstehlich gewesen, seit jenem Abende aber war er ihr ein wahres Schreckbild geworden.

Sie antwortete kalt auf seine Gratulation, und befahl dem Kutscher, den nächsten Weg nach Hause einzuschlagen.

„Wann darf ich endlich wieder einmal Bianka ohne Zeugen sagen, wie sehr ich sie verehre? wann ist es Ihrem getreusten Sclaven erlaubt, sich nach Ihren Wünschen, nach Ihren Befehlen zu erkundigen?“ — frug er mit der ihm eigenen widerlichen Freundlichkeit, und Bianka entgegnete: sie habe seit dem Abende, wo sie krank geworden, den festen Entschluß gefaßt, sich alle, wenn auch noch so ehrenvollen Besuche von Herren zu verbitten.

„So!“ sprach der Baron gedehnt. „Doch,“ frug er schneidend, „wird mir es doch wohl ausnahmsweise vergönnt sein, Sie in Ihrer Wohnung zu sprechen?“

„Weshalb?“ fuhr Bianka erstaunt auf, und ihr

Begleiter, näher an den Wagen reitend, erwiderte leise: „Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, das keinen Aufschub leidet. Unter dem Vorgeben, Sie wollten etwas promeniren, befehlen Sie dem Kutscher zu halten, ich werde mein Pferd dem Reitknecht geben.“ —

Bianka war noch unschlüssig, was sie thun sollte; aber der Baron, dies bemerkend, frug, als ob es ihm plötzlich einfalle: „Was mag wohl aus dem ungarischen Grafen geworden sein?“ — und mit zitternder Stimme gebot sie dem Kutscher anzuhalten. Augenblicklich war der Baron vom Pferde, warf die Zügel dem heransprengenden Reitknecht zu, half der Sängerin aus dem Wagen, und — sie zu dem trocknen Fußsteige geleitend, sprach er: „Fassen Sie Muth, Bianka! ich meine es treu und redlich mit Ihnen, wie Keiner; aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen jetzt einen kleinen und gewiß bald vorübergehenden Schrecken einjagen muß.“

„Himmel!“ — rief Bianka. — „Was werde ich hören?“ —

„Nichts so Gräßliches“ — lächelte ihr Begleiter. „Nur noch einige Schritte weiter, dann sind wir zur Stelle.“

„Zu welcher Stelle? mein Gott! was haben Sie mit mir vor? mir wird so bange.“ —

Der Baron antwortete nichts, führte sie noch eine kleine Strecke weiter, stand dann bei einer alten Buche still, frug mit bedeutungsvoller Miene: „Merken, ahnen Sie nichts?“ und als Bianka, zitternd am ganzen Körper, schwieg, raunte er ihr ins Ohr: „Hier unter diesem Baume habe ich den Grafen Kolmar begraben.“ —

Einen lauten Schrei stieß Bianka aus; der Baron führte sie aber gleich weiter und sprach: „Fassen Sie

sich, fürchten Sie nichts, das Geheimniß ist begraben, wie jener Todte, wenn Sie ihr Versprechen halten.“ —

„Welches Versprechen?“ — frug die Bebende, und der Baron rief ihr in das Gedächtniß zurück, daß sie an jenem Abende gelobt, sein zu sein, wenn er sie rette. — „Ich habe mein Wort gehalten,“ sprach er. „Niemand weiß vom Tode des Grafen; denn ich ließ am andern Tage unter seinem Namen die Anzeige der erfolgten Abreise in die Zeitung rücken, und mochte auch Manchem sein plötzliches Verschwinden räthselhaft erscheinen, so wird doch nie auf Sie ein Verdacht fallen. Ich habe, wie gesagt, mein Versprechen erfüllt, nun haben Sie nur zu bestimmen, wann Sie Baronin de Gernette sein wollen.“

„Nie, nimmermehr!“ rief Bianka unter Thränen; der Hartherzige ließ sich davon aber nicht rühren, sondern erklärte sich aller Verpflichtungen ledig, und drohte, vom Gericht den Platz unter der alten Buche aufgraben zu lassen.

„Weh mir!“ jammerte die Geängstete. „Was habe ich gethan!“ — Doch sich bald ermannend, sprach sie gefaßt: „Ich habe Ihnen das Versprechen gegeben, die Ihrige zu werden, doch keine bestimmte Zeit genannt; also mögen Sie mit meinem Gelöbniß zufrieden sein, und abwarten, wann ich heirathen will.“

„Ei, wie schlau!“ — rief der Baron höhnisch lächelnd. — „Doch daran habe ich auch gedacht. Ich darf nach unserm Paktum die Zeit der Verbindung nicht bestimmen; daran ist mir auch nicht so viel gelegen, als an dem Besitz einer Summe Geldes, mit der ich als Ihr zukünftiger Gatte standesmäßig leben kann; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich in meinen Finanzen sehr brouillirt bin.“ —

„Also nach meinem Vermögen trachten Sie?“ — sprach Bianka mit einem verachtenden Blicke. „Für Geld bewahrt ein französischer Edelmann ein Geheimniß? — Von dieser Seite glaubte ich nicht Sie kennen zu lernen. Doch“ — fuhr sie mit Stolz fort — „die bürgerliche Sängerin wird den Herrn Baron de Gernette unterstützen. Schicken Sie Nachmittag Ihren Diener zu mir, ich werde ihm eine Summe für Sie übergeben; dagegen aber verbitte ich mir ein für alle Mal Ihre Besuche.“ —

Ohne seine weitere Erklärung abzuwarten, ging sie ihrem Wagen zu, setzte sich ein und fuhr nach Hause.

Bianka betrat wieder die Bühne, und ihr erstes Auftreten nach ihrer Krankheit war ein Festtag für die Theaterfreunde. Blumen, Kränze und Gedichte warf man ihr zu, der Jubel wollte kein Ende nehmen, und diese Liebe des Publikums, die hohe Achtung, die man ihr zollte, waren der tröstende Balsam auf das sturmbewegte Herz; immer mehr mußte sie deshalb ihre Kunst schätzen, in ihr allein Glück und Freude suchen.

Der Baron de Gernette hatte die Primadonna seit jener Promenade im Park nicht mehr gesprochen, so oft er sich auch bei ihr anmelden ließ und es versuchte, zu ihr zu gelangen. Er lebte wie früher, spielte, gewann und verlor, machte Schulden, bezahlte wieder, und erhielt sich so auf der Stufe der Gesellschaft, die er bisher eingenommen, bis ein unglücklicher Abend, wo ihm von einem Russen die Bank gesprengt wurde, seinen Ruin herbeiführte. Um das Glück, das ihm seit länge-

rer Zeit den Rücken gewandt, wieder zu erhaschen, hatte er bedeutende Summen auf Wechsel geliehen, sollte zahlen, konnte es nicht, und in Verzweiflung raffte er das Letzte zusammen, um noch einmal zu versuchen, ob Fortuna ihn ganz verstoßen. Da kam der Russe, und — keines Gulden Herr — verließ er den grünen Tisch. Er wollte sich nach dem Beispiel so mancher unglücklichen Spieler das Leben nehmen, da fiel ihm Bianka, die reiche Sängerin, ein, und neuer Muth erwachte in seiner Brust. Schon am andern Morgen wollte er ihr die Visite machen, wurde aber von der alten Renate abgewiesen; er schrieb ihr: sie müsse ihm sofort eine namhafte Summe senden, wolle sie nicht, daß man ihn ins Schuldgefängniß führe, und er dort aus langer Weile eine Novelle, betitelt: „Ein Abend bei der Sängerin" schreibe und drucken lasse. Sein Bote kam mit dem Briefe und der Nachricht zurück: Bianka sei im Theater bei der Probe. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er ging ins Theater, und da Bianka gerade beschäftigt war, vertrieb er sich die Zeit, als sei er der glücklichste Cavalier auf Erden, indem er hier einer Sängerin eine Schmeichelei sagte, dort einer Tänzerin eine Liebeserklärung machte.

Endlich trat Bianka, die seine Gegenwart nicht bemerkt, in die Couliſſe zurück, und sogleich eilte er ihr entgegen, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Bianka erwiderte seine Begrüßung so weit es der Anstand gebot, und wollte sich nach der andern Seite begeben; doch keck trat er ihr in den Weg, und frug mit geschmeidiger Artigkeit: „Haben Fräulein lange keine Promenade in den Park gemacht? Ich weiß, Sie haben dort ein Lieblingsplätzchen unter der alten Buche." —

Bianka erschrack sichtbar, und diesen Augenblick benutzte ihr Peiniger, indem er ihr, ohne daß sie es hindern konnte, das Briefchen in die Hand schob.

Sie ging nach dem Garderobezimmer, las die schreckliche Drohung, und wohl erkennend, daß der Erbärmliche zu Allem fähig, ertheilte sie ihm, unbemerkt von dem übrigen Personale, im Vorübergehen den Bescheid: er möge sich durch seinen Diener das Gewünschte abholen lassen.

Noch einige Male hatte er sich auf diese Weise Geld von der Sängerin erpreßt, und Bianka sah ein, daß ihr dies auf die Dauer ihr zusammengespartes Vermögen kosten, sie am Ende, um den furchtbaren Dränger zu beschwichtigen, ihr Einkommen mit ihm theilen müsse. Sie machte deshalb allerhand Pläne, sich ihres Peinigers zu entledigen, doch alle, das sah sie klar, mußten an der Schlauheit des Franzosen scheitern. Endlich hatte sie ein Mittel ersonnen, und dies wurde auch bald in Anwendung gebracht. Der Sommer war gekommen, mit ihm die Zeit ihres Urlaubs. Sie hatte von so vielen Bühnen Einladungen zu Gastspielen bekommen, daß die Zeit ihres Urlaubs dafür nicht ausreichte, doch hatte sie fast allen ihr Erscheinen zugesagt; und der Baron wunderte sich nicht wenig, als er eines Morgens auf dem Theaterzettel unerwartet die Anzeige fand, daß Bianka beurlaubt sei. Er eilte nach ihrer Wohnung, hoffte sie dort noch zu finden, und erfuhr zu seinem nicht geringen Verdruß, die Sängerin sei bereits abgereist. Wohin? war natürlich seine erste Frage, doch Niemand konnte sie ihm beantworten, da Bianka sich darüber nicht bestimmt geäußert, und da, wo sie es gethan, einen unrichtigen Ort angegeben hatte. Daß er vor der

Hand nichts von ihrem Gelde ziehen konnte, ärgerte ihn, noch mehr aber verdroß es ihn, daß das Mädchen schlauer gewesen, wie er, und er beschloß, es ihr entgelten zu lassen.

Bianka fühlte sich wie neugeboren, als sie die Residenz und ihren unersättlichen Peiniger hinter sich hatte. Sie spielte auf einigen Bühnen, überall zollte man ihrem Talent, ihrer Liebenswürdigkeit Bewunderung und Verehrung, und da ihre Kasse sich auch wohl dabei befand, führte sie ihren reiflich überdachten Plan aus. Sie schrieb an den Intendanten ihrer Bühne: ihr Contract laufe mit Ende des Jahres ab, sie sei nicht geneigt, denselben zu erneuern, habe sogar den Entschluß gefaßt, gar nicht mehr zurückzukehren, und leiste zur Entschädigung auf ihr rückständiges Gehalt Verzicht.

Der Brief war fort, mit ihm auch der noch übrig gebliebene letzte Funken Angst vor dem Franzosen.

Sie eröffnete ihre Gastspiele in W—. Das Publikum war außer sich vor Entzücken, besonders war die Herrenwelt enthusiasmirt von der reizenden Erscheinung, und nach beendigter Vorstellung brachte man ihr einen Fackelzug mit einer großen Serenade. Bianka öffnete das Fenster, und dankte für so viele Güte, da meldete ihr Renate: einige der Herren bäten um die Erlaubniß, ihr im Namen des Publikums nochmals für den gehabten Hochgenuß Dank zu sagen; sie durfte dies nicht abschlagen, und — der Baron de Gernette trat ins Zimmer.

„Meine schöne Braut wollen nicht zürnen“ — sprach er boshaft, — „daß ihr Verlobter durch sein Erscheinen — vielleicht gegen ihren Willen — einen Beweis seiner unwandelbaren Liebe und Treue an den Tag legt. Ich hatte nicht Ruhe noch Rast, bis ich Sie gefunden.“ —

„Mein Geld meinen Sie“ — fiel ihm Bianka, die Anfangs erschrocken, aber wieder gefaßt war, in die Rede. — „Ich bin nicht gesonnen, Herr Baron,“ — sprach sie mit fester Stimme, — mich von Ihrer Geldgier ausplündern zu lassen, darum bitte ich, mich in Frieden zu lassen, und meine Nähe auf immer zu meiden; denn Sie werden nichts mehr von mir erhalten.“ —

„Ei, ei!“ — lächelte der Baron, „wie gut Sie mich kennen! Ja, Sie haben Recht, Ihres Geldes wegen kam ich hierher; denn ich brauche es, und Sie können täglich mehr verdienen. Unbarmherzig wäre es überdem, wollten Sie den Mann, dem Sie Ihre Hand zugesagt, dem Mangel zur Beute geben, den Mann, der Sie so unaussprechlich liebt, zwingen, Sie für undankbar zu halten.“ —

„Undankbar?“ — fuhr Bianka auf. — „Habe ich Ihnen nicht Summen Geldes gegeben, die —“

„Die immer nur klein sind gegen den geleisteten Dienst“ — unterbrach sie der Baron. „Ich habe einen Mord verheimlicht, Bianka! Ich habe den Gemordeten heimlich begraben um Sie zu retten, und dafür soll ich darben? Doch, wie Ihnen beliebt!“ — sprach er höhnisch. — „Wollen Sie Ihr Wort nicht halten, so — die Polizei ist hier strenge, schont selbst die berühmteste Sängerin nicht, und wenn ich mich mit meinem Ehrenwort für die Wahrheit verbürge, Ihre Dienerin verhören lasse, und die Stelle unter der alten Buche —“

„Halten Sie ein!“ — rief Bianka erbleichend, wankte nach ihrer Chatulle, nahm eine Rolle Ducaten heraus, reichte sie dem Baron schweigend hin, und enteilte in ihr Cabinet. —

Der Franzose besah sich die Rolle Goldstücke, machte

der Thür, durch welche Bianka geflüchtet, lächelnd eine zierliche Verbeugung, und ging zur Spielbank. —

Die Triumphe, welche Bianka feierte, die kostbaren Geschenke, die man ihr aus reiner Verehrung darbrachte, das Geld, welches sie verdiente, Alles war ihr gleichgültig, wenn sie überdachte; daß sie es nur gewonnen, um damit den unersättlichen Franzosen zum Schweigen zu bringen; denn der Gedanke stand fest bei ihr: eher das Aeußerste über sich ergehen zu lassen, als seine Gattin zu werden. — Sie war seine Nähe geflohen, der Verhaßte hatte sie aufgefunden, würde es auch ferner thun, und tiefer Gram erfüllte ihre Seele. Da traf ein Schreiben aus Petersburg ein, worin ihr die schmeichelhaftesten Anerbietungen für einen Cyclus von Gastrollen gemacht wurden. „Nach Rußland wird er sich nicht wagen, die Reise wird ihm doch zu weit sein" — sagte sie sich, und schnell gab sie ihre Zustimmung. In W— brach sie zum allgemeinen Bedauern, aber auch zur großen Verwunderung der Theaterfreunde, selbst des Hofes, ihre Gastspiele plötzlich ab, und ehe der Baron von ihrer, einer Flucht ähnlichen Reise etwas erfahren, hatte sie schon viele Meilen zurückgelegt.

In der großen Czaarenstadt athmete sie wieder frei auf. Die Freigebigkeit des Kaiserhauses und der vielen reichen russischen Fürsten hatte, als sie ihre Gastspiele geendet, ihre Kasse so gefüllt, daß sie sich reich nennen durfte. Der Baron, davon hielt sie sich nun überzeugt, würde es aufgegeben haben, sie noch ferner von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu verfolgen, und sie wollte

nun in London, wo man deutsche Sänger zu verehren anfing, neue Lorbeeren zu gewinnen suchen.

Am 27. Mai 1838 schiffte sie sich mit ihrer alten treuen Renate auf dem Dampfschiff Nicolay I. in Kronstadt ein. Der Himmel war blau, die See ruhig, und eine angenehme, heitre Fahrt schien es zu werden, denn einhundert und zweiunddreißig Personen aus allen Ständen und Nationen, von jedem Lebensalter, bewegten sich fröhlich auf dem geräumigen Verdecke des einem schwimmenden Gasthause ähnlichen Schiffes. Mehr wie hundert Mal hatten diese seit mehreren Jahren zwischen Petersburg und Lübeck fahrenden Dampfschiffe die weite Reise ohne den geringsten Unfall zurückgelegt, und mit vollem Rechte konnten die Passagiere sich der Sicherheit, der Behaglichkeit hingeben. Und welche Eleganz, welche Bequemlichkeit auf dem herrlichen Schiffe, wie ruhig glitt es über die spiegelnden Wogen, und wie bewunderungswürdig war die Disciplin, die Ordnung unter den Schiffsleuten! — Bianka hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken, als die Festung Kronstadt mehr und mehr ihren Blicken entschwand, als endlich nichts mehr von der Mutter Erde sichtbar war, und sie nun auf dem großen Element in heitrer Gesellschaft da stand, frei und froh wie die Vöglein unter dem Himmel.

Der Kapitain versicherte, man würde, bliebe der Wind so günstig, schon Mittwoch Abends Travemünde, den Hafen von Lübeck, erreichen, und welche Freude verbreitete diese Kunde des erfahrenen Seemannes. Man hatte Petersburg noch in vollem Winter verlassen, war über knarrenden Schnee durch die breiten Palaststraßen zum Hafen gefahren, und nun lachte die Hoffnung, die Jeder für Gewißheit nahm, in Kurzem Deutschlands

warme Frühlingsluft zu athmen, unter blühenden Bäumen in Lübecks herrlicher Umgegend spazieren zu gehen. —

Besonders fröhlich ging es am Dienstag Mittag zu. Da sah man an der glänzenden Table d'hôte reiche, mit Ordenssternen geschmückte Uniformen, in fürstlichem Staate prangende Damen, liebliche Jungfrauen, Fürsten und reiche Edelleute, die zur Krönung der Königin Victoria nach London reisten, Diplomaten, Kaufleute, Gelehrte und Künstler, selbst zarte Kinder; und Alles scherzte und lachte, als sei die ganze Gesellschaft nur eine einzige große Familie. —

Die Speisen wurden eben aufgetragen, und bunt durcheinander reihte man sich an der langen Tafel. Bianka wurde von einem russischen Grafen zu ihrem Platze geleitet, die Freude malte sich auf allen Mienen, und aus dem Munde der Sängerin sprudelte Witz über Witz, bis sie, von ohngefähr nach dem unteren Ende der Tafel blickend, plötzlich erblaßte; die Lippen zitterten ihr, die Speisen, deren sich ein Pariser Koch nicht zu schämen brauchte, gingen unangerührt bei ihr vorüber; denn auf ihr ruhten die stechenden höhnischen Blicke des Barons de Gernette.

Bianka's verändertes Wesen mußte ihren Nachbaren auffallen; man bestürmte sie mit Fragen, denn Jeder hatte das schöne, fröhliche und bescheidene Mädchen lieb gewonnen; doch sie konnte nichts als Anflug von Seekrankheit vorschützen. Dies ist aber auf einem Schiffe eine so gewöhnliche Erscheinung, daß nicht viel Rücksicht darauf genommen wird. —

Die Champagnerpfropfen flogen, laute Lust bemächtigte sich der ganzen Tischgesellschaft; nur Bianka hatte stumm und in tiefster Seele betrübt ihren Platz verlassen,

und obwohl der jetzt nach Südwest gedrehte Wind heftiger wurde und kalt über das Schiff strich, saß sie doch, leicht gekleidet, auf dem Verdeck, und wähnte vor Schmerz zu vergehen.

„Wollen Sie nicht ihren Mantel umnehmen? Ich habe Renate schon den Auftrag zu dessen Herbeischaffung gegeben," — frug, plötzlich vor Bianka stehend, der Franzose, und — „Ungeheuer!" rief ihm diese mit Abscheu entgegen. „Welcher Dämon führt Sie auch hierher, um mich zu peinigen?" —

„Das scheint wunderbar," entgegnete der Baron ruhig, „und mag Sie natürlich überraschen; doch das war's eben, was ich wollte. Ich fand Ihre Spur nach Petersburg, aber fast zu spät; denn als ich dort ankam, waren Sie im Begriff abzureisen. Durch Connexionen erhielt ich glücklicherweise meinen Paß gleich ausgefertigt, und traf kurz vor Ihnen auf dem Schiffe ein. In Rußland konnten Sie mir trotzen, das wußte ich, darum ließ ich mich nicht vor Ihnen sehen; jetzt sind wir auf dem freien Element, doch auch hier haben Sie nichts von mir zu befürchten. Ich fahre nach Lübeck mit Ihnen, dort werde ich, da ich es müde bin, wie ein Jagdhund hinter einem flinken Rehe herzujagen, die erste und letzte Frage an Sie richten: Wollen Sie mich sofort zum Gatten nehmen, oder soll ich die liebliche Bianka, die berühmte Sängerin, als Mörderin in's Gefängniß schleppen lassen? — Sie haben nun Zeit auf eine Antwort zu sinnen, die aber kurz und bündig sein muß; denn länger will ich mein Glück, oder das süße Gefühl, mich gerächt zu haben, nicht entbehren." — Hiermit wandte er ihr den Rücken, und mischte sich unter die eben vom Tisch kommenden Passagiere.

Bianka war, als Renate ihr den Mantel umhing, fast ihrer Sinne nicht mehr mächtig; doch der Sturm von Außen wurde jetzt so stark, daß er fast den Sturm in ihrem Herzen übertönte. Die männlichen Passagiere wickelten sich fester in ihre Mäntel, die Damen, von dem jetzt auf das Verdeck niederwirbelnden Dampf belästigt, zitternd vor Kälte, zogen sich in die Kajüten zurück, und die von Zeit zu Zeit über das Schiff geworfenen Wellen nöthigten endlich auch Bianka, sich von ihrer Dienerin geleitet hinabzubegeben.

Welche Veränderung hatte in einer halben Stunde Statt gefunden! Vorher der blaue Himmel, die klare See, die fröhlichen Menschen. — Nun hatte das Meer eine unheimliche dunkle Farbe angenommen, der Wind klapperte grausig in der Takelage, der Frohsinn hatte der bittersten Verstimmung Platz gemacht; denn der Kapitain erklärte, daß man nun mindestens zwölf Stunden später nach Lübeck komme, und die Spuren der mit verdoppelter Kraft rückkehrenden Seekrankheit waren auf manchem bleichen Gesicht zu lesen.

Für Bianka war dieser Zustand fast ein glücklicher; denn die Leiden des Körpers machten ihr den Seelenschmerz vergessen, und wer je von der Seekrankheit heftig befallen gewesen, wird eingestehen, daß man in dieser Qual an nichts zu denken vermag, nur Land oder den Tod herbeisehnt.

Eine Nacht im Innern eines Schiffes ist für Jeden, der daran nicht gewöhnt ist, schrecklich. Viele der männlichen Passagiere wollten auf dem Deck bleiben; um aber die Schiffsmannschaft, die jetzt in voller Thätigkeit war,

nicht zu behindern, wurden auch diese vom Kapitain in die Kajüten hinabgesandt, und fast unerträglich war nun bei dieser Menschenmenge die dumpfe Luft in den unteren Räumen. Wer vermochte wohl in den engen Schlafstellen, bei dem penetranten Geruche, dem Getöse der, wenige Zoll vom Ohre gegen die Schiffswand schlagenden Wellen, dem eintönigen Stampfen der Maschinerie, die Augen zum ruh'gen Schlummer zu schließen! Jedem wird solche Nacht zu einer Ewigkeit, und Jeder sehnt sich den Morgen herbei, um oben auf dem Deck wieder frische Luft einathmen zu können.

Auch für die Passagiere des Nicolay **I.** kam der ersehnte Morgen heran; aber sein Erscheinen brachte nicht viel Erfreuliches mit. Der widrige Südwestwind war noch stärker geworden; doch blickte mit der Insel Rügen Allen ein süßer Trost entgegen. Dort wurde die Post abgegeben. Man hatte die deutsche Küste so nahe vor Augen, daß man die riesigen Kreidefelsen der Stubbenkammer, ja selbst die schon herrlich grünenden Buchwälder sehen konnte, und der Kapitain versicherte: man werde die nächste Nacht nicht mehr auf seinem Schiffe, sondern in den weichen Betten der Travemünder Gasthöfe zubringen. Nachmittags wurden die Reisewagen und alles Gepäck aus dem Schiffsraume aufs Verdeck gebracht, um, wenn man den Hafen erreicht, Alles gleich bei der Hand zu haben, und so verging wieder der Tag; Allen wurde er lang, nur Bianka nicht, denn je näher dem Ziele, je näher stellte sich ihr mit dem drohenden Franzosen das unentrinnbare Unglück vor Augen.

Es war eilf Uhr Abends. Die Frauen und Kinder lagen, von der ermattenden Seekrankheit befreit, in

ihren Kajüten im festen Schlummer, nur Bianka floh der erquickende Schlaf, so sehr sie ihn herbeisehnte, um in ihm für kurze Zeit ihr herbes Leid zu vergessen. Die Männer hatten sich in ihre Schlafstätten begeben, einige nur saßen leise plaudernd bei Wein und Spiel, während andre, die ihre Ungeduld nicht bemeistern konnten, trotz des ungünstigen Wetters auf dem Verdeck standen; denn von Ferne erblickte man schon den Leuchtthurm von Travemünde.

Ein Uhr schlug's. Bianka lag noch wachend, da vernahm sie ein Treiben und Laufen auf dem Verdeck. — „Jetzt sind wir am Lande," dachte sie sich. „Jetzt wird der Franzose seine dämonische Gewalt über mich ausüben, und entrinnen kann ich ihm nie mehr!" — Thränen entstürzten ihren Augen, sie faltete die Hände und betete das Gebet des Heilandes. Inbrünstig flehte sie: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel" — da — welche wüsten Töne, welches Geschrei auf dem Verdeck? Sie horchte auf: „Feuer, Feuer!" riefen mehrere Stimmen; „Feuer, Feuer!" schrie's jetzt laut durch's ganze Schiff von hundert Stimmen, und Alles eilte aus den Betten auf's Verdeck. Dicker Rauch und ein Meer von sprühenden Funken wirbelte aus der Heizkammer herauf; Jeder wollte sich retten, flüchten, doch wohin? — Dort lagen Einige auf den Knieen und beteten, und rangen die Hände in Verzweiflung; Andere, alle Hoffnung auf Rettung aufgebend, konnten nur mit Mühe zurückgehalten werden, daß sie sich nicht in ihrer Seelenangst in's Meer stürzten. Frauen und Jungfrauen, selbst Kinder, auferzogen mit aller Sorgfalt der höheren Stände, stan-

den halb nackt auf dem glühenden Schiffsboden, umbraust vom wilden, erstarrenden Meeressturme. Sie klammerten sich, Hülfe flehend, an Väter, Gatten oder Geschwister, die selbst, nur das Bild ihres unvermeidlichen Todes vor Augen sehend, in die gräßlich näher und näher rückende Flamme starrten. Dazu ging das Schiff unverkennbar langsamer, denn der Maschinenmeister hatte die Dampfkraft für die Bewegung der Schiffsspritze verwendet; doch die Flammen — hier ausgelöscht — prasselten dort nun mit verdoppelter Gewalt aus dem Holzwerke empor.

Da erscholl durch das Wimmern, Heulen, Weinen und Beten der von dem dicken, stinkenden Dampfe fast erstickten Passagiere die feste und ruhige Commandostimme des Kapitains. Auf seinen Befehl wurde das Pulverfaß über Bord geworfen, die 33 Matrosen stellten sich mit Handspritzen dem weiteren Fortschritt des Feuers entgegen, das Schiff flog mit voller Kraft dem Lande zu, und ein Hoffnungsstrahl erfüllte Alle.

Am Spiegel des Schiffes stand der Baron de Gernette. Auch im wilden Kampf der Elemente hatte er sein Opfer nicht aus den Gedanken verloren. — „Die Gefahr ist vorüber“ — sprach er für sich. „Keine zehn Minuten, so sind wir am Lande, und was dann? Bianka wird sich wieder sperren auf mein Verlangen einzugehen; ich werde drohen, sie wirft mir wieder einen Almosen zu, und ich bin um nichts gebessert.“ — Er blickte hinter sich ins Meer, da fuhr ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Hört Freunde!“ sprach er zu zwei neben ihm stehenden Passagieren niederen Standes, „wir haben noch weit zum Lande, und ehe das Schiff dahin gelangt, sind wir verbrannt, oder — was ganz gewiß ist — erstickt; wir können uns retten, wenn

Ihr Niemand etwas verrathet. Seht Ihr hier am Spiegel das Boot hängen? das lassen wir ins Meer hinab, und erreichen so sicher die Küste. Wollt Ihr?" — „Gleich, gleich!" riefen die beiden Männer erfreut, und machten leise Anstalt, das Boot hinabzulassen; doch der Baron bedeutete sie zu warten, er wolle erst seinen mit Gold und Kostbarkeiten angefüllten Koffer holen, und versprach, wenn sie ihm dabei behülflich wären, reichen Lohn. Einer der Männer ging nun mit ihm, und der schlaue Franzose, der schon am Nachmittage, wo die Effekten der Passagiere auf's Deck geschafft wurden, die Koffer Bianka's mit lüsternen Augen angeblickt, auch im Verborgenen daran gehoben hatte, um die Schwere zu erforschen, erkannte beim Scheine der Flamme das Ziel seiner Gier, zog den Schatzbeladenen hervor, winkte seinem Begleiter ihm zu helfen, und so trugen sie den Kasten in dem wilden Gewühle unbemerkt fort nach dem Spiegel des Schiffes.

Die Absicht des Barons war nicht unbemerkt geblieben. Zwei Passagiere hatten sein Gespräch belauscht, und während er mit dem einen Mann sich entfernte, um den Koffer zu holen, ließen sie das Boot hinab. Noch hatte es nicht die Wasserfläche erreicht, da erschien der Franzose, warf Bianka's Koffer hinein, sprang selbst nach, noch zwei Andere hinter ihm drein, das Rettungsboot zerborst von der Wucht ihres Sprunges, und alle Drei fanden ihren Tod in den Wellen. —

Auf einen kleinen Raum zusammengedrängt standen jetzt alle Passagiere, mit dem dicken Dampfe käm-

pfend, von der Gluth betäubt, auf dem Vordertheile des Schiffes. Die Angst und Verzweiflung war auf's Höchste gestiegen, aber sie gab sich nur noch in einem dumpfen Wimmern und Stöhnen kund. Bianka wußte nichts mehr, fühlte nichts mehr; von ihrer alten Renate ängstlich umklammert stand sie mit vom Winde aufgelöstem Haar im Nachtgewande da, bleich und starr wie eine Marmorstatue. Sie wußte nicht, sollte sie sich Leben oder Tod wünschen, denn abgestumpft fast gegen alles Aeußere waren ihre Sinne. Wäre ihr bekannt gewesen, daß sie ihres Peinigers ledig geworden, sie hätte, wenn gleich mit ihm der größte Theil ihres Vermögens verloren war, umringt von den lodernden Flammen, ein Dankgebet zum Himmel gesendet.

„Die Wagen über Bord!" befahl der Kapitain, der einsah, daß kein Passagier lebend das Land erreiche, wenn er seinem Schiffe nicht schnelleren Lauf gäbe, und zwei fürstliche Equipagen rollten ins Meer. Da stieß das Schiff mit heftigem Ruck auf den Sandboden der Küste und — stand fest, höher jetzt umbraust von der Brandung, welche die dreihundert Schritte Entfernung vom Lande mit wildem Strudel füllte. Die Flamme war nun trotz des Sprützens der Matrosen so nahe gerückt, daß der Boden unter den Füßen glühte; durch Rauch und Flammen von der Mitte war Alles von dem am meisten bedrohten Hintertheile nach dem Vordertheile des Schiffes gestürzt, und hier standen nun die anderthalb hundert Menschen fest an einander, meist halb nackt in der furchtbaren Hitze, während jede hierher wirbelnde Dampfwolke Alle mit Ersticken bedrohte.

Rasch und vorsichtig hatten die Matrosen die beiden noch übrigen Rettungsboote hinabgelassen und jedes,

der starken Brandung wegen, mit vier Ruderern bemannt. So konnten aber immer nur in zwei Böten zwölf Passagiere zugleich ans Land gesetzt werden, und als Kapitain und Bootsmann anfingen, jeder sechs der Zunächststehenden in die Boote hinabzulassen, entspann sich ein entsetzliches Ringen auf Leben und Tod in jenem dichten Menschenknäuel; die heiligsten Bande des Lebens waren gelöst, der Mensch im Angesicht des Todes war zum Thier verwandelt. Vater und Mutter stiegen über ihr eigenes Kind weg, und sahen nicht, wie es wimmernd, betend, seine gefalteten Händchen nicht mehr zu ihnen, sondern zum Vater im Himmel erhob. Brüder stießen ihre Schwestern, Gatten ihre Frauen, der Bräutigam die Geliebte zurück nach dem unvermeidlich scheinenden Flammentode, um nur das eigene Leben zu retten, und so geschah es, daß alle Männer schon am Lande oder in den Booten waren, als erst die Frauen und Kinder, Rettung erflehend, die Knie des Kapitains und Steuermannes umklammern konnten.*)

Und fürchterlich nahe war schon die Flamme. Ein Jammergeschrei übertönte die feste und ruhig tröstende Stimme des Kapitains, ein Jammergeschrei, von dem man hätte meinen sollen, es müsse die sichern Schläfer dort in den Dörfern am Ufer erwecken, es müsse bis an des Himmels Wölbung dringen. Im Wahnsinn der Verzweiflung wollten sich Mütter, die Säuglinge auf den Armen, ins Meer stürzen; Bianka war eben daran, dem Flammentode zu entrinnen, sie hatte schon die Hand

---

*) Aus dem im „deutschen Pilger durch die Welt" enthaltenen Bericht eines Augenzeugen.

des Kapitains erfaßt, um ins Boot zu steigen, da trat sie, gerührt von dem Jammer der unschuldigen Kleinen, ihnen ihren Platz räumend, wieder zurück in die Mitte der Unglücksgenossinnen. Ihr Beispiel und das einer schwedischen Gräfin, welche darauf bestand, die letzte der Geretteten zu sein, wirkten wunderbar auf Alle, sie hoben die Hände betend empor zu dem, der Herr ist über Leben und Tod, und der himmlische Vater erhörte das Gebet der Schwachen.

Die Boote flogen hin und her, den Matrosen quoll das Blut aus den Händen, doch die wackeren Russen ermatteten nicht; die letzten Frauen waren hinabgelassen, unter ihnen Bianka mit ihrer Renate und die schwedische Gräfin, der Kapitain und Steuermann sprangen in die Boote, und jetzt züngelten die Flammen, wie ergrimmt über die ihnen entrissene Beute, dicht am Bugspriet empor.

Welch' ein Rennen und Suchen der Geretteten am Ufer! — Sie fühlten nicht die eisige Kälte, welche nun auf die frühere Gluthhitze folgte. Sie hatten die letzten zwanzig Schritte bis an's Knie durch's Wasser waten müssen, nun schlug der rauhe Nachtwind die nassen Kleider um ihre Glieder. Dort sucht ein Vater sein letztes Kind, während die andern mit lautem Dankgebet die Mutter umfassen; hier ruft ein Gatte sein Weib, dort eine Jungfrau ihren Bräutigam, und ein Kind sucht seine Mutter. Doch außer jenen Dreien, die durch voreilige Selbsthülfe ihren Tod fanden, fehlen nur zwei Matrosen; einer ist beim Löschen erstickt, der andere beim Hinabrollen der Equipagen ins Meer gerissen.

Das Leben war nun gesichert; aber Habe und Gut unrettbar verloren. Wie mancher Deutsche hatte in

Rußland Jahre lang gearbeitet und gespart, um sich dereinst im Vaterlande ein ruhiges, sorgenfreies Alter zu sichern; jetzt stand er auf dem heimischen Boden, aber ärmer als er ihn verlassen.

Bianka stand am Ufer und sah nach dem brennenden Schiffe hin. An den Baron dachte sie nicht mehr; aber daß alle ihre Habe den Flammen zu Theil geworden, daß nichts ihr geblieben von dem schönen Vermögen, aufgespart für spätere Tage, das entpreßte ihr Thränen, so sehr sich die treue Renate auch bemühte, die Aermste zu trösten.

Und noch war das Ende der Noth und Gefahr nicht gekommen. Das nächste meklenburgische Städtchen Klütz lag in ansehnlicher Entfernung; der Ort, wo die Geretteten standen, war eine breite, aus scharfem Kies und Flugsand gemischte Düne, in deren feuchtem Boden die nackten Füße der Ermatteten bei jedem Schritte tief einsanken. Noch beschwerlicher, ja sogar gefährlich, war das Erklettern des hier siebenzig Fuß hohen steilen Ufers; der Fuß glitt zurück an dem nassen Lehmboden, und der Dronstrauch, an dem sich die blutende Hand klammerte, drohte zu entwurzeln und Alles, was sich an ihn hielt, hinabstürzen zu lassen. Endlich oben angelangt, zerstreute sich Alles in wilder Flucht über die Ebene, wo der anbrechende Tag Menschenwohnungen erkennen ließ.

Im Dorfe Elmenhorst fand Bianka einen Bauer, der sie mit Renaten auf einem Heuwagen nach dem nicht weit entfernten Travemünde fuhr, und hier nahte das Ende ihrer Leiden. Im Gasthofe, wo schon mehrere der Schiffbrüchigen angekommen waren, stand ein schöner, vornehmer Herr, der weinte Thränen des Mitleids bei dem Anblick der Unglücklichen, und als er nun

die in erborgten Bauerkleidern verhüllte, trotz ihrer Leiden noch schöne Bianka gewahrte, da vergaß er Alles um sich her, drückte das zitternde Mädchen an seine Brust, und jubelte unter Thränen.

Bianka sah ihm ins Gesicht, und rief, wie vom Donner gerührt, auf: „Graf Kolmar!“ —

Einige Tage lag Bianka von den vielen Körper- und Seelenleiden im Fieber, dann siegte aber ihre ungeschwächte Jugendkraft, und wie neugeboren erstand sie wieder in vollkommener Schöne, um vom Grafen, der für ihre Pflege mit ängstlicher, zärtlicher Aufmerksamkeit gesorgt, sich das Räthsel seiner Erscheinung lösen zu lassen.

„An jenem mir ewig unvergeßlichen Abende“ — erzählte der Graf — „wo Sie mich für meinen Frevel mit einem Stiche Ihres Federmessers straften, ward ich — das fühlte ich, ohne sprechen zu können — die Treppe hinabgetragen und in einen Wagen gehoben, der schnell mit mir fortrollte. Von dieser Bewegung erhielt ich mein volles Bewußtsein wieder, und der erste Laut, der an mein Ohr schlug, war die Stimme des Baron de Gernette, der mich ermahnte ruhig zu sein, damit ich die Wunde nicht verschlimmere. Bald darauf hielt der Wagen, man hob mich heraus, legte mich in ein Bett, und so viel ward mir klar, daß ich mich nicht in meiner Wohnung befand. Ein Wundarzt untersuchte meine Wunde, legte einen Verband an, und erklärte, daß, wenn die Spitze des Messers nur noch eine Linie tiefer gedrungen, ich unrettbar verloren gewesen wäre. Am andern Morgen, wo das Wundfieber vorüber, und

ich nur geringen Schmerz fühlte, erkundigte ich mich bei dem ab- und zugehenden Diener, wo ich eigentlich sei? und erfuhr, daß ich mich in der Wohnung des Barons de Gernette befinde, der auch gleich darauf erschien, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich hatte ihn um so Vieles zu befragen; doch er bedeutete mich, daß ich nach der Verordnung des Arztes gar nicht, oder doch nur das Allernothwendigste sprechen dürfe, und so mußte ich mehrere Tage liegen, ohne zu erfahren, weshalb man mich nicht nach meiner Wohnung gebracht habe. Endlich durfte ich mein Schweigen brechen, die Wunde war bald zugeheilt, und ich konnte stundenlang das Bett verlassen. Ich verlangte meinen Wirth zu sprechen, er kam aber nicht. Nach einigen Tagen erschien er mit geheimnißvoller Miene, und kündigte mir an: daß ich sein Haus nicht verlassen, auch meinen Namen Niemand nennen dürfe; denn man habe mich bei Hofe verdächtig gemacht, dem kürzlich entdeckten demagogischen Complott anzugehören, und die Polizei habe den Auftrag erhalten, mich vorläufig nach der Veste C— abzuführen. — Ich war mir meiner Unschuld bewußt, nur verleumderische Schurken konnten solche Lüge ausgedacht und verbreitet haben, und ich bestand darauf, sogleich verhört zu werden. Der Baron willigte endlich darin, nur machte er es mir zur Pflicht, erst meine vollkommene Genesung in Ruhe abzuwarten, er wolle während der Zeit Nachforschungen halten, wer meine Ankläger seien. Er entdeckte mir auch, daß er zu meiner Sicherheit meine Abreise in den Zeitungen bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit meine Diener mit meinen sämmtlichen Effecten nach Wien gesandt habe. Danken mußte ich es dem treuen Freunde, daß er so

umsichtig verfahren, und erwartete nun mit größter Sehnsucht meine Wiederherstellung, um meine Ehre zu retten."

„Ich war nun so weit, daß ich ausgehen konnte, der Baron erklärte mir aber, er habe genaue Erkundigungen eingezogen und müsse mir rathen, noch wenige Tage in meiner Verborgenheit zu bleiben. Sie wurden mir unbeschreiblich lang, und meine Gedanken waren nur immer bei Ihnen. — Was macht Bianka? — frug ich mehrmals den Baron, er lächelte dann verächtlich und gab mir jedesmal zur Antwort: die Theaterprinzessin sei nicht werth, daß ich nur ihren Namen ausspreche, er werde mir seiner Zeit dafür, so wie für meine Thorheit, Sie zu lieben, hinreichende Beweise liefern. Wahrlich! dies peinigte mich mehr, als alle die boshaften Anschuldigungen, die mich getroffen haben sollten. Ich konnte mir nicht erklären, daß Sie, die ich wahrhaft liebte, meiner Liebe unwürdig seien, und bedauerte — obgleich ich dafür hart genug gestraft worden — nichts mehr, als Sie beleidigt, mich bei ihnen auf den Rath des Barons in einem falschen Licht gezeigt zu haben."

„Eines Abends trat der Baron in mein Zimmer und übergab mir ein Schreiben meines Geschäftsfreundes in Wien, worin dieser mir meldete, ich müsse einer dringenden Angelegenheit wegen, die er mir dort enthüllen werde, sogleich zu ihm kommen. Was konnte das sein? Ich sann vergebens hin und her, da kam der Baron auf die Idee, ob dies nicht mit dem auf mir ruhenden Verdacht zusammenhängen möchte? — Das mußte es sein, da konnte ich mich rechtfertigen, und ich erklärte, gleich am andern Morgen abreisen zu wollen. — Ich habe besser für Sie gesorgt, lieber Freund! —

wandte mein Wirth ein. Morgen früh könnte man Sie sehen, und das muß vermieden werden; jetzt gleich müssen Sie fort. Vor der Thür hält eine auf meinen Namen bestellte Extrapost, Sie setzen sich ein, fahren die Nacht durch, und morgen sind Sie so weit entfernt, daß Sie ohne Gefahr Ihr Gesicht zeigen und sich für den Baron de Gernette ausgeben können. — Sein Rath war gut; doch Sie wollte ich noch einmal sehen; es schien mir unmöglich, die Stadt zu verlassen, ohne Sie zu überzeugen, daß Graf Kolmar der Liebe einer deutschen Sängerin nicht unwerth gewesen; doch der Baron verlachte mich in seiner höhnischen Weise, trieb mich an zu eilen, und ehe ich zu einem festen Entschlusse kommen konnte, saß ich im Wagen, und hatte bald die Stadt im Rücken.“

„Die Ungeduld, zu erfahren, was man in Wien von mir wolle, nahm fast alle meine Gedanken in Anspruch; aber in meinen Träumen erschien mir Ihr Bild, so rein, so schön, wie man die Tugend malt, und ich schwor mir selbst den heiligsten Eid, keine andere als Sie sollten mein Weib werden.“ —

„In Wien, bis wohin ich Tag und Nacht ohne den geringsten Aufenthalt gereist, eilte ich sogleich zu meinem Geschäftsfreunde, und erfuhr hier zu meinem größten Erstaunen, daß eine nichtswürdige Cabale mit mir gespielt worden. Ein anonymer Brief war eingegangen, worin man berichtete, ich sei in eine Gesellschaft von übel berüchtigten Menschen, Spielern und Gaunern, gerathen, habe bereits ungeheure Summen vergeudet, dazu meine Gesundheit so ruinirt, daß ich fast nicht mehr zu erkennen sei. Guter Rath von treuen Freunden sei von mir verlacht worden, und da mein

wüstes Leben mich unzweifelhaft in das Verderben stürzen müsse, bliebe nichts übrig, als zu versuchen, ob man mich der Gesellschaft des Lasters entziehen könne, wenn ein Brief mich unter irgend einem Vorwande nach Wien berufe. — Ich war wie aus den Wolken gefallen. — Der Brief hatte keine Unterschrift, als: „wahre Freunde des Grafen Kolmar.“ Die Handschrift war mir unbekannt, und auf wen sollte ich meinen Verdacht werfen? Da fiel mir ein, daß meine Leute in Wien sein mußten; ich frug: von wem und unter welchem Vorwande sie hierher gesandt worden, und sie erzählten: der französische Baron sei am Morgen nach jenem Abende, wo ich zum letzten Male bei Ihnen war, gekommen, habe einen scheinbar von zitternder Hand geschriebenen Zettel gebracht, dies für meine Handschrift ausgegeben, und gemeldet, ich sei in einem Duell verwundet, habe meinen Gegner getödtet und müsse mich bis zur ausgemachten Sache verbergen. Auf dem Zettel war in meinem Namen der ganzen Dienerschaft aufgetragen worden, sofort mit allen meinen Effecten nach Wien abzureisen. — Jetzt wurde mir Alles klar. Schon früher hatte ich den Baron für meinen Nebenbuhler gehalten, — wenn gleich ich es nicht für möglich hielt, daß die reine, tugendhafte Bianka jemals einen Spieler, einen Menschen von solchem Schlage lieben könne, — nun erkannte ich deutlich, daß er, um mich bei Ihnen verhaßt zu machen, mir ein meinen Gefühlen widersprechendes Benehmen gegen Sie angerathen. Nach jenem Abende, wo ihre Sittenreinheit durch meine Verwundung den herrlichsten Triumph feierte, mußte er erwarten, daß ich seinen boshaften Einflüsterungen nicht mehr Gehör geben, sie Ihnen vielleicht entdecken würde, und seine Schlauheit wußte mich nun ganz von Ihnen zu trennen.“

„Ich reiste sofort zurück; doch denken Sie sich mein Erstaunen, als ich erfuhr, Sie wären fort, und der Baron sei Ihnen nachgereist. Felsenfest stand mein Entschluß, Sie aufzusuchen, den Franzosen zu entlarven und zu versuchen, ob nichts im Stande sei, mir Ihre Neigung zu gewinnen. So reiste ich von Stadt zu Stadt, überall kam ich zu spät, und endlich hatte ich gar Ihre Spur verloren. Nach geraumer Zeit ersah ich aus den Journalen, daß Sie in Petersburg waren. Ich wäre Ihnen gefolgt, und wenn Sie im entferntesten Welttheile gewesen, darum kam ich nach Lübeck, um mich hier auf dem Nicolay I. bei seiner Rückfahrt nach St. Petersburg einzuschiffen. Mit Ungeduld erwartete ich die Ankunft des Schiffes, es war mir, als müsse es mich zu meinem Glücke führen. — Das Dampfschiff ist nun vernichtet, aber es hat mir mein Glück, meinen Himmel zugeführt." —

Damit endete der Graf seine Erzählung. Bianka berichtete ihm dagegen, wie ihn der Baron für todt ausgegeben, und fortwährend gedroht, sie als Mörderin vor Gericht zu stellen, wenn sie ihn nicht heirathe oder Geld gäbe. Der Graf wüthete, doch sein Zorn verwandelte sich in Mitleid, als er erfuhr, wie der Baron geendet. „Ich will seinem Andenken nicht fluchen," sprach der edle Ungar, „er steht vor dem Throne des Ewigen, möge der ihm ein gnädiger Richter sein! — Doch" — frug er schüchtern — „wird Bianka auch mir vergeben?" —

„O edler Mann!" rief die Sängerin, „wie beschämen Sie mich, die ich ja selbst um Verzeihung bitten muß, die nie im Stande ist, gut zu machen, was ich gegen Sie verschuldet." —

„Ihr Messer hat mein Herz nicht getroffen!" — sprach der Graf mit Laune — „dennoch haben Sie es ver-

wundet. Lassen Sie es gesunden an Ihrem Herzen, und ich schwöre Ihnen, es wird für Sie schlagen, bis es Staub geworden!" –

Was antwortete Bianka? — Sie erröthete schamhaft, blickte dem längst geliebten Mann in das edle, schöne Angesicht, dann aber entquollen Thränen der Freude, der Seligkeit ihren Augen, und sie verbarg sie an der Brust des Geliebten. —

Auf dem Dampfschiffe war Alles verbrannt, und große Schätze waren mit ihm zu Grunde gegangen, das sah man an den Gold- und Silberklumpen, halbverbrannten kostbaren Schmuckkasten und Stoffen, die im schwarzen Brandmoder des bis zum Wasserspiegel von den Flammen verzehrten Wracks lagen. Bianka konnte ihrem Bräutigam keine Morgengabe bieten, desto zärtlicher drückte er das innig geliebte Mädchen an sein Herz, versichernd: sie allein sei ihm mehr werth, als alle auf dem unglücklichen Schiffe verbrannten Reichthümer. Sie dankte ihm unter Küssen, dann rief sie fröhlich: „Du bist auferstanden von den Todten, ruhst nicht, wie ich glaubte, unter der alten Buche, auch ein Theil, und zwar der größte Theil meines Reichthums ist wunderbarer Weise von den Flammen verschont geblieben. Sieh da! meiuen Koffer hat mir heut ein ehrlicher Strandbewohner gebracht; die Ostsee wollte ihn nicht behalten, sie küßte ihn mit ihren grünen, schaumbedeckten Lippen und warf ihn von sich, weil er ein mir überaus theures Gut enthält, mehr werth, als alle noch darin befindlichen Diamanten." —

Der Graf hatte nicht Zeit zu fragen; denn sie hielt ihm ein mit Blut beflecktes, weißes Taschentuch entgegen und rief: „Das ist Dein durch mich vergossenes Blut, das war mein höchster Schatz auf Erden, das habe ich in schlaflosen, kummervollen Nächten mit meinen Thränen benetzt, mit glühenden Küssen bedeckt, und ahnte dabei nicht, daß —"

Sie konnte vor inniger Rührung nicht weiter sprechen; aber mehr als alle Worte kündeten ihre Thränen, ihre Küsse dem Grafen, daß er ein wahrhaft liebendes Mädchen in seinen Armen halte. —

Bianka betrat die Bühne nicht wieder. Sie ist die reiche, innig geliebte, glückliche Gattin des Grafen Kolmar, und Mutter von drei schönen Kindern, die an der alten treuen Renate eine liebende Pflegerin besitzen.

V.

Kreuz vom Borne.

N o v e l l e

von

Theodor Mügge.

1.

Es lag einst ein Schloß im Wendenlande, wenige Meilen von dem alten Königssitze Brandenburg an dem Havelstrome; jetzt ist es nicht mehr. Jetzt ist es ein Edelgut, dem weit und breit der fruchtbare Boden zugehört. Mit seinen hohen Fenstern, rothen Dächern und neumodischem Aufputz scheint es eben aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen, und erst wenn man es näher betrachtet, erkennt man da und dort uraltes Mauerwerk unter den hellen Farben. — Noch steht auch das Thor mit seinen verwitterten Wappen, noch läuft ein Bollwerk von Stein in den tiefen Graben, noch hängt ein alter Söller über dem Strom, der die Grundvesten bespült, und noch klagt und rauscht dort es in den Kronen alter Eichen, die mitternächtlich sich klagen, was sie in ihrer Jugend einst gesehen.

An dem Tage aber, wo diese Erzählung beginnt, an einem Frühlingstage des Jahres 1189 war Schloß wie Volk ganz anders anzuschauen, als jetzt. In mächtigen Gewinden und Ketten lief der Wald über das neu eroberte Christenland; nur einzelne Strecken waren gerodet und die Voigte des gestrengen Ritters trieben die unterjochten Wenden mit der Peitsche zur Arbeit. — Greise,

Weiber und Kinder kehrten emsig schaufelnd den Boden um, dessen Brod sie nicht essen sollten. Im Hofe des Schlosses aber hielten Wagen von langgehörnten, kleinen Kühen gezogen, plumpe Gestelle mit zwei oder vier Blockrädern, in deren Kasten Hühner und Eier, Speck und Butter, Honig und Mehl lagen, was sie gezwungen dem Hausmeier ablieferten. — Die großen kräftigen Wilzen in Lederjacken mit struppigem Haar, kleinen Nasen, kurzen Stirnen und dem festen Blick des Hasses und der Knechtschaft beugten sich demuthsvoll vor dem Meier, der in der Hand das Kerbholz hielt, zurückstieß was er an den Lieferungen der Leibeignen zu tadeln fand, und mehr als einmal seine schwere Peitsche brauchte, die Widersprechenden zu züchtigen. Aber der Geschlagene wehrte nicht und klagte nicht; er warf einen scheuen Blick auf seinen Peiniger und auf die Wappner am Burgthurm. O! diese Deutschen, wie gern hätte er ihnen Gift gereicht, statt Brod, diesen grausamen Eindringlingen, welche den freien Mann zum Sclaven gemacht hatten. — Da standen sie auf ihre Lanzen gelehnt, die Eisenhaube über ihr langwallendes Haar, das breite Schwert am Koller festgeschnallt, so spotteten sie über die Leiden des besiegten Volkes. Die Wenden haßten diese Unterdrücker tödtlich, aber sie schwiegen, denn wer eine Hand aufhob gegen einen Deutschen, dem wurde sie abgehauen und der Kopf dazu. Besser also leiden und leben, als in verwegenem Thun untergehen. Der Sclave war tapfer, aber ein Knecht, und Knechtschaft macht feige und klug. Der deutsche stolze Mann aber haßte den Wenden nicht wieder, er verachtete ihn. Er wußte wohl, wie das Volk in Burg und Wald noch immer zu den alten Götzen, zu Flies und Triglav betete,

und mehr mit höhnischem Lachen, als mit heiligem Eifer nahm er die Peitsche und trieb den unterjochten Schwarm in die Kirche, in das Taufbecken und zum Christenschwur, wenn ein wandernder Priester kam, der bekehren und Zehnten sammeln wollte. — Er wußte wie die Heiden ihn verfluchten, aber er lachte darüber, und hier im großen Hof der Zwingburg, in deren Thürmen mancher schon geendet, jagten sich die deutschen Knappen mit den wendischen Mägden und trieben Kurzweil mit den rüstigen Dirnen, die nichts dagegen hatten, den Unterdrückern ihres Volks zu gefallen. — Immer ist bei den Frauen Verderbniß und Verrath am meisten gewesen, wenn es darauf ankam, rohe Sieger sanft zu machen. Das war ein lustiges Treiben und Toben. Die Meute im Zwinger bellte wüthend dazu, drei Bären, die man im Walde gefangen und mit abgehauenen Tatzen im Hofe an Ketten gelegt, brüllten dazwischen, endlich aber that der Hausmeier einen Schwur, übel solle es dem nichtswürdigen wendischen Gesindel und Allen gehen, die nicht Ruhe hielten. Das wirkte soviel, daß sie heimlicher ihre Scherze trieben, aber nur wenige alten Wilzen empfanden die Schmach und wandten ihre Blicke zu Boden, als sie ihre Töchter in den Armen der Fremden sahen, die übrigen drängten sich näher, um als Freunde und Verwandte Theil zu haben an der Ehre.

Während dies lärmend und laut im Hofe vorging, saßen in einem großen Gemach drinnen zwei Frauen und ein priesterlicher Herr ihnen gegenüber. Es war die Mittagsseite des Kastells, das seine bethürmten Flügel in den Strom senkte und zwischen ihnen und der Hauptfront einen Gartenplatz ließ, der von der hohen Burgmauer geschlossen war. — Die Damen im Zimmer sahen

darüber hinaus auf die breiten Havelseen, welche sanft gekräuselt vom Morgenwinde ihre Fluten vorüber trieben. Helles Sonnengefunkel fiel durch ein offenes Fenster auf den bunten Teppich aus Venetia, der in der Mitte des Gemaches lag, auch brach sich mannigfach lieblich das Licht in den kleinen bunten bleigefaßten Scheiben und warf den farbigen Schein auf die dunkle Eichentäfelung der Wände dieses hübschen Wohnortes. — Wenige Geräthe schmückten es: Einige große Sessel, ein Tisch mit geschnitzter Kante, ein Schrank in der Ecke, ein Crucifix an der Wand, und im Hintergrunde als Ehren- und Ruheplatz ein Polster; endlich am ungeheuren Kamin eines jener unvollkommenen Instrumente, schwankend zwischen Harfe und Zitter, das aus Italien nach Deutschland gekommen, mit sieben oder neun Saiten bespannt war, und auf den Knieen gespielt wurde. — Die ältere der Damen saß an dem Tisch und drehte mit kunstfertiger Hand den Faden einer Spindel, die jüngere stand am Fenster, sah in den goldumwebten Himmel, und bald auf den glänzenden tiefblauen Wasserspiegel, auf die leise schwankenden Bäume im Garten und hinüber auf did Waldgelände und Hügel, an denen Weinberge hinzogen, auf deren Kronen aber stolze riesenhafte Föhren einzeln aufstiegen. — Dann betrachtete sie ein paar dunkle Punkte, die in weiter Ferne schwammen, und verfolgte die Schaaren kleiner Vögel, welche laut schreiend in die wogenden Schilfwälder stürzten, die Entenschwärme, die rothköpfigen blitzschnellen Taucher, die Reiher, wie sie ernsthaft auf vorspringenden Landzungen auf und nieder schritten, die Schwäne und Störche an den blumenvollen Wiesenflächen, und endlich seufzte sie leise, denn wie heiter Land und Himmel waren, es

fehlte doch der schönste Schmuck darin, das frohe Menschenleben!

So weit ihr Auge blickte, es regte sich nichts. Kein Dorf lag an diesen sonnigen Wassern mit ihren zahllosen Buchten, die jetzt so belebt sind. Halb versteckt unter den Sandbergen zog bläulicher Rauch aus ein paar Hütten wendischer Leibeigenen; es barg sich Jeder so viel er konnte vor den übermüthigen Herrn. Auch die breiten Seespiegel waren öde, denn selten zog damals ein plumpes Handelsschiff von Brandenburg herauf nach der unterworfenen Wendenstadt Spandowa, oder nach dem neu gestifteten Christenschlosse: In dem Berlin. Endlich aber kamen die beiden schwarzen Punkte, welche das Fräulein in der Ferne entdeckt hatte, näher heran und erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie erkannte in dem ersten ein kleines Boot, das von einem Manne mit schnellen Schlägen über den See getrieben wurde, ein anderes größeres eilte ihm nach, und war nicht weit zurück.

„Was giebt es dort?“ fragte die junge Dame und zeigte mit dem Finger auf den Gegenstand ihrer Neugier.

Der Priester in dem langen braunen Kleide legte das feingeschriebene Gebetbuch, in welchem er las, auf den Tisch und trat zu ihr hin. — Er war alt und hatte ein ernstes, hartes Gesicht. Von seiner hohen, kahlen Stirn lief eine fürchterliche Narbe über Wange und Kinn, die ihn sehr entstellte, aber sein Auge war groß und feurig, sein kleiner Körper voller Kraft und sein Haar, das in langen weißen Locken auf sein Gewand fiel, gab ihm ein Ehrfurcht heischendes, schönes Ansehn.

Als er einen Augenblick auf die beiden rudernden Boote gesehen, sagte er mit volltönender, sanfter Stimme:

„Das ist auch eine Jagd, welche Ihr noch nicht kennt, edle Jungfrau Siegelind. — Der da vorn ist ohne Zweifel ein deutscher Mann und Christ, und die ihn jagen sind zornige Heiden. — Wir haben das Kreuz seit dreißig Jahren nun in diesem Lande aufgepflanzt, und Du, mein Heiland! weißt es, wie wir für Deinen Ruhm kämpften und litten. Aber hartnäckig ist dies blinde Volk. Es wendet sich vom ewigen Lichte ab, wo es nur kann, betet zu den scheußlichen Götzenbildern, und würgt und wüthet gegen die Verkündiger des wahren Glaubens; ach! gegen Jeden, der den herrlichen Namen eines Christen trägt.“

Das schöne Mädchen sah den Mönch mitleidig an. — „Man hat mir erzählt,“ sagte sie, „daß Ihr auch einst in der Heiden Hand waret, lieber Vater Johannes.“

Ein finsteres Lächeln lief über seine Züge. „War,“ sprach er halb vor sich hin, „ja, und fester in ihrer Hand als der kühne Rudrer dort, der, wenn seine Kraft nicht ermattet, ihren mörderischen Fäusten diesmal wohl entkommen wird.“ Er kreuzte die Arme über seine Brust und lehnte sich an drn Pfeiler. — „Dreißig Jahre sind es nun,“ fuhr er fort, „seit ich mit manchem tapfern Streiter in dies Land zog, und wo sind sie nun alle die kühnen Männer, welche mit Kreuz und Schwert durch diese unermeßlichen Wüsten rannten, bis das Ostmeer ihnen Schranken setzte? Todt, ermordet oder in heißer Schlacht gefallen; auf Opfersteinen zerschnitten, und das Herz unter den Zaubergesängen der Heidenpriester aus ihrer Brust gerissen und drei Mal ihnen ins verscheidende Antlitz geschlagen.“

„Jesus Maria!“ rief das Fräulein schaudernd, indem sie sich bekreuzte.

„O! klagt nicht,“ fuhr Johannes mit erhöhter Stimme fort und seine Augen funkelten hell; „wahrlich ich sage Euch, sie gingen ein ins Paradies, und des Erlösers Kuß empfing sie an der Schwelle! — Ich,“ sagte er dann demüthig, „sollte des Heils der Märtyrerschaft nicht theilhaft werden, dennoch habe ich manche Leidensstunde zu Gottes und seines Sohnes Ehren bestanden, und weiß ich denn, was noch geschehen mag?“

„Gott möge Euch schützen,“ fiel das Fräulein ein, „auch sind die Verächter Gottes ja nun überall besiegt.“

„Es ist nicht mehr wie damals,“ sagte der Priester, „als ich unter Markgraf Albrechts Banner auszog in dies Land, das noch keines Christen Fuß betreten. — Wir verfolgten den Weg, diesen Strom hinauf bis ins Land der Obotriten, dann zogen wir den Spreefluß hinab und gelangten endlich zur heidnischen Königsburg in Köpnik; da war es, wo ich gefangen ward. — Sieben Tage hielt man uns in engen Kerkern, Körben von dichtem Weidengeflecht, gebunden und blutend, ohne Acht auf unsere Wunden, denn tapfer, wie treue Männer, hatten wir Priester alle gestritten, den Harnisch über das Wollenkleid geschnallt. Da kam der Opfertag. Wir wurden in den Kreis ihrer Edlen geschleppt und ihrer Götzendiener, die uns richteten. — Tugumir der Krole stand auf sein Schwert gestützt, und betrachtete uns lange mit seinen düsteren bösen Augen. — „Elende,“ rief er endlich, „warum kamt Ihr in dies Land seine friedlichen, glücklichen Bewohner zu morden? Was thaten wir Euch je zu Leide? Worüber habt Ihr Euch zu beklagen?“

Da trat Martin von Lebus hervor, der hohe Greis. „Fürst,“ sagte er, „Gott sandte uns aus, Dich und Dein Volk vom ewigen Verderben zu erlösen. Falle nie-

der, bereue und bete an, und ich will Dir Vergebung verkündigen."

Da lachte Tugumir, wie ein Teufel lachen mag, dem man sagt: Verlasse Deine Hölle und folge mir zur Seligkeit. Seine Augen glühten und quollen aus ihren Höhlen, seine Zähne knirschten, sein großer ungeschlachter Körper zitterte vor Wuth. — „Sieh hin, falscher Priester," schrie er, „sieh auf diese Brandstätten, auf die Haufen der Erschlagenen, ist das der Segen Deines Gottes, ist das die Liebe und das Heil, das Du uns bringst? — Will Dein Gott Blut, so soll er es haben," fuhr er höhnisch fort. „Euer eigenes Blut wird ihm das liebste sein, denn sein Name ist Unheil, sein Gebot Elend und Knechtschaft, sein Wille Verderben!"

„Lästre nicht, blinder Heide, Deine Sünde komme auf Dein Haupt, sie wird Dich tief hinabziehen in den glühenden Schwefelpfuhl," rief der fromme Bischof mit Entsetzen und Zorn. „Noch aber ist es Zeit, kehre um, rette Dich und Deine Seele!"

„Rette Dich selbst, armseliger Narr," sagte Tugumir verächtlich. „Seit mehr als zweihundert Jahren kämpft Dein Volk nun gegen das meine, und noch steht Triglavs Tempel so hoch, wie der Deines Gottes. Wenn es aber beschlossen ist in Wodans ewigem Rathe, daß wir untergehen, so wollen wir wie Männer sterben, Dich und Dein übermüthiges Volk hassend. Nicht zur feigen Unterwerfung bereit sollt Ihr uns finden, und nie zu Deinem blutigen Gott betend, der Dich zum Mord und Brand aussandte."

„O! mein Herr und Gott," rief der fromme Martin, „richte ihn nicht!"

„Höre es, Priester," sagte der König und stol-

richtete er sein fürchterliches Herscherantlitz auf: „so gewiß wie Du sterben sollst zur Sühne Deiner bösen Thaten, so gewiß wird der Tag einst kommen, wo Dein Gott in den Staub sinkt, wo seine Tempel stürzen, seine Altäre zertrümmert werden, wo man ihn und seine Macht Lüge nennt und mit Hohn und Spott bedeckt.“

Da stießen wir alle ein schauderndes Wehe! aus, Martin von Lebus aber verfluchte die Heiden, daß sie über uns herfielen und die Martern begannen. O! Herr des Himmels, welche Martern! und doch sangen die frommen Helden Lobgesänge zur Ehre des Allmächtigen. Und schon waren meine Hände durchbohrt, und, des Kreuzes spottend, ich selbst ans Kreuz geschlagen, mein Kopf halb zerspalten von dem Hiebe einer Streitart, als ein christlicher Ritter, ein frommer Graf, Dein Vater, meine edle Siegelind, den Heidenhaufen überfiel, zu spät um das theure Leben des Bischofs und seiner Diakonen zu erhalten, doch nicht zu spät für mich.“

„Jesus Maria!“ rief das Fräulein und deutete auf das Boot, „sie haben ihn.“

„Dann sei Gott seiner Seele gnädig,“ sagte der Priester traurig. „O! Herr, Herr! wann wird der Tag Deines Lichtes kommen? Ach! wie schwer ist es doch das Böse auszurotten. — Wohl herrscht im Lande das Kreuz jetzt in Schloß und Stadt, aber überall wuchert das Unkraut noch. Im Dickicht der Wälder lauern Heidenhaufen, welche den christlichen Pilger morden, und in den geheimnißvollen Schlupfwinkeln an diesen Seen wohnen die Rotten wendischer Räuber, deren Frechheit selbst dies feste Schloß nicht wehren kann.“

Er hatte den Kopf bei seinen Worten gesenkt, als er ihn aber aufhob, rief er sogleich: „Der Mann ist

noch nicht gefangen; er hat nur eine Wendung gemacht und rudert jetzt auf uns zu. Heiliger Martin! das ist ein tüchtiger Gesell, und jetzt habt keine Sorge mehr um ihn, edle Siegelind. Hört Ihr, wie der Wächter vom Thurme ruft? und dort eilen schon die Knechte hinab nach dem Wasserthor. Sie springen in ein Boot und rudern zu seiner Hülfe, da wenden die Räuber um und für diesmal ist er frei.“

Bei den letzten Worten des Priesters näherte sich die ältliche Dame dem Fenster und sah einen Augenblick gleichgültig auf das Boot mit bewaffneten Schloßleuten und den kleinen Nachen, der ihnen rasch nahte. — Die Dame sah in ihrem grünen Wollenkleide, der schwarzen Kappe, welche den Kopf umhüllte, und deren Schnebbe bis auf die Mitte der Stirn lief, fast wie die züchtige Bürgerfrau eines späteren Jahrhunderts aus. Ueber den weißen Kragen um ihren Hals fiel eine goldene Kette mit entsetzlich großen Gliedern, an welcher zuletzt — nicht etwa eine Uhr — sondern ein Stückchen buntes Parderfell hing, in dem ein Splitter vom wahren Kreuz verborgen, das einer ihrer Vorfahren von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgebracht hatte. — Die Gräfin von Dornburg hatte den Ernst und die Würde einer Edeldame, aber milde freundliche Züge, und diese spiegelten sich verschönt in dem lieblichen Gesicht ihrer Tochter wieder. Siegelinds blondes reiches Haar war aber von keiner Schnebbenkappe neidisch verborgen. Sie trug eine hohe gestickte Mütze, von goldenen Nadeln gehalten; auch war die Tracht des Fräuleins gewählter, ihr Kleid von feinem Gewebe und zierlich genestelt, der Kragen schön gefaltet und die Aufschläge an den Ermeln mit Pelz besetzt.

„Ich wollte, mein Herr käme bald zurück,“ sagte die Gräfin. „An dem Junker von Eichstädt hat er den rechten Gesellen gefunden. Es ist aber nicht fein, von früh an in dem wilden Wald umherzuspringen und uns einsam zu Haus zu lassen. Die bösen Männer können des Jagens nimmer satt werden.“

Sie ging bei diesen Worten hinaus, weil sie Gelärm von Pferden im Schloßhof zu hören glaubte. — Der Priester blieb bei dem Fräulein stehen, und Beide blickten auf das rudernde Boot, bis dies den Nachen erreicht hatte und der Mann darin von seinen Helfern aufgenommen wurde.

„Gelobt sei Gott!“ rief Siegelind freudig.

„In Ewigkeit!“ murmelte der Mönch. — Dann sagte er lächelnd: „Ihr seid des wilden Lebens in diesen Wäldern noch nicht gewöhnt.“

„Wie sollte ich,“ versetzte sie. Als Kind lebte ich auf unserem Schloß am Harzgebirge, und dann bei meiner Tante in Bamberg, von wo mein Herr Vater mich nun hierher zurückberufen. — Aber ach! lieber Johannes, wie öde ist dies Land, wie roh und unwissend sind seine Bewohner!“

Der Mönch sah sie mitleidig an. „Und immer einsamer und wilder wird es, je weiter jen Norden,“ sprach er leise. „Ja, in den fränkischen und schwäbischen Städten ist es anders. Dort wohnt der Minnegesang und manche Liebes- und Lebenslust, Spiele und Freuden, welche edle Herrn und Frauen aus dem schönen Lande Italia mitgebracht. — Da herrscht Pracht der Kleider, Feinheit der Sitten, und wie herrlich ist der Hofhalt der Fürsten und des großen Hohenstaufen Kaiser Friedrichs, unseres gnädigsten Herrn. Es wech-

seln Bankets und Falkenjagden, Fackeltanz und Ringelstechen. — O! ich kenne das wohl," sagte er, verloren in Erinnerungen seiner Jugend, „einst kannte ich es!"

„Ihr würdet es aber kaum wieder kennen, wie es jetzt ist," versetzte Siegelind eifrig. — „Der Kaiser rüstet sich zu seinem großen Zuge nach dem heiligen Grabe; da strömen Volk und Edle aus allen Orten herbei, wo fromme Priester die Erlösung des heiligen Grabes predigen. Die Besten im ganzen Reich nehmen das Kreuz. Fürsten, Grafen, Ritter, Bürger und Bauern folgen dem Gottesrufe, stolze Edeldamen, Weiber und Kinder ziehen mit. Und welche Pracht thut sich da auf, welche Feste werden gefeiert, wie drängt sich das Edelste und Herrlichste, das Deutschland hat, in Nürnberg zusammen."

„Arme Siegelind!" sagte der Mönch sanft lächelnd, „mitten aus diesen Festen mußtet Ihr scheiden."

Das schöne Mädchen senkte ihre Augen nieder. „Ich bin gern gegangen," sagte sie, „und sehne mich nicht zurück, wenn mir hier nichts Schlimmes bevorsteht."

„Schlimmes, hier bei Euren Eltern?" fragte Johannes.

„Sagt mir das," rief sie und eine jähe Röthe flog über das liebliche Gesicht. „Ist es wahr, daß der Freiherr von Eichstädt —"

„Euch in Liebe zugethan ist," fiel der Mönch ein. „Es ist der liebste Wunsch Eures Vaters, der sich dann erfüllt."

„Und ich — ich bin — ich soll —" fragte sie mit einem schnellen ängstlichen Blick.

„Sein ehelich Gemal werden, ja, so sprach Euer Vater gestern zu mir und dem Junker."

Beide schwiegen. Siegelind deckte mit ihrer Hand die Augen zu.

„Da kommt das Boot heran," sagte Johannes, „und wahrlich es ist Georg, Eures Vaters Leibdiener, der so kühn das Ruder darin geführt hat, den wendischen Räubern zum Trotz."

Das Fräulein blickte schnell hinab und sah auf den jungen Knappen, der so eben seine Federmütze freudig schwenkend den Geistlichen begrüßte. — Dann trat sie vom Fenster zurück, und indem sie zitternd die Hand des guten Paters faßte, sagte sie: „Um Jesus Willen sagt mir, hat mich mein Vater dem Junker verlobt?"

„Ich sagte es," erwiderte Johannes, „und wohl werden Viele Euch beneiden, denn der Freiherr von Eichstädt ist eben so kühn und mannhaft, wie anmuthig von Gestalt und Sitten."

„Und wo wohnt er?" rief Siegelind. „Ach! sprecht nicht, ich weiß es ja. — Immer einsamer und wilder wird es gen Norden, sagtet Ihr das nicht auch? — Da wohnt er gegen das Ostmeer hin. Ist es nicht so, Vater Johannes?"

Der Priester schüttelte leise sein weißes Haupt. „Gehört das auch zu Eurem südlichen Wesen und feinen Sitten," erwiderte er strafend, „daß Ihr der Eltern Willen und Gebot bekritelt? Wahret Euer ungestümes Herz, mein armes Kind, daß es Euch nicht in Schaden und Sünde bringe."

„Hört mich an, mein guter Vater," sagte sie leise.

„Still," rief er und wandte sein Gesicht. „Ich will Dich hören und reden, wenn es Zeit ist."

2.

Die Thür öffnete sich und der Schloßherr trat herein, ein stattlicher Mann. Sein ergrautes Haar schlang sich noch immer reich und lockig um die Stirn voll Falten und beschattete ein Paar große beweglich blaue Augen, die es wohl ausdrückten, daß der letzte männliche Sproß der Grafen von Dornburg ein Held im Rathe und im Felde war. Und wirklich halte Graf Rüdiger als Diplomat fast mehr geleistet, denn als Krieger. Mehr als Ein Vertrag über Abtretung bedeutsamer Länder und Rechte war durch ihn bewirkt worden. Er hatte mit Pribislaw von Polen unterhandelt und mit König Jaizo, für seine gnädigen Herrn die Markgrafen Albrecht und Otto Vergleiche abgeschlossen mit den Fürsten von Pommern und Mecklenburg, die Unterhandlungen geleitet nach dem Siege gegen die Herzoge von Meißen, Friedrich den Gebissenen und Diezmann, und nach der Niederlage des märkischen Bären den Frieden mit Heinrich dem Löwen vermittelt. Auch die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg, und selbst der Erzbischof von Magdeburg kannten seine diplomatischen Künste aus mancherlei Sendungen und sein Schwert aus harten Fehden, welche er gegen sie geführt, bis die Markgrafen den Streit beendeten. So war der Graf ein Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, der ein bewegtes, unruhiges Leben geführt und mehrmals an dem Kaiserlichen Hof gewesen und mit Friedrich dem Ersten nach Italien gezogen war. — Von seiner einstigen Höhe war er jedoch, wie viele Staatsmänner vor und nach ihm, jetzt herabgekommen. Viel Gut ging in unruhiger Zeit verloren, viel Ansehn wich jüngeren Kräften, Günstlingen, Schmeichlern und verändertem Regiment. Mit Bischof und Mark-

grafen grollend, hielt er sich seit Jahren schon fern vom Hofe auf seinen Schlössern, am tiefsten betrübt darüber, daß er keinen männlichen Erben seines alten Namens besaß. — Als verständiger Mann fügte er sich dem Unabänderlichen, und daß er Scherz und Lust noch immer liebe, bewies er jetzt, wo er dem Priester, seinem alten Waffengefährten, die Hand schüttelte und lachend fragte, wie diesem gestern der heiße Gewürzwein als Nachttrunk bekommen sei? Dann knipp er sein Töchterchen ins Ohr und küßte sie, warf die Jagdkappe auf den Tisch, und setzte sich in den Lehnstuhl, wo er von der heutigen Jagd erzählte.

„Das müßtet Ihr sehen, Johannes," rief er, „wie Junker Franz den Bogen braucht. Da fehlt kein Pfeil sein Ziel, es ist eine Lust solche Kraft und Geschicklichkeit zu bewundern."

„Und wo bleibt denn der glückliche Jäger?" fragte der Geistliche.

„Vermuthlich wirft er den Jagdrock ab, um im Feierstaat zu erscheinen," erwiderte der Graf. — „Das gefällt mir, Johannes. Wir haben viele wackere Herren hier im Lande, doch fein und zierlich ist selten einer. Junker Franz aber könnte in des Kaisers Pfalz mit dem zartesten Hoffräulein tanzen. — Laß Dir die Zeit nicht lang werden, Siegelind," fuhr er dann lachend fort, „Du sollst es bald erproben, ob der Junker den Ringeltanz versteht. Auch wir werden Feste feiern, wie sie in Nürnberg und Bamberg gefeiert werden, und dann soll er vor Allen Dein Tänzer sein."

Das Fräulein verneigte sich schweigend, Johannes aber sagte halblaut: er denke, morgen oder heut schon werde des Junkers Oheim, der kaiserliche Hauptmann

aus Schloß Eberswalde eintreffen, so stehe es im Briefe, der von ihm eingetroffen."

„Wir werden viele liebe Gäste sehen," rief der Graf, „was aber den Kaiserlichen Hauptmann in Schloß Eberswalde betrifft — hier lachte er anhaltend — so ist dieser mächtige Titel eine Schwachheit des guten Junkers Hans, denn Kaiser und Reich kümmern sich keinen Deut um seine Hauptmannschaft."

„Von des Kaisers wegen führt er aber doch den Titel," sagte der Priester.

„Einen Titel, der Spreu ist," erwiderte der Graf. „Ja, wenn er es wüßte, der greise Rothbart, so ländersüchtig er ist, er würde doch über diese Hauptmannschaft lachen."

„Das meine ich nicht."

„Warum nicht?" fragte der Ritter.

„Eben weil er mit so habgieriger Hast jeden Schein von Recht benutzt, seine Macht auszudehnen oder zu begründen."

„Ach, darauf läuft es hinaus," sagte der Graf. Freilich jeder Kuttenträger haßt den starken Hohenstaufen, der dem heiligen Manne in Rom so schwere Stunden gemacht hat. So seid doch zufrieden nun, wo Ihr ihn dahin gebracht habt, Deutschlands Blüthe nach Palästina zu führen. Aber Freund, was Habgier und dergleichen betrifft, darin seid Ihr immer seine Meister geblieben. Eines Pfaffen Seckel hat weder Boden noch Deckel, das ist ein alter weiser Spruch, und Gott gnade dem armen deutschen Lande, wenn die Kapuze jemals zur Herrschaft darin kommt. Dann wehe Dir deutsche Freiheit! Denn was ist Fürsten- gegen Pfaffentyrannei? Nicht unseren Leib und Gut und Geld, auch Geist und Gewissen schnürt

Ihr in Ketten. Aber Ihr habt Recht, Johannes. Die Hohenstaufen können die Pfaffen nicht riechen, und den freien Mann, der sie zu Kaisern machte, eben so wenig."

„Ich hasse den erhabenen Fürsten nicht," sagte der Mönch, „wie sehr und oft er sich auch versündigt hat."

„Es hat sich Alles versündigt," rief der Graf, „sonst wären bessere Zeiten da. Wie mancherlei Druck und Noth ist über uns gekommen, von der unsere Väter nichts wußten. Sonst wählte das freie Volk seine Fürsten, jetzt machen es diese unter sich ab, und verkümmern uns unser Recht. Ist es doch dahin gekommen, daß unser höriges Gesinde in die Städte läuft, und wenn es dort aufgenommen wird, ist es losgegeben und nennt sich Bürger. — Das schmierige lästerliche Volk pfercht sich hinter Mauern und Wällen ein, thut stolz und frech, und die Kaiser schützen es und nennen es reichsfrei, dem Adel zum Spott und zur Widerpart. — Ja, Ihr habt Recht, Johannes, wüßte der alte Rothbart, daß er einen Hauptmann in Eberswalde hätte, und daß die Pfaffen unserm gnädigen Markgrafen so lange schmeichelten, bis er ihnen jetzt in der Nähe ein Kloster baut, prächtig und reich ausgestattet mit Land und Leuten, Chorin genannt, wie der Brief des Hauptmanns sagt, so machte er Eberswalde zur Reichsstadt und thäte den Markgrafen in die Acht, wenn er dagegen spräche."

Der Priester lächelte und murmelte dann leise vor sich hin:

„tu mater Lehnin et filia tua Chorin,
ex te est orta nova cella et coeli porta."

„Schöne Himmelspforten!" rief der Graf spöttisch. „O! ihr Mönche, was werdet ihr noch aus der Welt machen, wenn diese nicht endlich doch klüger ist, als ihr."

Johannes erwiderte diesen Angriff nicht. Es lag in den Sitten der Zeit, die Mönche zu bespötteln, dennoch aber sich demuthsvoll vor der Kirchengewalt zu beugen, sobald das Gewissen beängstigt war. Er deutete daher nur zum Fenster hinaus und sagte: „Wer hat das Land erobert, Ihr oder wir? Wer war mächtiger, das Schwert oder das Kreuz? Wer wird den Sieg vollenden, die Liebe oder die Gewalt?“

„Freilich, Johannes,“ rief der Graf von Dornburg, und man konnte nicht sagen, sprach Scherz oder Ernst aus ihm — „Alles kommt von Gott und kehrt dahin zurück. Alles auf Erden ist nichtig, alles Dichten und Trachten eitel, aber was Ihr da redet, ist doch eigentlich nichts, als der alte Pristerhochmuth mehr zu sein und höher im Himmel angeschrieben zu stehen, als die übrige Menschheit. Das ist der Streit zwischen Kaiser und Papst, der es laut genug ausruft, die Welt gehöre ihm sammt aller Menschheit darin. Das ist Eure Habgier, Ihr Herrn von der Kapuze, die Ihr selig sprechen und verdammen wollt, wie Gott selbst, und wenn Ihr Blut vergießt, als sei es schuldlos Wasser, oder Verrath und Empörung anstiftet aller Ehre und Treue baar, doch stets sagt: Gebt Acht! die Liebe und Christus siegt.“

„Ihr lästert, Herr Graf,“ entgegnete der Priester sanftmüthig.

„Nein, lieber Freund Johannes,“ fuhr der Schloßherr lachend fort, „ich trenne nur Gott meinen Herrn von seinen kirchlichen Dienern und denke dabei, daß wohl einmal eine Zeit kommen kann, wo man Euch noch ganz andere Dinge sagen wird.“

„Habt Ihr auch bedacht,“ fragte der Mönch nach

einem sinnenden Schweigen, „daß eine Zeit kommen kann, wo der Knecht nicht mehr Knecht ist? Wo er nicht mehr arbeiten wird für den Herrn, sondern für sich selbst, wo die gedrückten Völker erwachen und die Menschheit eine edle Versöhnung feiert? — Und wessen Werk wird das sein, edler Graf? das des Schwertes oder des Geistes? Die erhabene Folge des Christenthums, oder die des Adels oder Wappenbuchs?"

„Was träumt Ihr da für sonderbare Träume," versetzte der Graf lachend. „Es geht doch nichts über den gedankenvollen Kopf eines Priesters. — Wollt Ihr nicht auch etwa den Satz aufstellen, daß eine Zeit kommen kann, wo dies faule, nichsnutzige Wendenvolk aus freien Männern bestehen wird? Wo's keine Leibeigenen mehr giebt, wo Jeder gleiches Recht hat? — Doch das sagtet Ihr eigentlich schon, Freund Johannes," rief er spottend, „und das wird eine herrliche Zeit sein, wo jeder Bauer ein Junker und jeder Junker ein Bauer ist."

Der Mönch sah still lächelnd vor sich hin. — „Könnt Ihr in die Zukunft lesen," sagte er endlich, „wie weit Gott seinen Kindern Erkenntniß giebt?"

„Nun, was auch kommen mag," schrie der Graf lustig neckend, „darauf mein Wort, daß die Priester nimmermehr der Menschheit die Lichter vortragen. Aber macht mich nicht krank mit Euren Träumen, Johannes: Pfui Teufel! ein elender schmutziger Wende frei und mir gleich, das ist arg."

Jetzt erhallten Stimmen auf dem Gange und einen Augenblick später öffnete sich die Thür, durch welche zwei stattliche Herrn traten. Der eine ältliche Mann war in ritterlicher Reisetracht, in Lederkoller und ungeheuren Stiefeln, an denen handlange Sporen klirrten; der andere

hoch und schlank, trug ein feines, pelzverbrämtes Staatskleid, reich benestelt und mit goldenen Fäden bestickt. — Seine langen, blonden Locken fielen an Nacken und Schläfen hin, und trotz dem Ernst, der aus den großen Augen sprach, war er doch schön anzuschauen in der Fülle seiner Jugendkraft und im Ebenmaß seiner Glieder. Er hielt die Hand des älteren Herrn in der seinen und führte ihn so dem Grafen zu, der sogleich aufstand und seine Arme zum herzlichen Empfange ausbreitete. — „Freiherr Eichstädt," rief er, „mein tapferer Hauptmann von Eberswalde, warum hörte ich nichts von Eurer Ankunft, um Euch an meiner Schwelle zu empfangen?"

Der ritterliche wohlbeleibte Herr entschuldigte sich mit seinem Wunsche den Freund zu überraschen, weshalb er einen ganzen Tag früher noch aufgebrochen sei und einen beschwerlichen Marsch gemacht habe. — Nun begrüßte er die Damen des Hauses, warf das Koller ab und stellte sein Schwert in die Ecke, dann setzte er sich zu dem Grafen an den Tisch, Wein und Speisen wurden herbeigebracht und es begann eine lange Unterhaltung, welche theils laut theils leise geführt und dann und wann unterbrochen wurde, um lächelnde Blicke und Winke nach dem Junker zu werfen, der meist bei den Damen und dem Priester an der andern Seite des Zimmers saß.

„Wir sind also einig," sagte der Graf halblaut. „Euer Neffe hat mein ganzes Herz gewonnen. Ritterlich und tüchtig ist er wie selten ein Jüngling und, wie jung an Jahren, doch klug und würdig. — Ich bin ein abgestorbener Baum. Keine Blüthe ist davon geblieben, als der eine schlanke Zweig, meine Siegelind.

So wollen wir denn dies grüne Reis auf den neuen Stamm pfropfen und es soll ein edler stolzer Baum daraus erwachsen, der voll belaubt in den Himmel sprießt."

„Glück auf!" erwiderte der Freiherr indem er sein Glas leerte. „Franz ist auch der Beste aus meinem edlen Stamme, dessen Erbe auf ihn gekommen ist. Laßt uns denn nicht säumen; morgen mag Johannes die Schriften aufsetzen, dann wollen wir bald eine fröhliche Hochzeit feiern."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und die jungen Leute hatten wohl etwas davon gehört; Siegelind war glühend roth, wie der Junker ihr etwas heimlich zuflüsterte, und dieser drehte stolz und freudig den Nacken zu seinem Oheim und warf einen lächelnden Blick auf die alten Herrn.

„Es geht aber noch immer schlimm her in diesen Wäldern," sagte der Kaiserliche Hauptmann nach einer Weile, und wahrscheinlich säße ich jetzt nicht hier so fröhlich, wäre mein Pferd nicht gut, oder mein Gefolge weniger zahlreich gewesen. Vielleicht aber hätten beide noch nichts genützt, wenn ich nicht einen guten andern Helfer gefunden hätte.

„Wie das?" rief der Graf. „Habt Ihr Anfechtungen von Weglagerern gehabt?"

„Ich ritt vor einigen Stunden am Seeufer hin," erzählte der alte Herr, da schiffte ein junger Bursch an den Schilfwäldern. Es war ein Fant, der seine Kappe mit Reiherfedern besteckt hatte. Auf der Spitze seines Bootes saß ein Falk und er mit der Armbrust schoß Pfeile nach den Rohrsperlingen und Tauchern, die er gut traf. Der Falk stieg dann und wann in die Luft

und brachte einen Vogel, und der Bursch griff zu den Rudern und gab dem Wasser ein paar schnelle Schläge, daß sein Fahrzeug tüchtig weiter schoß. — Wie er das Pferdegetrapp hörte, stand er auf und grüßte mich. — „Holla, Bursch," rief ich ihm zu, „wie weit ist die Dornburg?" Er deutete gegen den Wald. „Dort hinaus müßt Ihr, edler Herr, hier liegen tiefe Sümpfe, aber hütet Euch wohl, die Wölfe heulen darin und ihr Rachen ist immer blutig."

„Narr," sagte ich, „was kümmern mich die Wölfe." — „Seid Ihr so fremd hier im Lande, daß Ihr ihre weißen Zähne nicht kennt?" schrie er zurück. „Wollt Ihr sicher zum Grafen, so will ich Euch in meinem Boot hinführen, aber Euch allein, denn es könnte wohl sein, daß das ganze Rudel hinter uns käme."

Ich wendete mich an meinen Begleiter und sagte: „Was meint der Fant?" „Herr," versetzte der alte Herbrand, „er meint sicher wendische Räuber, die hier überall in den Wäldern nisten," und während wir noch sprachen, sah ich den Burschen aufrecht stehen und mit der Hand schweigend in eine Bucht deuten, welche tief in's Land zog. Ich blickte hin, da lagen vier lange schmale Boote versteckt unter alten Weiden und wüstes Volk tummelte sich am Ufer oder kam aus dem Walde hervor. Mehre schleppten erlegtes Wild herbei, Andere trugen lange Bogen und Streitärte, aber Alle waren still, man hörte keinen Ton und kein Geräusch. Plötzlich verschwanden sie, ich wußte nicht wohin sie gekommen. Da wandte ich eilig mein Pferd gegen eine Schlucht im Holz, wo ich Spuren von Menschen und Thieren sah und einen Pfad zu finden meinte."

„Und Ihr fielt in ihren Hinterhalt," rief der

Graf. „Ich kenne ihre Art. Sie hatten Euch bemerkt und verbargen sich, Euch zu fangen und zu erschlagen.“

„So war es,“ fuhr der Freiherr fort. „Ich hörte den Burschen hinter mir laut schreien und sah ihn winken, aber ich sprengte eilig davon. Bald jedoch blieb von der Schlucht im Holz nur ein fußbreiter Pfad, der sich durch wildes Dickicht wand und plötzlich schwirrte eine Bogensehne und ein Pfeil flog an mein Koller. Ein halbes Dutzend andere kamen schnell hinterher, verwundeten zwei meiner Knechte sammt meinem Roß und nun lief das Gesindel hervor in hellen Haufen aus den Büschen mit Stangen und Aexten auf uns los und vor uns von dem dürren Sandhügel hinter den Fichten hervor kam eine ganze Schaar. — Es waren wilde schreckliche Gesellen, in Lederröcken und Kappen, bärtig, daß man nur die Augen sah und wie Gespenster anzuschauen in der Heide, so leicht und lautlos flogen sie zwischen den Bäumen hin.“

„Hier schreien die Raben nicht nach Futter,“ sagte der Burgherr, „sie fallen stumm auf ihren Raub, damit kein Adler sie stören möge.“

„Wir hatten die Schwerter gezogen, allein was konnten die helfen? Sechs Männer gegen sechszig und im Gebüsch die Bogenschützen dazu. Sie hätten uns erlegt und abgeschlachtet, wie Hirsche. Plötzlich aber hörten wir ein Horn hinter uns und lautes Geschrei: „Hier, Dornburg, hier, edle Herrn! drauf und dran.“ Ich blickte um, da stand der Bursch aus dem Boot athmenlos bei uns und das wendische Räubervolk floh die Hügel hinauf. — „Fort, Herr Ritter, fort!“ rief der Bursch, „setzt Eurem Thier die Sporen ein; rechts an den Hügeln hin ist eine Lichtung, dort hinüber

kommt ihr auf des Markgrafen Damm, der von Spandowa herführt. Rastet keinen Augenblick, sie werden schnell wieder hinter Euch sein, wenn sie die Täuschung entdecken," und nun stieß er wieder in sein Jagdhorn und sprang zurück. — Ihr könnt denken, daß ich seinen Rath befolgte, und wie er sagte so war es. Mit aller Macht sprengten wir durch die Heide hin, aber hinter uns lief durch den Wald die wilde, mordlustige und stumme Meute. — Beim heiligen Kreuz! sie waren uns dicht auf den Fersen, als wir endlich die Straße erreichten und nun die Rosse antreiben konnten. Da sahen sie, daß das Wild ihnen entging, und nun heulten sie auf wie die Verdammten in der Hölle heulen und ließen von uns ab."

Der Junker, die Damen und der Priester hatten sich theilnehmend um den alten Herrn gesammelt. Der Graf aber sagte: „Wohl mögt Ihr der Gottesmutter ein Geschenk darbringen, denn Eure Gefahr war groß genug, mein alter Freund. — Selten entgeht diesen Räubern der Verirrte, und sie kennen kein Erbarmen. In den großen Wäldern, welche ununterbrochen bis ins Sarmatenland hinein laufen, sind sie die Herren, und wollen wir Ruhe vor ihnen haben, müssen wir thun, als sehen wir sie nicht. — So besteht zwischen uns ein schweigendes Abkommen, das dann und wann nur von Feindseligkeiten unterbrochen wird. Machen sie es zu arg, so geschieht ein Jagen und Todtschlagen nach ihnen; die Städte verbinden sich dann wohl mit dem Adel dazu und eine Anzahl blutiger Köpfe prangt auf den Mauerzinnen und Thoren; das Gesindel ist aber unvertilgbar. Es verbirgt sich in seinen geheimen Schlupfwinkeln, brennt aus Rache unsere Weiler nieder, verwüstet die Felder,

mordet unsere Leibeigenen, oder beredet sie mit ihnen zu entfliehen und, wie sie es nennen, frei zu sein. — Wollen wir ruhig schlafen, ruhig jagen, ohne von unsichtbarer Hand durchbohrt zu werden, so müssen wir sie schonen, so lange es angeht, denn manche tapfere Männer sind bei ihnen, auch deutsche Männer, die aus den Städten verbannt wurden Frevels oder Ungehorsams wegen. Sie alle laufen in die Wälder und leben dort bis ihre Stunde kommt. — Wenn sie nun den ziehenden Kaufmann oder Bauer niederwerfen und seine Säckel leeren, so ist es schlimm genug und nur des Landes und Rechtes willen zu beklagen, obwohl es manchen giebt, der es den übermüthigen Krämern in den Städten gönnt; strecken sie ihre Räuberhände aber auch gegen den Ritter aus, so ist das eine Freiheit, die schwere Züchtigung verdient, und — hier that der Graf von Dornburg ein Gelübde, indem er das Kreuz küßte, das an einer Kette auf seiner Brust hing — ich will sie büßen lassen, daß sie lange davon erzählen."

„Wer aber kann der wackere Bursch sein, der mir so großen Dienst geleistet hat?" sagte der alte Ritter.

Der Graf wendete sich nach der Thür, welche so eben geöffnet wurde, und indem er auf einen eintretenden Jüngling in Knappentracht zeigte, sagte er: „Da habt Ihr ihn, ich bin gewiß, der ist es!"

3.

Und so war es wirklich. — „Mein wackerer Knabe," rief der Freiherr von Eichstädt, „komm her zu mir, daß ich Dir danke. Wie heißt Du?"

„George," sagte der Bursch.

„Von welchem Geschlecht?“

Eine dunkle Röthe überdeckte das Gesicht des Knappen. Er sah den Grafen von der Dornburg mit seinen großen Augen fragend an.

„Georg ist ein freier Mann,“ sagte der Graf, „sein Geschlecht wird von ihm stammen.“

„Gehört er keiner edlen Familie an?“ fragte der Freiherr.

„Nein, doch er ist in meinem Hause erzogen.“

„Nun, immerhin,“ rief der Ritter, „auch unsere Häuser haben ihre Ahnherrn und Du, Georg, siehst ganz so aus, wie Einer, der sein Haus fest gründen wird.“ —

Die hellen Blicke des jungen Knappen antworteten ihm. Der Freiherr hielt seine Hand fest und sagte freundlich: „Ich möchte Dir gern viel Liebes thun, mein Sohn, ja ich möchte Dich mit mir nehmen, wenn der Graf es gestattet und wenn Du willst. — Mehr als einen wackeren Ritter habe ich erzogen und als Bannerherr des heiligen römischen Reichs und Kaiserlicher Hauptmann hier die goldenen Sporen angeschnallt. — Dort steht mein Neffe Franz, der war der letzte, aber er wird der erste zu meiner Ehre sein.“

Der Junker Franz neigte sein schönes lockiges Haupt dem Knappen. „Ich danke Dir auch,“ sprach er, „denn ohne Zweifel hat Deine kühne List meinen Onkel vor Verderben bewahrt. Wenn Du seinen Wunsch erfüllst, wirst Du in nicht minder guter Schule ritterlicher Lehren sein, als hier bei dem edlen Grafen von Dornburg, und einst werde ich als Freund und Waffenbruder gern meinen Bund mit Dir machen.“

„Was sagt Ihr dazu?“ fragte der Freiherr den Grafen.

„Georg ist ein freier Mann," erwiderte dieser, „und weil ich ihn erzogen habe von jung auf, kann ich gutes Zeugniß von ihm geben."

Der Edelknecht war verlegen und bestürzt. Er schlug seine Augen fast ängstlich auf und nieder, endlich aber sagte er bescheiden: „Ist es mir gestattet, hochgeborner Ritter, meine Meinung zu sagen und darnach zu wählen, so bleibe ich hier bei meinem edlen Herrn, dem ich so vielen Dank schulde und der sich meiner, als ich ein kleines Kindlein war, erbarmt hat. — Ich bin eine Waise und gehöre ganz zu diesem Hause. Sein Gebieter ist auch der meine, was er befiehlt ist mein Gebot und soll es immer sein."

„So bleib' denn," versetzte der Freiherr, „aber gedenke zu allen Zeiten, daß Du einen Freund im Schloß Eberswalde hast, und wenn irgend etwas Dich in Leid versetzt, so komm und klage es mir. Ist es möglich, so will ich es ändern.

Er schüttelte dem jungen Knappen nochmals die Hand und dieser ging bescheiden hinaus, nachdem der Graf ihn wieder belobt hatte. Jetzt erzählte der Priester, wie das kleine Boot von den wendischen Räubern verfolgt wurde, die vermuthlich den Knaben es büßen lassen wollten, daß er dem fremden Reisenden geholfen. Auch die Gräfin wußte viel Gutes von Georgs mildem Sinn und immer heiterer Dienstfertigkeit, der Graf erwähnte seinen Muth und seine Stärke, der Priester aber erwähnte nicht weniger, daß er in kurzer Zeit von ihm das Lesen gelernt und sogar Versuche gemacht habe, die Feder zu führen."

„Das ist ein Bursch," sagte der Freiherr vergnügt, „an dem Ihr Freude erleben werdet. Gewandt, schön und muthig ist er, wie ich selten einen sah; Alle wissen

nur Gutes von ihm; so thut es mir doppelt leid, daß ich ihm nicht den Ritterschlag geben soll."

„Den," sagte der Graf sich zu seinem Gaste neigend, „wird er niemals erhalten."

„Und weshalb niemals?" fragte dieser.

„Weil dazu die untadliche Geburt gehört."

„Hat er die nicht? stammt er von Leibeignen?" versetzte der Kaiserliche Hauptmann. „Es läßt sich vielleicht daran ändern."

„Es läßt sich nichts ändern," sagte der Graf. — „Unerläßliche Bedingung ist es, daß ein Ritter freie und deutsche Vorfahren habe, wenn auch der Adel nicht verlangt wird."

„Und wer sind dieses Knaben Eltern?"

„Ich weiß es nicht. Aber seht sein dunkles Haar, seht seine Augen an und ihr werdet seine Abkunft nicht verkennen. — Vor zwanzig Jahren führte mich der Krieg mit Herzog Mistislav weit ins östliche Wendenland und einst nach einem heißen blutigen Tage fand ich dort ein Kind, das wenige Tage alt neben erschlagenen Männern lag und kläglich schrie. — Ein Knecht hob die Lanze im Vorüberreiten und wollte es durchbohren, ich bedrohte ihn und befahl, mir das Kind zu bringen. Es lag in einem Weidengeflecht, wie die Wenden sie machen, und um seinen Hals trug es Goldfäden. — Ohne Zweifel war es das Kind irgend eines ihrer Vornehmen. — Und als ich es in den Armen hielt, war es still und legte die Händchen um meine Brust. — Du sollst nicht umkommen, wenn es möglich ist, rief ich, und so ward wirklich sein Leben gerettet."

„Gottes Lohn über Euch!" sagte der alte Ritter, „aber, armer Georg! kennt er die klägliche Geschichte?"

„Er weiß, daß er auf einem Schlachtfelde gefunden wurde und jede Mühe vergeblich war, seine Eltern zu entdecken; aber daß er wendischer Abkunft, weiß er nicht.“

„Und das wißt Ihr eben so wenig, würdiger Freund,“ rief der Freiherr eifrig; „denn immer bleibt es zweifelhaft, ob dennoch nicht deutsches Blut in ihm ist. — Sagt mir nichts von seinem Ansehn; es ist ein schöner stattlicher Bursch. Ein Wendenkind hätte nimmermehr so gedeihen können und wäre niemals so treu und fromm geartet herangewachsen.“

Der Graf von Dornburg erwiderte lächelnd: „So habe ich auch oft gesagt. Georg ist mir lieb, und redlich will ich für ihn sorgen, aber zum Ritter kann ich ihn nicht machen, so wenig, wie Ihr, lieber Herr. — Das könnte der Kaiser allein, dessen Schwert alles Blut adelt.“

Der Freiherr schüttelte betrübt den Kopf. „Armer Georg,“ sagte er, „wie soll er zum Kaiser kommen, oder der Kaiser zu ihm? Da muß er freilich Knecht bleiben sein Leben lang. Der Kaiser giebt den Ritterschlag selten und nur den Kindern von Fürsten und hohen Herrn, die es als eine besondere Ehre erbitten.“

So sprachen die beiden noch lange hin und her, endlich aber griffen sie zum Becher und zum Brettspiel. Der Junker Franz ging mit dem Fräulein und ihrer Mutter im Garten auf und nieder, und oben in dem hohen Thurmgemach saß Georg und putzte mit einem alten Wappner seines Herrn Rüstung. — Bei jedem Rostfleck seufzte der Alte, erzählte von vergangenen Tagen und wie es jetzt doch gar nicht mehr sei, wie damals, wo der gestrenge Graf keinen Tag ohne Helm und Panzer sein konnte.

Nach einer Weile sagte er dann: „Nun ja, die Zeiten sind vorbei. Jetzt drückt ihm der Stahl die Brust und er keucht in dem Kettenhemd, das er sonst so leicht trug, wie jetzt seinen Hauswams. Aber die Tage werden wiederkehren, wenn der Junker von Eichstädt erst hier wohnt."

„Noch wohnt er nicht hier, alter Schwätzer," sagte Georg.

„Aber bald," erwiderte der Wappner. „Es ist Alles richtig gemacht, dazu ist der Ritter von Eberswalde ja gekommen und der Pfaffe geschwind von seiner Reise zurückgekehrt. — Junker Franz wird unser Herr sein, ehe Du es denkst."

„Er wird nie mein Herr sein," rief der Knappe stolz.

„Warum nicht?" fragte sein Gefährte. „Er ist der schönste, wackerste junge Ritter, den ich je gesehen habe. Wie ein Löwe sieht er aus in seinen gelben Mähnen und seine Augen können Blitze schießen. Er soll so stark sein, wie kein anderer Mann im ganzen Lande. In allen Turnieren erringt er den Preis, und dabei ist er gütig und großmüthig, seine Hand ist immer offen. Ist das nicht ein Herr, der Dir auch gefallen kann?"

Der Edelknecht antwortete nicht. Mißmüthig warf er das Panzerstück fort, das er in den Händen hielt, und mit einen zornigen Blick auf den alten Diener ging er davon.

Der Alte lachte in seinen grauen Bart. „Das wurmt Deinen Ehrgeiz," sagte er, „und Du siehst aus Deinen Locken hervor, wie eine wilde Katze. Aber mein Bübchen, was hilft das Alles? Knecht bleibt Knecht, Ritter bleibt Ritter, und das kannst Du doch nimmermehr werden."

„Warum kann ich es nicht werden?" sagte Georg heftig mit dem Fuße stampfend. — „Mancher ist mehr geworden als das, Graf, Fürst und Kaiser sogar! und was rühmst Du den Junker mir zum Trotz? Ich sage Dir, ich werde auch die goldene Kette tragen, eine größere, herrlichere, als er sie besitzt, und wehe dem, der sie mir nehmen will."

Da schlug der Wappner ein lautes Gelächter auf, das aber schnell verstummte, als der Edelknecht den schweren Hammer ergriff und ihm den Kopf einzuschlagen drohte. — „Hätte ich nicht Schande und Unehre davon, mit einem Greis zu rechten," schrie er wüthend, „Du solltest bald fühlen, wessen Arm stärker ist, der meine, oder der Deines zukünftigen Herrn."

„Recht so," sagte der alte Mann bestürzt und erbittert, „schlage meinen Kopf ein, und zerbrich die Arme, welche Dich getragen haben, als Du zwei Spannen lang, ein hülfloses Kind warst, das ich Tage und Jahre pflegte, wie ein Vater seinen Sohn pflegt. Du nimmst einen hohen Flug; so beginne Deine Ritterschaft mit einem Mord an dem alten Wappenmeister, und laufe dann in die Wälder, um dort Kaiser zu werden."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn Georg fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit Thränen in den Augen. „Lieber alter Wolf," rief er, „Du weißt es wohl, ich hätte es nimmermehr gethan, aber ich liege im Fieber und das läßt mir keine Ruhe."

Mit diesen Worten lief er aus der Waffenkammer und Wolf sah ihm betrübt nach. — „Das alte Sünderblut brennt in seinem Herzen," sagte er dann, „das wendische böse Blut, das in ihm ist, und doch könnt' ich es ihm nimmermehr sagen. Wohl mag sein Vater

ein stolzer, tapferer Mann gewesen sein, das sieht man dem Kinde an, und" — hier lächelte er in Liebe zu seinem Zögling — mag man sagen, was man will, selten würde ein schönerer, edlerer Ritter sein Roß getummelt und sein Schwert geschwungen haben, als dieser, denn wer von Allen thut es ihm gleich? — Ach! armer Georg, warum bist Du keines Junkers Sohn? Warum bist Du nicht der Junker Franz?" — Er ließ den Hammer sinken, der die Beulen aus dem Harnisch trieb und dessen Schläge seine Worte begleitet hatten — „dann würde Georg hier Herr sein, der Graf sein Vater und die liebliche Siegelind" — „Du bist ein Narr, alter Wolf!" schrie er, und der Hammer fiel mit vermehrter Heftigkeit auf das Eisen.

Während er so beschäftigt war, sprang Georg die Wendeltreppe hinab, aber plötzlich blieb er an dem letzten der schiefen Fenster stehen, das nach dem Garten die Aussicht hatte. Dicht vor ihm unter dem Holunder saßen der Junker Franz und Siegelind. Der junge Freiherr heftete seine tiefblauen glänzenden Augen auf die schöne Erbin, und hielt die kleinen Finger ihrer Hand, wie sie sträubend auch zuckten, fest in der seinen.

„Das müßt ihr mir gestehen, theuere Siegelind," sagte er flüsternd. „Es sind in Franken, wie ich weiß, viele feine Herrn, ist es denn keinem gelungen sich Euch bemerklich zu machen?"

„Und was könnte es Euch nützen," erwiderte sie lächelnd, „wenn ich Euch zu meinem Beichtvater machte?"

„Viel, sehr viel, schöne Dame. — Laßt uns ein wenig ernsthaft sprechen."

„Sprecht," sagte sie, „ich werde Eure aufmerksame Zuhörerin sein."

„Ihr wißt, schöne Siegelind, was Eure Eltern und mein Oheim über uns beschlossen haben.“

„Ich vermuthe es,“ erwiderte sie.

„Und was sagt Ihr dazu?“

„Mein Vater hat über seine Tochter zu bestimmen.“

„Nein, liebe Siegelind, das genügt mir nicht. Ihr seid so schön und gut; ich fühle mich glücklich in Eurer Nähe, aber wärt Ihr schöner als die Königin von Saba, ich muß wissen, ob Ihr Euch auch in dem Gedanken glücklich wißt, mein eigen zu werden. Ja, ich muß wissen, Siegelind, ob nicht ein feiner Herr aus Franken oder Schwaben von des Kaisers Hof, wo man Minnelieder macht, mir zuvor gekommen ist.“

„Junker Franz!“ rief Siegelind erröthend — dann schwieg sie. Endlich aber begann sie leise: „Wenn Ihr es verlangt, so wißt denn: Es ist kein Ritter auf Erden, der sich rühmen könnte meine Huld erlangt, oder meine Farbe getragen zu haben.“

„O! tausend Dank, theuere Siegelind,“ rief der junge Mann, indem er ihre sträubenden Hände an seine Lippen führte. „Dann laßt es mich sein, nie soll es Euch reuen. Ich will Euch lieben und dienen, wie man edlen Frauen dient, mit Herz und Blut und Leben bis in den Tod.“

In dem Augenblick war es, als stiege ein Seufzer aus dem Boden herauf, ein leiser Schrei des Schmerzes, den der glückliche Junker nicht hörte. Aber Siegelind wendete sich erschrocken, und erbleichend sprang sie auf.

„Was fehlt Euch, liebe Siegelind?“ rief der junge Mann und faßte von Neuem ihre Hand.

„Laßt mich, o! laßt mich,“ sagte sie. „Ich weiß nicht was es ist, aber es zittert mir durch Kopf und

Brust. Es ist ein sonderbares Weh, das wird vorüber gehen; ich will zu meiner Mutter."

Der Priester Johannes trat aus dem Portal. Seine Schülerin schlüpfte rasch an ihm vorüber und der Mönch blickte fragend auf den Junker, der alle Seligkeit der Liebe in seinen leuchtenden Augen trug.

„Setzt Euch zu mir her, lieber Vater," rief er ihm entgegen, „damit ich einen Menschen habe, dem ich mein Glück vertrauen kann. — Sie liebt mich, Johannes; doch ach! Ihr wißt nicht, was das heißt, von einem so edlen herrlichen Gottesbilde geliebt zu sein."

Der alte Mönch senkte schweigend seine Augen, ein trübes Lächeln lief durch seine Züge. — „Ich kann empfinden, was Euch entzückt," sagte er. „Hat Siegelind Euch eine gütige Antwort ertheilt?"

„Sie that, was ich mir dachte," fuhr der Junker fort. „Sie nahm es übel auf, als ich um ihres Herzens Zustand fragte, dann gestand sie leise, Niemand habe je ihre Farbe getragen, und endlich, erröthend und beängstigt, wand sie sich los und entfloh. — So, lieber Vater Johannes, muß es sein. So stellte ich mir vor, müsse sie es machen, wenn ich ihr von Liebe spräche. Verschämt, verwirrt von einer mächtigen unbekannten Gewalt, beseligt und geplagt zu gleicher Zeit! — Mein Glück kennt keine Grenzen. Mir ist wohl, unermeßlich wohl, und doch fühle ich auch das Weh dieses Glücks."

„Wer hat Euch in den nordischen Wäldern solche schwärmerische Worte gelehrt?" fragte Johannes lächelnd.

„Wer es mich lehrte?" rief der Junker. „Als ob, wer ein Herz hat, nicht von ihm zur rechten Stunde auch zum Dichter geadelt würde. Wie oft habe ich in der grünen Heide gelegen und nachgedacht, wie die Dame

sein müsse, vor der ich Knie und Sinn beugen würde. Mancherlei schöne Gestalten zogen an mir vorüber in solchen Träumereien, und immer wies ich sie stolz zurück. An Herzog Bogislaws Hofe gab es auch Schönheiten, mein guter Johannes, doch keine konnte mich rühren. — Es schwebte vor meinen Blicken das dunkle Bild eines lieblichen, edlen Wesens, in welchem Milde und Stolz sich paarten. Demüthig und doch erhaben stand es oft vor mir, so groß, leuchtend und überirdisch, daß ich verzweifelte es je zu finden."

„Und nun plötzlich ist Euer Träumen Wahrheit geworden."

„Eine Wahrheit, deren unermeßliches Glück ich doch nicht ahnete. Ich bin in einen Zauberquell getaucht, wie sie im Lande Arabien fließen, wo ein Augenblick der Benutzung hinreicht, ein langes, seliges Leben zu führen."

„Aber man erwacht davon, ehe man es denkt," sagte der Priester.

„Ich werde nicht erwachen, mein lieber Johannes. Ich werde Siegelind mit derselben heißen Liebe lieben, bis dies Herz seinen letzten Schlag gethan."

„So müssen wir eilen, fuhr der Mönch lächelnd fort, „Euren Flammen die erste Nahrung zu geben. Laßt mich mit dem Grafen und Eurem Oheim die letzte Verabredung treffen, und morgen —"

„Nicht morgen," fiel der Junker ein. „Siegelind muß Zeit haben, das neue Gefühl ganz in sich aufzunehmen, und ich will wenigstens einen Tag noch, als Buße für mein Glück, in bangen und süßen Gedanken mich bewegen. — Sind wir verlobt, so ist das Glück eine Gewißheit, aber es ist auch schön, mein Vater,

jeden Keim zu pflegen und wandelbare Hoffnungen an einen Blick der Geliebten zu knüpfen."

„Niemand," sagte der Priester mit ernstem Tone, „soll auf Hoffnungen bauen, die trügerisch wie Well und Wind schon manches frohe Lebensschiff scheitern ließen."

„Wollt Ihr mir Unheil prophezeihen?" rief der Junker lachend und sprang auf. „Das sollt Ihr nicht. — Ein reiches, schönes Leben liegt vor mir. Wollte mich der Hohenstaufe auf seinen Thron setzen, um alle seine Größe, um seine goldne Krone und seinen Ruhm gäbe ich nicht auf, was mein ist."

Er ergriff den Arm seines alten Freundes, und zog ihn im heitern Sprechen mit sich fort durch die schattigen Gänge.

4.

Am andern Morgen zog Junker Franz aufs Waidwerk hinaus in den wilden Tann. Er hatte es mit dem Knappen Georg ausgemacht, daß dieser ihn allein begleiten solle sammt einem Buben, der ihre Rosse in Verwahrsam nahm, als sie das weite Heideland durchsuchten. — Es war, als wollte der Junker seinem Glück an Rehen, Wildschweinen, Füchsen und Wölfen einen Ableiter geben. Er konnte es nicht satt werden ihnen nachzusetzen, und war unermüdlich schnell, fast schneller als die lechzenden Hunde, im Dienste Dianas. — So ging manche Stunde hin, und er sprach kaum ein Wort zu seinem Begleiter, der ihm getreulich zur Seite blieb und, weil er den großen Wald genau kannte, ein trefflicher Schutz gegen Verirrungen war. — Der Junker mit seinem weithallenden Jagdruf zog immer vorauf, er schwang den Spieß und schoß Pfeil auf Pfeil von der Armbrust,

bis nichts mehr zu verschießen war. — Bei aller seiner gerühmten Jägerkunst und Stärke hatte er aber doch wenig erbeutet. Endlich, als die Sonne hoch stand und er lange vergeblich einen Hirsch verfolgte, warf er sich im Schatten einer ungeheuren Eiche nieder. An dem untern Rande eines Hügels stand diese und rund umher breitete sich eine jener lieblichen Waldeinsamkeiten aus, wie sie häufig in diesen Wäldern noch jetzt zu treffen sind. — Umsäumt von sanften mit Buchen und Eichen dicht bewachsenen Höhen lag ein großer See, aus dessen Spiegel Himmel und Erde wiederstrahlte. Geröhr faßte ihn ein, duftiges blumengesticktes Wiesengelände lief daran hin, und am Rande der Gebüsche weidete eine gefleckte Heerde edles Damwild ganz sicher und sorglos, als gäbe es keine Gefahr für sie.

Der Junker Franz trank durstig aus dem Wiesenquell, der am Hügel leise über den Kiessand floß, dann streckte er sich lang aus, daß sein langes gelbes Haar über den Rasen flog, und rief dem nahenden Gefährten zu: „Laßt uns hier verweilen, lieber Gesell, und holt was Ihr habt aus der Jagdtasche. Mags genug sein für heut mit allem Jagen. Hirsche und Wölfe sind auch Geschöpfe Gottes, ja käme eines mir jetzt dicht vor den Speer, ich würde es doch laufen und leben lassen."

So mild gestimmt warf er sich über die Vorräthe, welche Georg hervorzog, und beide hielten ihr einsames Mahl wohlgemuth und einträchtig. Der junge Ritter war heiter und lachlustig, sein Gefährte höflich und unterwürfig, wie es dem Diener geziemt, aber er war vielleicht mehr als nöthig ernsthaft und zurückhaltend und wollte in den Scherz des Freiherrn gar nicht eingehen.

„Was fehlt Euch denn, Georg?" sagte dieser end-

lich, „Ihr eßt nicht, ihr lacht nicht, und ich wollte doch Ihr thätet beides. Wer hat es Euch angethan? Etwa eine Dirne? Bekennt es, ich will Euer Vertrauter werden."

Der Edelknecht schlug sein großes, dunkles Auge feurig auf und murmelte einige hastige Worte, Franz aber lachte über seine Verlegenheit. — „Laßt es gut sein, lieber Gesell," rief er, „und wenn es nicht wahr ist, so vergebt mir. Seh ich jetzt einen Menschen nachdenkend, so kommt es mir vor, er müsse verliebt sein."

„Ihr seid es also wohl, edler Junker?" fragte Georg.

„Bis an die letzte Haarspitze," versetzte dieser, „und weshalb sollte ich es Euch verschweigen? Ihr seid ein paar Jahre jünger als ich, aber wenn Ihr auch noch niemals liebtet, Georg, so wißt Ihr doch, daß es ein Gesetz auf Erden giebt, nach welchem eines Mannes ganzes Leben plötzlich von einem anderen fremden Leben gefesselt und umwunden wird. — Das werdet Ihr auch einst kennen lernen," fuhr er ernster fort, „und weil ich Euch wohl will, so sollt Ihr mir versprechen, kein unrecht Ding mit Eurem Herzen und andrer Herzen zu treiben."

„Wie meint Ihr das, Herr?" sagte der junge Knapp.

„Seht, Georg," fuhr Franz fort, „ein Mann soll nie um eines Weibes schönen Leib vergessen, daß sein höchstes Gebot die Ehre ist; so lautet ein alter Ritterspruch. Mancher hat das schon bereut, und Mancher wird es noch bereuen. — Liebt Ihr, so sei es ein Weib, das edel und sittig in allen Dingen ist." — „Du nun, Georg," sagte er mit herzlichem Tone und gab ihm die Hand, „Du bist ein junger Gesell, der mit dem Schwert in der Hand in die Welt tritt und von ihr sein Glück begehrt. Wer steigen will, muß seinen Blick in den Him-

mel richten, nicht den Boden durchsuchen und in den Winkeln stöbern. Was er da finden kann, paßt nicht für sein Begehr. Weil ich nun glaube, Du wirst einen hohen Flug nehmen, so versprich mir Dein Herz zu bewahren vor allem unedlen Thun, auch vor Weiberliebe, die Dir nicht anständig. Suche die Höchste und Edelste zu erringen, oder stirb, wenn es Dir mißglückt, das muß Dein Wahlspruch sein. Willst Du das geloben?"

„Das will ich geloben und schwören!" rief Georg freudig.

„So ist es recht," sagte der Junker, „und wenn Du mit vollem Manneswillen dabei bist, so wird es gelingen; wenigstens wird immer die Ehre mit Dir sein. — Ich aber bin Dein Helfer," fuhr er fort. „Wo es auch sein mag, ich will getreulich für Dich kämpfen; wir wollen Freunde bleiben im Leben und im Tode."

Er schüttelte ihm beide Hände und sagte dann lächelnd: „Ich brauche auch einen Freund, Georg, neben einander wollen wir aufrichtig stehen. — In der unruhigen Zeit, in welcher wir leben, gilt es mehr als je, treu zusammenzuhalten. Was ziehen die Narren nach dem heiligen Lande? giebt es doch auf der deutschen Erde genug zu thun, um seine Sünden abzubüßen! — Hast Du Helm und Schild erst, so führe ich Dich an den Hof der Markgrafen; dort braucht man tapfere Arme und belohnt sie. Man frägt nicht nach den Ahnen, wenn die Thaten sprechen, und herrenloses Land ist genug vorhanden, um den Ehrgeizigsten satt zu machen. — Dafür laß mich sorgen, thue Du nur das Uebrige, und wenn einst von Deinem Thurme Dein Wappenzeichen weht, dann tritt an die Stolzeste und blick ihren Sippen dreist in das Gesicht. Ich werde bei Dir sein und Deine Hand

halten, Dein Glück wird mein Glück, Dein Schimpf mein Schimpf sein."

„Ihr seid voller Güte gegen mich," sagte Georg verwirrt, „und ich weiß nicht, womit ich es verdiene."

„Weiß ich es doch selbst nicht," sprach der Junker, „aber ich habe Dich wie einen Bruder lieb, und möchte Alles mit Dir theilen. So öffne ich Dir auch mein Herz ganz vertrauungsvoll," fuhr er fort, „will Dich wissen lassen, wie es darin aussieht. — Man nennt mich sonst wohl stolz, ernsthaft und kalt, auch habe ich nie einen Menschen gehabt, der mein Vertrauen besessen hätte; Du hast es nun ohne daß Du es willst, also weise mich nicht zurück." — Er setzte sich näher zu ihm und fuhr dann fort: „Was ich Dir wünschte, lieber Freund, habe ich schon gefunden, denn leichter und besser meint es mein Schicksal mit mir." —

„Ihr sprecht von Siegelind," sagte Georg.

„Und von wem könnte ich sonst wohl sprechen? Erzähle mir von ihr, Georg, sage mir Alles was Du weißt. Ich dürste danach von ihr das Unbedeutendste zu hören."

„Ihr wißt," fiel der Knappe ein, „daß die edle Jungfrau erst seit einigen Monaten hier verweilt."

„Und Du hattest keine Augen und hast keine Zunge, um, wenn Du sie eine Stunde sahst, tagelang von ihr zu erzählen? — O! wäre ich an Deiner Stelle gewesen."

„Ihr werdet bald an meiner Stelle sein," sprach Georg.

„Ich werde sie heimführen, ehe der Mond wieder voll wird," rief der Freiherr, „dann beginnt ein neues Leben für mich. — Sie liebt mich, und diese Liebe wird mich weibisch machen."

„Sie liebt Euch, wißt Ihr das?“

„Könnte ich sonst froh sein? — Gestern war die Laube im Burggarten Zeuge meines Glücks, und am Abend wiederholte Siegelind heimlich ihr Geständniß.“

„That sie das?“

„Sie floh, wenn ich ihr nahte, sie erröthete, wenn sich unsere Blicke trafen, sie verwirrte mehr als ein Mal ihre Rede, wenn sie mir antworten sollte. Ich leerte den Becher der Seligkeit bis auf den Grund. O! mein Freund, das kennst Du nicht. Es ist so süß und wonniglich, in eines Mädchens holdem Verstummen und Entweichen die Ursach lächelnd zu enträthseln.“

„Und sie antwortete Euren Liebesworten?“

„Ich sage Dir, nein,“ rief der Junker. „Du hast keinen Sinn für die Künste der Mädchen, bis einmal Deine Stunde kommen wird. — Was können Worte dabei thun?“

„Auch die Worte werden kommen,“ sagte Georg.

„Sie wären heut schon erfolgt, lieber Gesell,“ fuhr Franz fort, „wenn ich es nicht mit meiner Flucht in den Wald gehindert hätte. — Der Graf und mein Oheim wollten die Versprechung in der Morgenstunde, der Priester hat die Schrift aufgesetzt, ich aber will die Neckerei der Liebe verlängern. — Heut giebt es noch ein Sperren und Entweichen, ein Suchen und Erglühen, morgen schließe ich sie frank und frei in meine Arme vor allem Burgvolk beim Blasen der Trompeten. Da ist es mit der Heimlichkeit aus, und alle Liebesnoth hat ein Ende.“

„Sehnt Ihr Euch denn so nach der Noth?“ rief Georg. „Sie kann kommen, ehe Ihr es denkt.“

„Nimmst Du keinen größeren Antheil an mir und Siegelind, als durch Spott?“ sagte der Junker verdrieß-

lich, „so will ich schweigen.“ — Er stand vom Boden auf, nahm seinen Spieß und beide Jünglinge sahen sich einen Augenblick fragend an.

Endlich rief der Ritter lachend: „Du bist ein Widerspiel der Natur. Du hast einen schönen stolzen Leib und Augen mit südlicher Glut und Keckheit, aber es ist als wärst Du aus Eis gemacht. Wart, guter Freund, Siegelind soll Dich bekehren. Wenn Du uns besuchst einst und bei uns ausruhst, soll sie mit ihrem lieblichen Wesen Dein Herz in Unruhe versetzen, und Dir Lust machen es mir gleich zu thun.“

„Ich hoffe nicht,“ sagte Georg, „daß das nöthig sein wird; auch bin ich nicht im Herzen Eis oder Stein. Wohl erkenne ich die Schönheit und den Liebreiz der edlen Jungfrau, welche Gottes Engel zu jeder Zeit hüten mögen. Ja, sie ist eine Sonne in diesem wilden Lande, die Leben und Segen bringt“ — nun begann er zum Lobe Siegelinds eine feurige Rede, die der Junker mit steigender Lust hörte.

Er schritt neben seinem Gefährten her und verlor kein Wort davon. Fragen wechselten mit Fragen, beide Jünglinge ergänzten sich in dem, was sie sagten, und so wurde der lange Weg gar kurz, daß Junker Franz fast zürnte, als sie den Buben mit den Pferden in der Nähe sahen.

„Mein Freund und Bruder,“ rief er, „Du hast meinem Herzen wohl gethan. Wie herrlich ist es, seine Geliebte preisen zu hören auch aus anderem Munde! Nimm meinen Dank, bald soll Dir Siegelind selbst danken, denn, wenn etwas meine Liebesglut erhöhen könnte, so war es Deine Rede, die begeistert zu ihrem Ruhme von Deinen Lippen floß.“

Da erlosch das Feuer in Georgs Blicken, und wenn Franz von Eichstädt in diesem Augenblick seinen Jagdgesellen angeblickt hätte, würde er gemeint haben, dieser sei plötzlich heftig erkrankt. Der Edelknecht bückte sich aber tief nieder zu dem Geschirr der Rosse und hielt dem Ritter den Bügel, dann schwang er sich auf sein eigen Pferd und trieb es mit solcher wilden Hast, als wolle er eher noch als der verliebte Junker bei der schönen Braut im Schlosse sein.

5.

Spät Abends trat der Mond groß und still über die Waldberge und warf sein feines Licht auf Land und Schloß. — Die stolzen Thürme stiegen schlank in den lichtvollen Himmel, die breiten Wasser blitzten in dem duftigen Schein; Schatten, welche schwarz und schwer das Hellbeleuchtete einfaßten, zogen Rahmen darum bis in weit verschwindende Fernen. Und jeder Baum und Strauch, an dem das silberne Funkeln niederfloß, fand seinen Gegensatz in der Nacht, welche unter seinem Geäst lag. Ein geheimnißvolles Schweigen strömte mit diesem milden todten Lichte nieder, es brachte den Schlaf und den Frieden. Die Thiere ruhten im Walde, der arme Knecht schlief sicher in der elenden Hütte, das weite Schloß und seine Wächter fürchteten nichts von den wendischen Räubern, und selbst des Thürmers Leuchte schien erloschen, denn in solcher lichten Nacht war von eines Feindes Bosheit nichts zu fürchten. — Da aber, wo der Laubengang des Gartens das Ufer berührte, lag ein Söller über den Wellen hinaus. An der Landseite dicht umzogen vom Geflecht des wilden Hopfens, dessen Ran-

ken ein Dach auf ihm bildeten, wuchs, wo die Wellen sein Pfahlwerk benetzten, hohes Schilf über das Geländer. — Der Mond sah durch die leise schwankenden Blätter und spielte mit Licht und Schatten über die Gestalt im dunklen Gewande, welche auf der niederen Bank saß, und das leise Fächeln der Lüfte führte das Geflüster schnell davon, das aus diesem Versteck von Zeit zu Zeit hörbar wurde.

Plötzlich riß ein stärkerer Windzug die leichten Ranken weiter auf und das volle Licht fiel auf Siegelind, vor der mit strafendem Gesicht der Mönch Johannes stand. — „Was Ihr auch sagen mögt," sprach er, „es war thöricht und verwegen gehandelt. — Dachtet Ihr nicht an Eure Pflichten, dachtet Ihr nicht an den Schmerz und Zorn Eures Vaters? — Wenn er es je erführe, was würde aus Euch und was aus dem Unbesonnenen werden, der der Theilnehmer dieses Frevels ist?"

„Halt, mein Vater," erwiderte Georg, der jetzt aus dem finstern Schatten trat, „warum wollt Ihr uns so schwer bedrohen? Was thaten wir? Und ist es denn nicht genug," setzte er leiser hinzu, „daß es das letzte Mal ist, wo ich sie sehen werde?"

„Du wagst es, Dein Vergehen zu entschuldigen?" versetzte Johannes. „Ist eine nächtliche Zusammenkunft mit der Tochter Deines Herrn nicht ein Verbrechen, das Deinen gewaltsamen Tod nach sich ziehen muß? Thörichter Knabe! soll Dein Leib im Kerker verfaulen und Siegelind ihr junges Leben in einer Zelle vertrauern?!"

„O!" rief Georg mit Heftigkeit, „sie wären grausam genug dazu, und was ist unsere Schuld? — Als Siegelind in dies Schloß kam, war ich ihr Diener und auf allen Wegen, durch meines Herrn Huld, ihr Be-

gleiter. — Hier wohnet kein Wesen, dem sie ihre Freundschaft schenken konnte; ich gewann sie und man ließ es geschehen. — Auf diesem Söller saßen wir oft sprechend und scherzend, Niemand hinderte es. Endlich fanden wir uns hier ohne Verabredung auch an Abenden wieder, und wir sprachen weiter, wie wir es gethan."

„Und dachtest Du nicht daran, daß Sitte und Gebot dies verdammen? daß eine frevelhafte Leidenschaft in Dein Herz zog? daß eine tiefe Kluft zwischen dem Knecht und der Grafentochter liegt?"

„Dem Knecht!" rief Georg sich aufrichtend. „Ich bin ein freier Mann, mein Vater, bald werde ich Helm und Sporen tragen, um eines Kaisers Tochter kann ich dann werben."

„Ist das die Triebfeder Deines Stolzes," erwiderte der Mönch, „nun so wisse, Knabe, daß es eitel Lüge ist. Ein Knecht wirst Du bleiben bei den Knechten Dein Leben lang, denn an Deinem Blute haftet Makel. Wer kann Zeugniß für Dich geben, daß es nicht Wendenblut sei, was drinnen fließt? Kein Mann hier im Lande, und wäre er noch so edel, kann Dich zum Ritter machen, und Du, der Knecht, dem man mitleidsvoll es bisher verborgen hat, was seine Schande, du wagst es Deinen Herrn und Wohlthäter zu beschimpfen? Du wagst es einen edlen Freiherrn zum Tode zu beleidigen, heimliche Zusammenkunft zu haben mit seiner Braut, für welche Du frevelhaft sündliche Neigung trägst?"

Lautlos hatte Georg den Mönch angehört; als er schwieg, schöpfte er tief Athem. „Ist das wahr, was Ihr sagt?" rief er leidenschaftlich.

„Beim heiligen Kreuze!" sprach Johannes.

„So sei mir Gott gnädig!" sagte er verzweifelnd.

„Ja wisse, Mönch, Du hast mein Leben gut getroffen Das war mein Stolz und mein Trost, der Abglanz aller meiner Hoffnungen. — Was kümmert mich der Graf und der Junker Franz, was schiert es mich, ob ich ihn beleidigte. In seine Hand habe ich geschworen einen hohen Flug zu nehmen zu der Edelsten und Schönsten im Lande, und ich that dies, ehe ich schwur, ohne daß ich es wußte. — Jetzt weiß ich es. Ja, mein Herz neigte sich zu dieser schönen Jungfrau, ich sage es laut und würde es aller Welt sagen, möge sie mit Abscheu sich von mir wenden, möge sie mich verdammen und martern. Ich liebe Dich, Siegelind, ich werde Dich ewig lieben, und wärst Du des Kaisers einziges Kind, Du kannst es mir nicht wehren! — Jetzt stoße mich hinaus, verlache den wendischen Knecht, rufe die Männer von edlem Blut herbei und laß mich zum Tode führen. Ein verachteter Knecht, Gottesmutter! ich ein verachteter Knecht!“

Er wollte sich entfernen, als Siegelind rasch aufstand und seinen Namen mit bebender Stimme rief. „Georg,“ sagte sie, „ist das Deine Liebe, daß Du so niedrig von mir denken kannst? — Du liebst mich und was hindert mich zu sagen, daß ich Dich liebe? — Wenige Minuten noch und ich werde Dich nicht mehr sehen. Morgen werden die Trompeten schmettern, wenn ein ungeliebter Mann seine Hand auf mein Herz legt und seine Lippen auf die meinen. Aber kann das mich hindern Dich immer treu zu lieben? — Ich folge dem Gebot meiner Eltern, sie schalten über meinen Leib, meinem Eheherrn werde ich eine treue Hausfrau sein, aber meine Seele gehört Gott und Dir. So lebe wohl, Georg, lebe wohl und liebe mich. — Zieh wohin Du willst, mein

Segen soll Dich geleiten, und dies sei ein Andenken, das trage und denke mein, wenn Du es anblickst." — Sie riß das kleine Kreuz von Elfenbein, das am Bande um ihren Nacken hing, ab und reichte es Georg, der vor ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt. — Plötzlich drückte er einen Kuß heftig und schnell auf ihre Lippen und sprang in den Garten, wo er unter den Bäumen verschwand. Nach einigen Minuten folgten ihm der Priester und Siegelind. Es rauschte in der dichten Wand des Hopfens, sie hörten es aber nicht. — Johannes redete eindringlich mit dem schönen Mädchen, die ihm kurze und bestimmte Antworten gab. „Thut Eure Pflicht, mein Vater," sagte sie. „Erzählt was geschehen, oder schweigt, es mag kommen, wie Ihr wollt. — Ich habe von Georg einen ewigen Abschied genommen, das weiß ich. Morgen werde ich mit dem Junker Franz verlobt, ich kann es nicht ändern. Schickt mich in ein Kloster, ich werde auch damit zufrieden sein. Gute Nacht, Johannes, überlegt was das beste sei."

Der alte Mann stand vor dem Portale still und blickte schweigend zu der reinen Himmelsbläue empor. — „Du Herr der Welt auf Deinem unermeßlichen Throne weißt es am besten, was hier geschehen soll. — Leite Du sie aus dieser Trübsal. Ach! wie kummervoll sind ihre Herzen, und ihr Leben ist so jung, so schön und hoffnungsvoll. — Arme Kinder," rief er seufzend, „o! wir armen Menschen, wann, Du Allmächtiger, wann wird der Tag kommen, wo alle Wesen frei und glücklich sind?!"

Am nächsten Morgen war der Burghof voller stattlicher Rosse und reisiger Leute. Mehre Edelherrn und Damen aus der Umgegend waren gekommen; auch die

Lehnsleute des Grafen fanden sich ein, und vor dem Hause des Maiers luden die Wenden große Vorräthe ab, welche sogleich in die Küchen geschafft wurden, wo gewaltige Feuer loderten. Dazu waren Brauhaus und Keller geöffnet. Heut war ein Festtag, die Leibeigenen selbst empfanden das. Die Peitsche des Schaffners bedrohte sie nicht, statt dessen erhielten sie gefüllte große Krüge, um auf das Wohl ihrer gestrengen Herrn, die plötzlich gütige Herrn geworden, sich zu betrinken.

Und drinnen in den Pfeilersälen des Schlosses lagen Teppiche ausgebreitet; Eichentische waren in langen Reihen aufgestellt, voll blanker Trinkgefäße und bauchiger Flaschen. — Herrn und Damen lustwandelten auf und nieder, auf einem Gerüst aber standen vier Männer in des Grafen Farben mit Posaunen und Trompeten, deren Zweck wohl bekannt war. Auch lehnten an den Thüren Wappner mit schöngestickten Binden geziert und im Hintergrunde waren Schranken errichtet, wo die Dienstleute und das Hausgesinde seinen Platz nahm.

Endlich erschien der Graf im reichen Sammetkleide mit Puffen und Besätzen, wie es bei hohen Festen von vornehmen Herrn an Fürstenhöfen getragen wurde. Nicht minder schön waren die Damen geschmückt. Siegelind ging an der Hand ihrer Mutter, ganz in schwerer weißer Seide, die mit goldnen Blättern und Ranken durchwirkt, und über ihr Haar lag ein kostbarer Spitzenschleier von Goldfäden und Arabesken durchzogen. — Da staunte wohl Jedermann über die schöne Braut und beneidete den Glücklichen, der sie heimführen sollte. — Dieser folgte mit seinem Oheim, und gewiß war sein kriegerisch stolzer Anblick nicht minder prächtig und Neid erregend. Ein Panzer von polirtem Stahl umschloß

den Leib des Ritters. Ganz sicher war das ächt mailändische Arbeit, denn so kunstvoll und fein verstand es Niemand sonst reiche goldene Zierathen in das harte Erz zu legen. — Dies reichte hinab bis zum geharnischten Fuß, das Haupt allein blickte frei und kühn aus der klingenden Hülle. Um seine Brust lag eine mächtige Goldkette und über den Rücken floßen die langen gelben Locken als ein königlicher Schmuck, den wenige Sterblichen mit ihm theilten. — Zuletzt kam der Mönch Johannes, Pergamentrollen in seiner Hand, und hinter ihm folgten die Mannen des Grafen in ihren besten Kleidern mit Fahnen, Wappen und bewimpelten Lanzen.

So standen sie nun auf dem großen Teppich aus Venetia, in welchem Heiligengeschichten in bunten Farben prangten, und als das laute freudige Hoch verklungen war, das ihnen von allen Anwesenden gebracht wurde, sprach der Graf und that seine Absicht kund, sein einzig Kind mit dem Freiherrn zu vermählen. In seiner wohlgesetzten Rede berührte er auch leise, daß kein männlicher Erbe ihm gegeben sei, dann aber pries er den Eidam, den er sich gewählt und gab endlich dem Priester einen Wink, daß dieser vortrete und die Ehepakten lese. Während Johannes die Rolle entfaltete, nahm der Graf seiner Tochter Hand, der Kaiserliche Hauptmann ergriff die seines Neffen, so führten sie ihre Kinder sich entgegen, und eben setzten die Trompeter ihre Instrumente an den Mund und wollten die Jubelfanfare beginnen, als der junge Freiherr plötzlich vortrat und sich verneigend zu sprechen begann.

„Edler Herr und Graf,“ sagte er, „wohl preise ich mich glücklich für alle die Huld, welche mir widerfährt, und meine Hand ist bereit ein heiliges Gelöbniß

abzulegen, doch ehe ich dies thue, muß ich erklären, daß ein ander Gelöbniß mir besondere und strenge Pflichten auferlegt."

„Welche Pflichten sind es, die Ihr meint?" fragte der Graf und Alle blickten erstaunt auf den Junker.

„Es ist mein Gelöbniß," fuhr Franz fort, „ehe Siegelind von mir heimgeführt wird, das heilige Land zu besehen und an des Erlösers Grab Vergebung meiner Sünden zu suchen."

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Der Graf von Dornburg trat erschreckt zurück. Ein Murmeln lief durch die Versammlung. Die Gräfin faßte bestürzt ihrer Tochter Hand mit tröstender Theilnahme, der alte Ritter aber rief mit Heftigkeit: „Bist Du toll geworden, Franz! Seit wann ist dieser Vorsatz in Dir erwacht? Es ist unmöglich, daß Du, der gestern noch sehnsüchtig diese Stunde herbeiwünschte, nun auf Jahre sie hinausschieben willst."

„Mein Vorsatz ist fest und wohl erwogen," erwiderte der Junker. „Zu Gottes Ehre leide ich; zu seinem Ruhme will ich entsagen. — Mein Gelöbniß will ich halten hier und dort, gewiß aber wird Niemand mich hindern wollen, zu des Kaisers Fahnen zu stoßen, das Kreuz auf meine Brust zu heften und Christi Banner zu tragen."

Das wagte auch Niemand. Die Begeisterung des Glaubens war längst bis in diese fernen Gränzmarken gedrungen. Ritter und Grafen hatten Züge ins gelobte Land gemacht; Markgraf Albrecht selbst war hingepilgert und viele Edle mit ihm. Ja, man begreift es, wie der Geist plötzlich über den Junker gekommen und wie er ihn trieb zu Gottes Ehre seinem schönsten Glücke zu

entsagen. Manches Auge glänzte in Thränen und manches Herz schlug im ähnlichen Verlangen. Gott will es haben! war der alte fanatische Ruf, mit dem man die theuersten Bande zu zerreißen gewohnt war, und auch hier ließ er sich hören. Mit Bewunderung blickte man auf den jungen Helden, der, wie eine Bildsäule von Erz in seiner glänzenden Rüstung stand und seine stolzen Augen auf die Menge heftete.

„Ist das Euer fester Wille und Entschluß, mein Sohn?" sagte der Graf, „so müssen freilich die Menschen mit ihren Wünschen den Befehlen Gottes weichen. Zieht hin und Gott geleite Euch. — Siegelind soll sich als Eure Braut betrachten und auf den Tag hoffen, der Euch zurückführt. Ihr schlagt ihrem und unsern Herzen eine tiefe Wunde, allein die Zukunft wird diese heilen und endlich Alles zum Guten leiten."

Nun erfolgte der feierliche Verlöbnißakt ungestört, aber es war doch eher ein Fest der Trauer als der Freude. — Der Graf war an Verbergung seiner wahren Empfindungen gewöhnt genug, um sich nicht offen merken zu lassen, wie sehr ihn diese plötzliche Täuschung schmerze. Er war so viele Jahre lang ein heftiger Gegner der Kreuzzüge gewesen, als verderblich für das Oberland und für Deutschland insbesondere; er spottete des Wesens, verachtete den Pfaffentrug, haßte den Kaiser, nun mußte er es erleben, daß ein Jüngling, dem er so viele Ueberlegung und Klugheit zugetraut, vom Geiste der Schwärmerei ergriffen wurde, und er war geneigt, dies für ein Werk des Teufels zu halten, wenn er bedachte, wie und wann es geschehen konnte. — Er sann nach, wodurch es entstanden sei, aber er bestärkte sich in seinen Muthmaßungen, als Franz auf seine herzlichen Fragen ihm

einsilbig antwortete: daß er in der Nacht eine Erscheinung gehabt habe, die zu entsetzlich sei, als daß je eine Silbe davon über seine Lippen kommen werde, diese Erscheinung habe ihn zu seinen Entschlüssen geführt. — Die Art, wie die Augen des Junkers bei dieser Erzählung rollten, wie seine Lippen bebten und sein ganzer Körper krampfhaft zu zittern begann, schienen die Zeichen eines Entsetzens, das nur ein fürchterliches Gespenst, oder der böse Feind selbst bewirken konnte. — Vergebens war es auch einen fröhlicheren Ton anzustimmen, als die Tafeln ihre Gäste empfingen. Der Junker saß steif und stumm neben der geschmückten Braut und diese schien ihre Rolle mit der ihres unglücklichen Verlobten vertauscht zu haben. Sie redete freundlich zu ihm, doch seine Antworten waren abgebrochen und kalt. Seine Düsterheit theilte sich der ganzen Versammlung mit und als die Gäste das Schloß verließen, mochten sie sich froh dünken, seinen Hallen entronnen zu sein. Die Zurückbleibenden wurden aber fremder und verstimmter. Traurig bestieg der Kaiserliche Hauptmann schon am nächsten Morgen sein Pferd, um nach Eberswalde zurück zu reiten, doch der Graf von Dornburg machte noch einen Versuch im Verein mit dem Priester Johannes, den Entschluß seines jungen Eidams zu verhindern.

Als der Junker gerüstet in den Saal trat, waren seine Mienen mild und sein Auge freundlich. Er beugte sich lächelnd vor seiner Verlobten, ergriff deren Hand und redete, wie ein junger Ritter redet, der einen langen zweifelhaften Abschied nimmt.

„Ihr werdet meiner gedenken, theuere Siegelind,“ sagte er, „und ich werde Euch nie vergessen. Eure Farbe an meinem Banner wird mich zum Siege leiten,

Euer Name soll in der Schlacht auf meinen Lippen sein; in aller Noth und Gefahr werde ich zu Euch rufen, bis an den Tag —"

„Wo sie Euch im Brautschmuck empfangen soll," fiel der Graf hier ein. „Doch, Franz, kann es nicht noch viel leichter der Wittwenschleier sein, den sie bald um Euch tragen muß, und soll ihr Auge roth und trübe werden in der langen Herzenstrauer? Warum wollt Ihr so viel Leid auf die bringen, welche Euch liebt? Bleib bei uns, mein Sohn, bleib bei uns, Franz. Ich habe ja nichts als dies Kind und Dich. Reiß Dich nicht von unsern Herzen. Jedes Wesen strebt nach Glück und Frieden, warum willst Du in das ferne Land, in seinen sengenden mörderischen Himmel, unter die giftigen Pfeile der Sarazenen fliehen, statt hier in zwei weiche Arme, an eine Brust voll Liebe zu sinken?!"

Der Ritter stand schwankend und gesenkten Hauptes, nur zuweilen warf er einen scheuen Blick auf Siegelind. O! es hätte wohl nur eines zärtlichen Flehens bedurft, und er hätte den Stahlhelm in den Winkel geworfen; aber die edle Jungfrau stand ihm gegenüber stumm und starr, und die Röthe des Lebens wich langsam aus ihrem Gesicht.

„Welches Glück des Hauses und der edelsten Freuden erwarten Euch, wenn Ihr bleibt, mein Sohn," sagte der Mönch; „welchen Kummer laßt Ihr zurück, wenn Ihr geht! Wohl ist es ein heiliges Werk, für Gottes Ehre und seines Sohnes heiliges Grab gegen die wilden Heiden zu streiten; allein viele Tausend tapfere Kämpfer sind schon dazu vereint."

„Ich habe ein Gelübd gethan," murmelte Franz.

„Ich spreche Euch los davon, Freiherr von Eich=

städt," sagte der Priester. „Hier steht die edle Magd, der Ihr gestern ein hohes Himmelsgelübd geleistet, sie zu beglücken. — Und wollt Ihr Euer Wort lösen, wollt Ihr Euer ritterlich Schwert im Kampfe gegen die Verächter des Christengottes prüfen, so zieht hinauf in das heidnische Preußenland an der Ostsee, wie dies viele wackre Ritter thun. Streitet dort im Namen Christi, oder besinnt Euch wenigstens ein Jahr. Ein Jahr, edler Herr, dann seht zu, ob Euer Wille nicht besiegt wurde."

„Welcher Teufel hat Dein Herz vergiftet, Franz?" rief der alte Herr von Eberswalde. „Sage an, sage es an, Du Grillenfänger. Um aller Heiligen und Deiner selbst willen, zerstöre Dein Glück und Leben nicht. — Habe ich darum Dein Schloß in Kolbatz neu aufputzen lassen von der Zinne zum Keller, damit die Spinnen darin wohnen sollen? Nimm was ich habe, Franz, es ist Alles Dein, aber gehe nicht von uns. Dort ist Dein Platz, dort, am Herzen Deiner Verlobten. Siegelind, mein Herzenskind, nimm Deine weiche Hand und halte ihn fest, er soll und darf nicht gehen."

Aber Siegelind regte sich nicht und hielt ihn nicht. Sie breitete langsam die Arme aus, mechanisch nach dem Gebot, und sah ihn an mit Blicken, in denen kein Schmerz und keine Liebe zu lesen war. — Ein ungeheures Weh zitterte durch die Nerven und Muskeln des Junkers. In seinen heißen, unstäten Blicken lagen alle Qualen, welche seine Seele folterten.

„Ich kann nicht," rief er endlich, „und käme der Erlöser selbst herab, ich kann nicht." — Dann raffte er allen Mannessinn und Stolz zusammen und sagte mit entsagender Gewalt: „Wie ich selbst leide, leidet Niemand

von Euch Allen. Es zerreißt mich mit glühenden Schmerzen, aber ich muß es tragen. Gnadensreiche Gottesmutter, stärke Du mich! — Ich gehe, meine geliebten Freunde, und lasse Euch zürnend zurück; ach! wüßtet Ihr wie ich leide, Ihr würdet Euch meiner erbarmen. — Es muß sein!" rief er mit seiner markigen Stimme, „und müßte mein Leben auch hier zur Stelle ausströmen, es muß sein: Gott will es haben!"

„So geht denn," sagte der Graf mild, „nicht unser Zorn, unser aller Liebe soll Euch folgen. Muß es aber sein, so will ich Euch Briefe geben an meinen Freund, den Markgrafen Ludwig von Thüringen, und an andere gute Leute, die Euch in des Kaisers Nähe bringen, damit Ihr, mein Sohn und Erbe, unter seinen Augen Ruhm erwerben möget."

In dieser Weise bereitete sich der Abschied, welcher nach wenigen Stunden erfolgte. Der junge Ritter zog mit seinem Oheim und gelobte, wenn er seine Reise geordnet und die Schaar der Pilger, welche er dem Kaiser zuzuführen dachte, gesammelt habe, noch einmal wiederzukehren. Aber in dem Schlosse an der Havel wartete man vergebens. Statt des Ritters kam ein Schreiben, nach welchem es ihm unmöglich gewesen war, seinen liebsten Wunsch zu erfüllen. Mit anderen Kreuzfahrern von der Ostseeküste hatte er sich westwärts gewendet gen Oldenburg, wo Friesen- und Dänenschaaren sich ihnen anschlossen, welche zu Schiffe den Weg durch die weiten Meere nach Konstantinopel nahmen, dort den Kaiser zu erwarten.

Siegelind hörte diese Botschaft mit geheimer Lust, doch auch ihre geheimen Schmerzen erneuten sich, als Graf Rüdiger den Brief auf den Tisch warf und fast

wehmüthig sagte: „So gehen sie denn Alle und verlassen mich alten Mann. — Wer soll nun mein Stab sein für die letzten Tage? — Johannes ist ins Land gezogen nach Frankfurt und Lebus, Franz, in dessen männlichem Sinn und Waffenkunst ich mich wieder jung fühlte, läuft mit den Schwärmen von Narren, welche der tollgewordne alte Kaiser sammelt, nach Asien, und Georg — was mag aus ihm geworden sein?! Mein schöner muthiger Georg, er ist verschwunden, und das ist auch ein Nagel zu meimem Sarge. Ich gräme mich um ihn mehr, als ich sagen kann.“

„Todt ist er wohl nicht, edler Herr,“ sagte der alte Waffenmeister Wolf, der einer Botschaft wegen eben im Gemach war. „Ich weiß es nicht, aber ich denke es mir, denn Georg ist ein Bursche, der vom Thurme fallen kann wie eine Katze, und er steht wieder auf.“

„Wo kann er geblieben sein, Wolf?“ fragte die Gräfin. „Wäre er in der Wenden Hand gefallen, koste es was es wolle, er muß frei werden!“

„Bei den Wölfen im Walde ist er nicht,“ sagte der Alte. „Aber am Abend der Nacht, in welcher er verschwand — das war die Nacht, welche der Verlobung der edlen Jungfrau vorging — fragte er mich vielerlei über die Zeit, wo ich mit Kaiser Konrad in Syrien war, über Land und Leute, so daß ich denke, er ist plötzlich auf und davon nach Regensburg gegangen, wo er das Kreuz auf die Pickelhaube gesteckt hat.“

„Und welcher Höllenteufel hat in jener Nacht mein Haus heimgesucht?“ rief der Graf mit Heftigkeit. — „Wäre es möglich, wäre Georg auch von der Wuth zum Pilgern befallen worden, so muß etwas Entsetzliches hier vorgegangen sein, das ich nicht ergründen kann. —

Armer Georg! armer Franz! nie werde ich euch wiedersehen!"

Siegelinds Augen füllten sich mit Thränen; sie konnte ihre Schmerzen nicht länger verbergen und weinte laut. — Die Mutter schloß sie tröstend an ihr Herz. — „Weine nicht," sagte sie, „Gottes Engel wachen. Sie werden den zurückführen, um den Du trostlos klagst. Glaube und hoffe, mein Kind, dann wird die Seele stark ihr Leid zu tragen."

6.

Es war aber so, wie der alte Wolf es gesagt. — Tief in der Nacht hatte Georg sich aus seiner Kammer geschlichen, sein Schwert genommen, seinen Bogen und die Streitaxt sammt dem Zehrpfennig, den er in der Truhe verwahrte. Leise stieg er im tiefen Schatten am Thurme nieder in den Graben, durchwatete diesen, suchte dann am geheimen Platze sein Pferd auf, das er am Abend schon dahin geführt, und war, als der Morgen anbrach, mehre Meilen entfernt vom Schlosse.

Rüstig, jung und kühn fand er seinen Weg ohne Anfechtungen. Durch die Wälder über Brandenburg nach Magdeburg, und von dort nach Leipzig und ins Reich hinein lief des Königs Hochstraße, der einzige Handelsweg, welcher von Franken und Schwaben durch Sachsen bis Polen führte. Auf ihr war der Wald fortgehauen, meist Gräben an den Seiten aufgeworfen, und hier wurde Geleit gezahlt und Zoll erhoben. Kein Kaufmann durfte sich davon entfernen, dagegen traf Acht und Tod den Räuber, welcher das kaiserliche Geleit verletzte. — Die Räuber kehrten sich jedoch oft genug wenig daran, und der einzelne Kaufmann war in steter Gefahr nieder-

geworfen, ausgeplündert und ermordet zu werden. — Nichts aber schützt der Mensch mit größerer Tapferkeit und List als sein Eigenthum, und darum kam es häufig vor, daß der Kaufmann den Räuber besiegte. Er trug Panzer und Schwert wie ein Krieger, auch thaten sich mehre zusammen und widerstanden ganzen Banden Weglagerer. Zu den Kaufleuten gesellten sich andere Reisende, Edle und Mönche, Weiber und fahrende Dirnen, Bürger und reisige Knechte. — Gemeinsame Gefahr verband sie Alle, jetzt aber waren die Straßen voll Pilger aus allen Ständen, die nach Regensburg eilten, und zu des Kaisers Geleit und Acht war der Bannfluch des Papstes gekommen, welcher Jeden traf, der einen der Gottesstreiter beschädigte.

Georg schloß sich nun bald Kaufleuten an, denen er für freie Zehrung im Fall der Noth seine Hülfe zusicherte, bald reiste er mit Pilgerhaufen, die Psalmen singend und Fahnen mit dem Kreuz vortragend, unter Anführung von Mönchen, fanatischen Rathsherrn der Städte, oder irgend eines herabgekommenen Junkers sich auf den Weg zum heiligen Grabe gemacht hatten. — Es war nicht mehr wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges, wo Schaaren von zwanzig und funfzigtausend Mann, wehr- und waffenloses Gesindel aller Art, sich von Ziegen und Gänsen den Pfad zeigen ließen, den sie gehen sollten; aber vereinte sich doch auch zu dieser dritten großen Pilgerfahrt so viel heilloses Volk, daß der Kaiser noch an der Gränze Ungarns funfzehnhundert liederlichen Dirnen gebot das Heer zu verlassen, und sie zurücktreiben ließ. — Je mehr der reisige Knapp dem großen Sammelplatz nahete, je kriegerischer ward der Anblick. Große Reiterschaaren von Grafen und Fürsten geführt,

in Harnischen und mit wehenden Bannern zogen dahin. Ritter und Edle von berühmtem Stamme erschienen mit glänzendem Gefolge, schöne Frauen begleiteten ihre Eheherrn, Kinder kamen in Begleitung ihrer Eltern; überall war das bunteste Gewimmel von Bischöfen, Prälaten, Aebten und Mönchen, von Kriegern aller Art, hoch und gering, und von Volk, das sich gewinnsüchtig und hungrig herbeidrängte.

Auf dem Wege zum großen Feldlager ward dem Georg auch mehr als einmal Gelegenheit, in den Dienst edler Herrn zu treten. Er hatte Zeichen und Feldbinde des Grafen von Dornburg abgelegt, als Beweis, daß er zu keines Ritters Gefolge gehöre; um den kräftigen, kühnblickenden Burschen kümmerten sich daher viele, die ihr Fähnlein vermehren wollten. Denn große Ehre war es für den Ritter, an der Spitze einer stattlichen Schaar zu reiten, welche er besoldete, und dies war ganz seine Sache. — Der Kaiser hatte streng befohlen, daß Jeder, der als freier Mann den Zug mitmachte, zwei Jahre lang sich auch erhalte. Wer das nicht konnte, mußte in eines Reichen Dienst oder in die Schaaren des Fußvolks sich einstellen, das aus dem Zehnten besoldet wurde, welchen die Zurückbleibenden zu zahlen hatten; wer aber ein ritterlicher Herr und vermögens genug war, einen stahlfesten Haufen zu sammeln und zu ernähren, der warb die kräftigsten und tüchtigsten Männer, und es wurde als keine Schande auch für den Ritter ohne Habe gerechnet, wenn er für die Dauer der Kreuzfahrt sich in eines anderen Ritters oder Grafen Dienst gab und diesem Gehorsam leistete. So wurde denn auch Georg öfter angeredet und zugesprochen, sich dieser und jener Schaar einzureihen; er entschuldigte sich jedoch mit Versprechun-

gen, welche er einem edlen Herrn geleistet, den er in Regensburg zu finden denke, und so zog er endlich mit Andern in die alte berühmte Stadt, um welche überall auf weiter Ebene ein unermeßliches Gewühl von Menschen und Thieren, von Zelten und grünen Hütten verbreitet war.

Wie viel Neues und Staunenswerthes war hier zu sehen! — Mächtige Heerschaaren lagerten sich rings umher, und hatten ihre wandelbaren Städte nach den Volksstämmen aufgeschlagen, zu denen sie gehörten. — Hier waren die Schwaben, dort die Franken, weiterhin die Baiern und Sachsen, die Böhmen und die Mannen der rheinischen Grafen, der Herrn von Nassau, von Meran, des Pfalzgrafen von Thüringen, des Markgrafen von Baden, von Meißen und anderer edeln Herrn. An diese schlossen sich dann die Zelte und Wappner der hohen Geistlichen, welche den Kaiser ins gelobte Land begleiteten, und deren waren nicht wenige. Man sah die Farben und Banner der Bischöfe von Basel, Bamberg, Lüttich, Münster, Meißen, Freisingen, Osnabrück, Nassau, Regensburg, Verden, endlich auch die große Fahne des begeisterten Bischofs von Würzburg, aus dessen Händen der Kaiser selbst das Kreuz genommen hatte.

Georg blickte mit Staunen auf dies Gewühl und auf die Stadt der Krämer und Verkäufer, deren Zelte und Hütten in weitester Ferne kein Ende nehmen wollten. Er wagte es nicht sich in dies Gewühl zu stürzen, und an wen sollte er sich wenden, bei wem Aufnahme begehren?! — Am Fuße des Hügels, auf welchem er von seinem Rosse gestiegen war, lagerte sich wüstes liederliches Volk, in Erdlöchern und Tangerhütten hausend; leichtsinnige Dirnen schwärmten in Haufen umher, denn

der fahrenden Schwestern, wie sie genannt wurden, gab es damals viele, was schlimmes Zeugniß giebt für die Moralität des Mittelalters, nach welchem doch in unseren Tagen so manche fromme Seele seufzt. Rohe Scherze und Liebkosungen trieben sie mit den Reisigen, welche sie aufsuchten, schmausend und zechend lagen sie mit ihnen am Boden umher, und weithin zwischen den Feuern der Kochstellen und an den Heerden der Höker und Händler sah man sie sitzen, jubeln und schlechte Lieder singen. — Die eigentlichen Lagerplätze waren aber diesem Gesindel, wie allem geringen Volk verschlossen. Der Kaiser hatte eine strenge Lagerordnung erlassen, zahlreiche Wachen hielten diese aufrecht, und das gefürchtete Ansehn des Herrschers war so groß, daß es so leicht Niemand wagte seinen Befehlen Trotz zu bieten.

Der junge Knappe zögerte ungewiß, was er beginnen und bei welchen Zeltreihen er um Aufnahme bitten sollte, als plötzlich ein glänzender Ritterzug an ihm vorübersprengte. Ein junger Held im himmelblauen Wappenrock, von einer gold- und purpurgewirkten Feldbinde umflattert, eilte der Stadt zu, und wirbelte Wolken von Staub auf.

Georg war ganz ergriffen von der Herrlichkeit dieses Ritters. Eben kam ein alter bärtiger Mann im schwarzen Mantel und weißer Krause langsam heran, der sich tief vor jenem geneigt hatte. „Darf ich Euch fragen, werther Herr," sagte er hastig, „wer der edle Ritter ist, der dort hineilt?"

Der Alte mit seiner großen spitzigen Nase blickte den Frager dafür scharf an, und rief dann spöttisch: „Aha! der gefällt Euch, junger Fant, weil er einen strahlenden Rock trägt. — Wer bist Du denn aber?

Ein Neuling, ein frischer Häring von der Welt Ende. — Willst Du auch mitziehen ins Heidenland? Nun, mein Söhnchen, dann wirst Du den da noch genugsam kennen lernen, besonders wenn Deine Hand nicht etwa faul am Schwerte ist."

„Bei allen Euren Reden, alter Herr, habt Ihr mir noch immer nicht den Namen gesagt," erwiderte Georg lachend.

„Wahr," rief der schwarze Herr, „aber Du könntest wohl rathen, wer er ist."

„Ich bin kein Wahrsager und kein Gaukler," sagte Georg, „aber ich möchte wetten, daß keiner im Heere edler ist, als dieser."

„Ausgenommen des Kaisers Majestät," sagte der alte Herr.

„Dann ist es kein anderer, als Herzog Friedrich von Schwaben," rief Georg.

„Richtig gerathen, mein junger Gesell."

„Ich rieth es nicht," versetzte dieser lachend, „Ihr sagtet es mir."

„Hast Du so viel Mutterwitz unter Deiner Kappe," sprach der im Mantel, „so lohnt es sich wohl der Mühe ein Wort mehr mit Dir zu reden. Wer bist Du?"

„Ein reisiger Mann, ein Kreuzfahrer."

„In wessen Dienst?"

„In keines Herrn Dienst, doch ich suche einen."

„Und wie ist Dein Name?"

„Georg."

„Ist das Alles?"

„Alles Herr."

„So ist es wenig genug," sagte der Fremde. „Ich hielt Deine Herkunft für besser."

„Besser ist sie als Ihr meint," erwiderte Georg mit Stolz. „Aber hab ich auch keinen Namen, wer sagt Euch, daß ich nicht einen erwerben kann, der den besten sich an die Seite stellt?"

Der alte Mann lachte nicht ohne Spott, aber er sah den kecken Redner wohlwollend an. — „Weißt Du denn schon einen Herrn," fragte er, „dessen Fahne Du Deinen jungen Ruhm anvertrauen möchtest?"

„Ich werde mich morgen vor den Herzog Friedrich stellen; wenn der es thut, soll's kein Anderer sein."

„Ich wüßte doch noch Einen, wo es besser wäre," meinte der Alte. „Aber wo bleibst Du über Nacht?"

„Auf der Heide, wenn's nicht anders ist."

„Pfui," sprach der im Mantel, „ein junger Reitersmann bei schmutzigem Gesindel, bei Juden, losen Dirnen, Strolchen und Schalksnarren. Guter Freund, da könnte es leicht sein, daß Du das heilige Grab nicht sähest, sondern hier zur Stelle das Deine fändest. Mit abgeschnittener Kehle hat man schon Manchen am Morgen aufgehoben, der Abends sich fröhlich gebettet hatte."

„Nun," sagte der Knapp, „so leicht soll ein Messer seinen Weg nicht zu mir finden."

„Aber besser bewahrt, wie beklagt," rief der alte Herr, darum sollst Du lieber mich begleiten. Ich will Dir einen Ort zeigen, wo man Dir Herberge geben wird."

Das ließ sich der Ankömmling nicht zwei Mal sagen. Er schwang sich auf sein müdes Pferd und lenkte dies neben den Klepper seines Beschützers, der eine Zeit lang schweigend vor sich hin sah und auf ein paar neugierige Fragen keine Antwort gab.

Die Menschenströme und das Getümmel auf beiden Seiten des Weges machten Vorsicht nöthig; denn aus

den Lagerräumen des Kreuzheeres kamen zahllosse Karren und bepackte Pferde, welche Körbe und Ballen trugen. Es sprengten Bewaffnete vorüber, auch ein Paar Ritter, die den Kaiserlichen Adler am Helme hatten, ein Zeichen, daß sie zu den Hauswachen des Herrschers gehörten. — Bald öffneten sich auch die Zeltgassen vor den Blicken Georgs. Wälle waren aufgeworfen und an den Balkenthoren standen Wachen auf ihre Speere gestützt, welche die beiden Reiter scharf betrachteten, sie jedoch ruhig ziehen ließen. — Bei der langen Reihe ritterlicher Fähnlein, an denen sie vorüberkamen, bebte Georg's Herz vor Lust. Manch schönes Banner wallte lang im Winde, manch junger stattlicher Krieger war hier zu schauen. — Vor den großen Zelten saßen edle Herrn beim Becher oder beim Würfelspiel in lustigen Gesprächen; in unabsehbaren Linien standen die Rosse, oder sie wurden von Reisigen und Buben zur Tränke geritten. Viele Krieger waren auch bei ihren Waffen beschäftigt, man putzte, klopfte, hämmerte, schrie und sang wild durcheinander, und Georg staunte das neue, buntbewegte Leben an. Er hatte es nie so gesehen, nie so geahnet in den wildey, einsamen Wäldern der Mark.

„Morgen," sagte der alte Herr, welcher seine Gedanken ahnen mochte, „wirst Du erst recht begreifen können, wo Du bist. — Der Kaiser hält morgen die große Heerschau, nach welcher der erste Schlachthaufen sogleich aufbrechen wird, die Donau hinab gen Wien. Da bist Du denn zur rechten Zeit und dicht vor Thoresschluß gekommen; denn zwei Tage später hättest Du die Felder leer gefunden."

„Ich hörte davon unter Weges erzählen, und wir beeilten unsere Reise, so viel es ging."

„Ja so," sagte der schwarze Herr, „wo kommst Du denn eigentlich her? Von Süden oder Norden? Doch man hört Dir's wohl an, Du mußt aus den Grenzmarken sein."

„Da habt Ihr's getroffen," meinte der Knappe. „Gerade aus der Nordmark."

„Und wo hast Du die Waffen bekommen, Gesell?"

„Bei dem Grafen von Dornburg."

Der alte Herr drehte sich lebhaft zu ihm. „Bei dem Grafen von Dornburg," rief er, „bei unserer Frau! das ist ein bekannter Name, in langen Ehren und manchen guten Diensten oft genannt. — Schöne Jahre sind vergangen, seit ich den Grafen nicht gesehen habe; aber lebt er und lebt der alte Wolf Hennemann noch, der Rüstmeister, den er immer mit sich führte?"

„Er lebt, lieber Herr. Wolf Hennemann hat mich erzogen."

„Dann mußt Du Bogen und Schwert gut führen," sprach der Andere, „denn Wolf war zu aller Zeit ein tüchtiger Meister darin. — Seht doch," rief er dann, „wie sich das trifft. Du hast Glück, junger Mensch, daß Dein Weg meinen Weg kreuzt, denn schon Wolfs wegen will ich etwas für Dich thun."

Georg hätte nun gern gewußt, wer der Mann war, der ihm seine Gunst versprach, aber er wagte nicht zu fragen. Es war eben so wohl gegen die Sitte, wie es gegen die Achtung stritt, welche er vor dem Unbekannten empfand. Er hatte wohl bemerkt, daß mancher, der am Wege kam und ging, diesen höflich und oft demüthig begrüßte, selbst die Ritter vor ihren Zelten thaten das, es mußte also ein vornehmer Rath oder Kanzler sein, den ein glücklicher Zufall zu seinem Schirmherrn gemacht

hatte. — So gelangte er schweigend denn auf einen großen freien Platz mitten in der Zeltstadt. Hier standen abermals Wachen, und mit wachsender Verwunderung sah er die Kaiserlichen Feldzeichen an ihren Hüten; ja es blieb ihm kein Zweifel, daß in der Mitte dort unter den Bäumen das ungeheure Zeit von Purpurfarbe mit großen Goldknöpfen dem Kaiser selbst gehören müsse, denn Alles deutete darauf hin, hier wohne der mächtige alte Hohenstaufe.

Der Lärm des Lagers war auf dieser Stelle verhallt. Eine bezeichnende Stille herrschte; man hörte das Klatschen der großen Fahne mit dem Kreuz und das der anderen auf dem Vorderknopfe des Zelts, die den Doppeladler im rothen Felde zeigte. — Krieger in goldschimmernder Rüstung standen, wie Statuen, zu beiden Seiten der Zeltwand; vornehme Herrn traten, die Hüte in der Hand, aus dem Eingange und winkten schweigend nach ihren Rossen, welche eben so still von Edelknechten in Wappenröcken herbeigeführt wurden; dann ertönten Trompeten und von der andern Seite des Platzes kamen drei Ritter in glänzenden Mänteln. Die Wache des Kaiserzeltes empfing sie mit Neigung ihrer Waffen. Sie stiegen von ihren Rossen und verschwanden in dem beweglichen Hause.

„Das waren die Herzoge Theobald von Böhmen, Bertold von Meran und Pfalzgraf Ludwig von Thüringen," sagte der alte Herr, „und dort kommt Herzog Leopold von Oesterreich mit dem Markgrafen Hermann von Baden. Es wird ein letzter Rath gehalten werden. Die wirst Du Alle morgen genugsam schauen und manchen Tag noch, nebst hundert und tausend Fürsten, Grafen und Herrn, fuhr er lachend fort, als er merkte, daß

sein Begleiter anhielt und die Nahenden betrachtete. „Ja Du wirst auch den sehen, der, der Sonne gleich, allen diesen Männern Leben giebt und sie zwingt nach seinem mächtigen Willen zu thun. — Doch jetzt komm, hier ist Dein Platz nicht. Niemand darf hier stehen und gaffen, es sei denn, daß es ihm geboten würde.“

So ritt er um das große Zelt hin, das, lang wie es war, in mehre Abtheilungen zerfiel, und hielt an der Hinterwand still, wo am Ausgange wieder eine Wache stand. — Dort stieg er ab, Diener traten heraus, denen er die Pferde überwies. Ein Mann, welcher eine goldene Kette trug, trat zu dem schwarzen Herrn und sagte sich verneigend: „Verzeiht Herr Markward, es hat der Kanzler schon mehremals nach Euch gefragt; er scheint eindringendes Verlangen nach Euch zu haben.“ —

„Ich komme sogleich,“ erwiderte der schwarze Herr. Hierauf winkte er seinem Schützling, faßte dessen Hand und führte ihn in das Kaiserliche Zelt.

7.

Durch einen Gang leitete er ihn in ein kleines von Leinenwänden gebildetes Gemach, in welches von oben Licht hereinfiel. — Der Boden war mit Teppichen belegt, Polster und Feldstühle standen an den Seiten, ein Tisch mit Geräthen im Hintergrunde. — „Verweile hier,“ sagte er, „ich habe Geschäfte zu erfüllen, halte Dich aber ganz still. Wenn ich zurückkomme, wollen wir über Deine Zukunft sprechen.“

Georg blieb mit einem ängstlichen Gefühl allein. Leisen Schrittes ging er durch das sonderbare Zimmer, betrachtete die Geräthe darin und zuletzt den Tisch, auf

welchem Pergamente, Rollen mit Siegeln und Briefe lagen. Endlich setzte er sich auf ein Polster nieder, stützte den Kopf in seine Hände und begann über das Erlebte nachzudenken. Es kam ihm abenteurlich und gefährlich vor. Dann und wann hörte er dumpfes Gemurmel ferner Stimmen, zuweilen auch die hellen Klänge der Trompeten, den Ruf der Wachen, aber er sah nichts davon, und um ihn floß eine graue Dämmerung, die an den Wänden seines Aufenthalts seltsame Bilder und Traumgestalten webte. Mitten darunter erblickte er plötzlich Siegelinds leuchtende Gestalt und mit einem tiefen Seufzer rieb er sich die müden Augen. Dann zog er aus dem Koller das schwarze Kreuz, preßte es in seinen Fingern, drückte Küsse darauf und flüsterte leise Worte und Schwüre, bis er endlich sich ausstreckend auf den weichen Kissen in einen Schlaf fiel, aus dem ihn anfangs auch nicht das laute Sprechen dicht hinter der Leinwand erwecken konnte, welche ihn von einem andern Gemache schied.

Der Vorhang nach jener Seite war einen Augenblick geöffnet worden, und ein Kopf sah herein von weißen dichten Locken umwallt, die wunderbar an einem ernsten Greisenantlitz niederfielen. „Markward ist nicht hier," sagte eine tiefe volle Stimme, „Wir können ohne Zwang reden."

„Wovon ich reden will, kann des Zwanges und der Träuer niemals entbehren," antwortete eine andere Stimme. Es ist zu spät, sagt Ihr, mein Kaiserlicher Herr, und wie es hier aussieht, scheint es freilich so, aber es ist nicht zu spät, behaupte ich, denn Ihr dürft nur wollen und Alles ist mit einen Streich geändert."

„Du bist mein alter Freund und Waffenbruder,"

erwiderte der Kaiser — denn daß der es war, blieb Georg bald kein Zweifel — „Du hast für mich und das Reich in heißen Schlachten geblutet, bist mein Rath gewesen, wo es zu rathen galt; denn wo warst Du nicht, Christian von Mainz, wo mir Gefahr drohte? — Würde ich nun jetzt nicht auch Deine Stimme hören und Dir folgen, wenn ich irgend könnte? — Ich kann nicht, ich darf nicht. Asien ist mein Ziel, das heilige Grab und Palästina sind die Kronen, nach denen ich ringe."

„Und wenn Du es errungen hast, Friedrich?"

„So wird mein Name glänzen neben des großen Alexanders Namen."

„Und wenn Du stirbst?"

„So werde ich den Märtyrern zugezählt sein, die für Gottes Ehre starben."

„Und Deutschland?!"

„Deutschland," sagte der Kaiser mit tiefer Stimme, „ach, armes Deutschland! du Krone aller Länder auf Erden, du edles Weltherz, wohl scheide ich mit Schmerzen von dir, aber auch mit frohen Hoffnungen. Weshalb haben wir denn gekämpft, Christian? Weshalb haben wir Blut gleich Wasser vergossen, weshalb Städte verbrannt und Menschenstämme ausgerottet? Du, Herr mein Erlöser, weißt es, daß es geschah mein Volk vor fremder Tyrannei zu bewahren, daß es kein Ehrgeiz war, den man mir vorwarf, daß ich das römische Pfaffenjoch nur vernichten wollte, damit es uns nicht zu Knechten mache und der Gedanke meines ganzen Lebens gedeihe, ein einiges, freies, erbliches deutsches Reich herzustellen."

„Und dieser Gedanke," erwiderte der Erzbischof von Mainz, „wird jetzt am Abend Deines Lebens von Dir verrathen. — Wie oft haben wir gesessen und geheim

erwogen, wie das Wahlreich untergehen könne und wie dann das Reich der Deutschen gesichert, gleich Frankreich, England und andern Ländern, der ganzen Welt voranstehen würde an Kraft und Herrlichkeit. Nun sind Deine gefährlichen Feinde in Rom todt, nun ist Dein gefürchteter Name siegreich, Dein Wille so mächtig, Dein Ansehn so groß, daß ein einziger Reichstag alle Deine Wünsche erfüllen kann; da zerstörst Du selbst Dein Werk und ziehst in die Wüste Asiens, um dort unterzugehen."

„Mit nichten," sagte der Kaiser. „Ich sterbe nicht. Ich werde leben und einst wiederkehren, um Deutschlands Freiheit und Einigkeit zu sehen. Ja wenn mich das Schicksal abrufen sollte, so wird mein Schatten nach Deutschland zurückfliegen und treu ausharren bei meinem Volke, bis mein Wille sich erfüllt hat."

„Frevle nicht, mein hoher Herr," rief der Erzbischof, „Gottes Wille ist mächtiger, als der Wille der Menschen. Lange, lange Jahrhunderte könntest Du sitzen und harren, ehe Deine Erlösungsstunde schlägt."

„Dann aber," sprach der Kaiser mit klarer Stimme, „welch ein Glück, mein Christian, das zu schauen! — Doch was fürchtest Du denn? Ich hoffe, mein Zug wird schnell und glücklich sein. Nicht allein, daß ich Bündnisse geschlossen habe mit dem Könige Bela von Ungarn, mit den serbischen Fürsten und dem griechischen Kaiser Isaak Angelus; auch der Sultan von Ikonium schickte mir Gesandte und selbst der stolze Saladin giebt Versprechungen, welche vielleicht zu Verträgen führen, die das Schwert unnöthig machen. — Betrachte ich dann das Heer, welches ich hinführe," fuhr er mit Zuversicht fort, „so müssen frohe Empfindungen des Sieges mich ergreifen. Ich habe morgen diese Schaaren zu mustern.

— Zwanzig Tausend Ritter, die Blüthe Deutschlands, haben sich hier versammelt. Siebenzig Tausend Reisige zu Roß und hundert Tausend Fußknechte folgen der heiligen Kreuzesfahne. Soll mir da der Sinn nicht hochstehen? Darf ich nicht der Zukunft vertrauen?"

„Andere vor Dir, mein kaiserlicher Herr, haben dasselbe gesagt," erwiderte Christian von Mainz. — „Gedenke an König Conrad, Deinen tapferen Oheim. Nie ist ein größeres, kühneres Christenheer in jene Wüsten geführt worden, und wie hat es geendet?! — Hundert Tausend Ritter und Reisige, die Blüthe des ganzen deutschen Volkes, folgten ihm und was ist davon zurückgekehrt!"

„Willst Du mich das kennen lehren?" rief der Kaiser und seine Stimme hob sich ungeduldig. „War ich nicht selbst dort, habe ich nicht in den Salzwüsten und an Damascus Mauern gestritten und geblutet?! — Ich habe aber auch die Fehler begriffen, welche man machte," fuhr er ruhiger fort, „und wodurch es nicht gelingen konnte. — Es war das größte Heer, die Blume und Blüthe der Christenheit, wie Du sagst, aber das stärkste, tapferste war es nicht; denn ihm fehlte der leitende Gedanke, der fromme, eiserne Glaubensmuth und und die reine christliche Sittlichkeit, mein alter Freund. — Unter jene heldenmüthigen Streiter mischten sich Gesindel aller Art; Ueppigkeit und Ausschweifungen vernichteten die Lagerzucht, den Gehorsam, das Mark dieses ungeheuren Körpers. — Mein Heer ist halb so groß, aber es soll wie eine Wolke von Eisen auf diese Heiden fallen und sie zermalmen. — Und wenn ich wiederkehre, Christian, ich, der Sieger Salaheddins, ich, der Schirmherr der Christenheit: dann, Freund, dann ist es Zeit,

den Stempel auf mein Leben zu drücken. — Das römische Kaiserreich ist hergestellt und ich an der Spitze deutscher Nationen; mein Haus erblich darin, seine Zukunft gesichert und die Krone in meines Erben Hand. Gewahr Euch Gott! Heinrich wird sie festhalten. Er hat meinen Sinn, wie die Gabe der Verstellung von seiner Mutter Beatrix."

„Aber," sagte der Erzbischof, „er versteht die Herzen nicht zu fesseln, wie sie."

Der Kaiser schwieg, als sei er tief ergriffen. — „Was meiner offenen Stirn nie ganz gelang," sagte er endlich, „das wird ihm besser glücken. — Bezahle er das verrätherische Italien mit gleicher Münze; demüthige er den Stolz durch List, schrecke und martre er die, welche er nicht gewinnen kann. Es gilt das Höchste, es gilt zu vollenden, was ich gethan; es gilt den ungestörten Besitz aller weltlichen Macht, ihre gänzliche Entreißung aus den Händen der römischen Päpste, und dieses heiligen Zweckes wegen muß und wird er nichts scheuen."

„Er wird nichts scheuen," erwiderte der Erzbischof, und er legte seine Hand auf den Arm des Kaisers, „deß sei gewiß, aber kann ein großes Werk in Grausamkeit und List gedeihen? — Bleibe, mein hoher Herr, bleibe Du bei Deinem Volke. Sieh mich zu Deinen Füßen flehen. Laß Deinen Sohn ziehen, schütze Dein Alter vor, erkranke, ehe Dein Fuß die Gränze betritt. Um aller Heiligen willen, um Dich, um Deinen Stamm, um Deutschlands wegen gehe nicht von uns, denn Alles ist verloren!"

„Steh auf!" sprach der Kaiser in zorniger Rührung, „bin ich ein Kind, das heut das will, morgen jenes? Steh auf! Erzbischof von Mainz, weißt Du nicht, daß

ich die Seele dieses Heeres bin? daß ohne mich Alles untergehen muß? daß die Welt seit Jahren auf mich und mein großes Werk sieht, und daß ich zu Schanden werde, wenn ich wanke?!"

„Ach!" sagte der Erzbischof weinend, „zu Schanden wird ein größeres Werk werden, denn wir haben umsonst gelebt, Friedrich. Umsonst gedacht, gesorgt und gehandelt; umsonst Blut und Sünden auf uns geladen, schwere Schuld, welche die himmlischen Mächte nun an uns rächen und an Dir, weil sie Deinen klaren Sinn verblenden."

„Weil sie meinen Sinn verblenden?" rief Friedrich schmerzlich.

„Was könnte es anders sein," fuhr der Erzbischof klagend fort. „Der böse Feind muß dabei thätig sein, dem Macht gegeben wurde. Was triebe Dich sonst, mein großer Kaiser, und zeigte Dir Dunstbilder als Wirklichkeit, nach denen Du vergebens haschest."

Es blieb lange schweigsam in dem Gemach. Der Kaiser ging mit großen Schritten auf und nieder. Endlich stand er vor dem Erzbischof still. „Was mich treibt," sagte er mit leiser geheimnißvoller Stimme, „ich will es Dir vertrauen, Christian. — Erinnerst Du Dich, als ich in Mainz bei Dir das Pfingstfest feierte? Jetzt sind fünf Jahre verflossen. Welch ein Fest war das! — Alles was Deutschland an Pracht, an Schönheit, Jugendmuth und Reichthum besaß, war zusammengeströmt, die Tage der Lust und Freude mit seinem Kaiser zu begehen. — Welche Ringelstechen und Turniere, welche köstlichen Mahle und frohen Tänze gab es. Sänger der edelsten Art sangen meinen Ruhm und das Lob der schönen Frauen, deren leuchtender Kranz meinen hohen

Thron umgab; Ritter, deren Tapferkeit und Stärke das Entsetzen ihrer Feinde waren, neigten sich hier sittig und bekränzten mit Blumen die goldnen Trinkgefäße. Ueberall war Glück und Frieden, Jubel und eitel Lust; kein äußerer Feind war vorhanden; es gab keinen inneren Störer mehr. Alle waren zurückgekehrt an den heimischen Heerd, und der Handel regte sich, die Städte blühten groß und schön; die Bürger, reich und geehrt, füllten die Truhen mit Gold, Geschmeide und köstlichem Pardelkleid. — Da saß ich stolz und beglückt Abends beim Mahle, und nie dünkte mir ein Tag edler und reicher, nie war ich meiner Macht froher, und blickte ahnungsvoll heiter in die Zukunft. An meiner Seite waren meine fünf blühenden Söhne, alle ritterlich und hochgeartet, schön an Körper wie an Geist. — Heinrich, mein Aeltester, der deutsche König, klug und tapfer, bewundert von Kriegern und Weisen, hatte den Preis mit Schwert und Lanze errungen; Friedrich von Schwaben, der junge Held, dem alle Herzen schlugen, Conrad von Franken und Otto von Burgund, beide so lobelich und mannlich, und Philipp der Knabe im Schmucke seiner reichen blonden Locken lieblich anzuschauen, wie seine Mutter, sie wurden laut gepriesen. — War ich nicht ein hochbeglückter Vater? Konnte ich nicht entzückten Auges zum Himmel schauen, vertrauend auf mein Glück und diese edle Schaar?"

Christian von Mainz schwieg, und nach einer kleinen Stille fuhr der Kaiser fort: „Abends nach dem großen Feste ging ich spät noch in meinem Zelte auf nieder, die Brust von Gedanken bewegt, welche wie Blitze darin umherfuhren! Mein ganzes Leben ging an mir vorüber; Vergangenes und Zukünftiges gestaltete sich mit

ungeheurer Gewalt. Ich fühlte mich vom Geiste ergriffen, der seine Flügel um meine Seele wand und sie der Ewigkeit näher führte. — Was ich je gedacht und gewollt, war ausgeführt und stand strahlend groß und fertig vor meinen Augen. Ich fühlte es gab keinen Widerstand mehr, Alles war überwunden, alle Feinde besiegt; die Welt lag zu meinen Füßen. — Da trat ich an die Zeltthür und zog den Vorhang zurück. Eine Unermeßlichkeit lag vor meinen begeisterten Blicken. Der Himmel spannte sich über das grüne blüthenvolle Rheinthal. Da floß der Strom, edel und gewaltig, ganz silberhell im Mondesglanz zwischen den Rebengeländen; ich aber konnte über die Höhen fortschauen, daß mich dünkte ich sehe das ganze deutsche Land bis an die Fluthen des Ostmeeres. Ueber die Thürme und Mauern des stolzen Mainz sah ich andere reiche Städte, und wohin ich mich wendete, erweiterte sich mein Auge; überall war Deutschland, überall Glück, Größe, Friede; überall Blüthen und fruchtbare Aecker; überall Einigkeit und Freiheit. Das Walten eines guten Gottes. — Da kam mir das Verständniß zu dem seligen Gebilde. So wird es einst sein," rief ich, „mein Schutzgeist hat mich in den Spiegel der Zukunft blicken lassen." So wird einst mein Deutschland blühen, wie ein unermeßlicher Garten, so wird mein Volk groß und mächtig sein, frei, kühn und stolz mitten unter den Segnungen eines friedvollen Glücks. So wird seiner Herrlichkeit kein Ende sein, denn es ist tüchtig zu jedem Wissen, zu jedweder Kunst." Nassen, aber funkelnden Auges sah ich auf die schimmernden Hütten des Lustlagers, das unter leise schwankenden Bäumen stand, die ihre Blüthen darauf niederträufelten. Und mir gegenüber stand das Zelt meiner Kinder. —

Der Schlaf hatte alle die fröhlichen Menschen süß eingesungen, um sie morgen zu neuer Lust geschickt zu machen. Auch sie schliefen, und über ihren Häuptern stand ein strahlender Stern, heller als irgend einer am Himmelsgewölbe. — „Schlaft, theuere Kinder, schlaft!“ rief ich. „Ihr Glücklichen, euch ist es vorbehalten mein inneres Schauen Wahrheit werden zu sehen. Stark und gewaltig seid ihr, und ich habe euren Weg geebnet. Du großes Heldengeschlecht der Hohenstaufen, der Weltengott hat Dich berufen Bosheit und Unvernunft zu Schanden zu machen. Herstellen sollst Du das heilige Kaiserreich, zurückscheuchen welschen Uebermuth, vernichten die Anmaßung der Pfaffen, und wiederbringen ein goldenes Zeitalter, das auf Deutschland niedersinken wird, wie die Himmelstaube nach langer Irrfahrt. Dazu hat Dich Gott bestimmt, Heil dir, mein Stamm! Gott hat gewollt, daß Du herrschen sollst, und herrschen wirst Du lange und glücklich!“ —

„In diesem Augenblick,“ sagte der Kaiser tiefathmend, „fuhr durch das reine Himmelsgewölbe ein Saussen und Brausen —“

„Ich weiß es, ich verstehe,“ fiel Christian ein. „Es war ein trauriges, zufälliges Ereigniß.“

„Nenne es wie Du willst; mir war es kein Zufall. Es war die Antwort des Himmels auf meinen Prophetenspruch. — Ein Windstoß, wie ich ihn nie erlebt, riß plötzlich alle Zelte des Lustlagers nieder. Bäume stürzten darüber hin, Steine fuhren durch die Luft, Angstgeschrei und Geheul ertönte aller Orten; und da stand ich in meinem zerfetzten Kaisermantel und suchte unter Trümmern nach meinen Söhnen.“

„Sie waren Alle unverletzt,“ sprach der Erzbischof.

„Unverletzt, wie die meisten der erschrockenen Schläfer,“ fuhr Friedrich fort, „und die Sterne standen klar wie vorher, der Mond schien voll, die Luft war mild und balsamisch. Es war ein einziges Zeichen von der Allmacht gegeben, daß ihr Ohr an jedes Menschen Brust lauscht; doch viele hatten es verstanden außer mir. — Erinnerst Du Dich nicht, welche dumpfe Schreckensworte die Menge murmelte? Wie es den meisten als eine Verkündigung des Unglücks galt, das plötzlich über mich und mein Haus hereinbrechen werde? — Von dieser Stunde dachte ich daran den Himmel zu versöhnen, und tief in meinem Herzen rief eine Stimme: Ziehe hin nach Jerusalem, befreie das Grab des Heilands, das tilgt deine Sünde und alle Sünde deines Stammes. Dieser Vorsatz hat mich Jahre lang nicht verlassen, und wie ich auch dagegen ankämpfte, welche Gründe und Entschlüsse sich geltend machten, immer wieder und mit neuer größerer Macht tauchte er empor. — Ja, gewiß ist es, diese Stimme kommt von Gott,“ rief der Kaiser mit Innigkeit. „Sein heiliger Wille hat es geboten. Der Tag reift, wo ich ausziehen werde, und er, der große Vater aller Wesen und alles Menschenschicksals, er wird es gnädig wenden, wenn ich gethan nach seinem Willen.“

„Amen!“ murmelte der Erzbischof. Dann sagte er tief erschüttert: „Ich habe Dir nichts mehr zu sagen, mein hoher Herr. Gottes Gnade sei mit Dir, möge sie auch mein kummervolles Gemüth aufrichten.“

„Komm an mein Herz, alter Freund, und sei gutes Muthes,“ rief der Kaiser; „Du siehst ich bin es auch.“

In dem Augenblicke, wo Georg hörte, wie sich die beiden Fürsten umarmten, trat sein Beschützer herein, und mit Schrecken vernahm er des Kaisers Worte:

„Verlaß mich jetzt, Christian, ich habe mit meinem Kämmerer Markward zu sprechen. Was ich Dir vertraute, das bleibt ein Geheimniß, von dem kein Dritter etwas wissen darf.“

Mit einem schnellen heftigen Wink ermahnte der Kämmerer den Knappen vom Sopha aufzustehen. Vorsichtig folgte dieser der Weisung, Herr Markward stieß ihn aber etwas unsanft hinaus und flüsterte: „Geh, an der Thür steht ein Mann, der Dich in Deine Herberge bringen wird, dort bleib, wage es aber bei Deinem Leben weder fortzugehen, noch von Deinem Aufenthalt hier ein Wort zu reden. Ich werde zu Dir kommen sobald es angeht.“

8.

Georg that wie ihm befohlen. Erregt von dem was er gehört, erschrocken und noch ganz erfüllt davon eilte er durch den Gang und fand draußen einen Diener, der sich seiner annahm und vor ihm herschreitend ihn quer über den freien Platz nach einer großen Holzbude leitete, wo ein Wirth Essen und Getränke feilbot. Es wimmelte von Gästen darin. Reisige und Rottenmeister von der kaiserlichen Feldwache verzehrten ihr Abendessen und klapperten mit den schäumigen Bierkrügen. Es dauerte eine gute Weile, ehe der Diener des Kämmerers sich Gehör bei dem kleinen geschäftigen Wirth schaffte. Endlich gelang dies, indem er den Mann bei der Schulter packte, festhielt und schüttelte, dazu auch laut schrie: „Balthasar, hör' ein Wort. Hier schickt Herr Markward den jungen Gesellen, den Du herbergen und nähren sollst. Wenn Dir seine Gunst werth ist, so thue Deine Pflicht.“ — Damit kehrte er sich um und ging rasch davon.

Balthasar nickte, grinste den jungen Reitersmann an und sagte: „Nehmt dort auf der Bank Platz, begehrt Ihr Zehrung, so sagt's. Wenn's hier leer wird, wollen wir für ein Lager sorgen."

Somit ließ er ihn allein und kümmerte sich nicht um ihn, denn Georg saß still im Winkel und starrte vor sich hin. Es ging bunt und toll in seinem Kopfe um, er konnte kein Wort von dem vergessen, was er gehört, aber er war verständig genug zu begreifen, daß er unverbrüchlich schweigen müsse, und sein Leben wohl noch nie in größerer Gefahr war als jetzt, wenn er nicht Vorsicht übe.

Endlich kam eine Dirne, die ihn schon lange betrachtet hatte, und sprach mit ihm. Es war des Wirths Tochter, ein hübsches Mädchen von leichtfertigem Sinn, die wohl Mitleid mit seinem stillen, schüchternen Wesen haben mochte. Sie versorgte ihn mit Speisen und Trank, und da die meisten Gäste gegangen waren, setzte sie sich zu ihm, fragte die Kreuz und Quer, und lachte endlich gar lustig, als er ihr erzählte, er wünsche in des Kaisers Wachen Dienste zu nehmen.

„Potz Velten!" rief sie, „da steht Dein Sinn hoch hinaus. Wünschen magst Du es wohl, aber ich fürchte es kann nimmermehr geschehen. In des Kaisers Wachen kommen nur versuchte Reisige. Keiner wird aufgenommen, der nicht gut empfohlen ist von einem Ritter, und dem der Marschall, Herr Georg von Wiesenbach, nicht ein Zeugniß giebt. Jetzt aber hilft auch das nicht mehr. Die Fahnen sind vollzählig, und in den letzten Tagen haben viele gute Leute abziehen müssen, die sich das nicht träumen ließen."

„Das sieht schlimm aus,“ sagte Georg, „aber wir wollen es abwarten.“

„Geht zu den Baiern,“ fuhr die Dirne leiser fort, „dann zieht Ihr mit uns.“ — Der Wirth kam auch herbei. „Ach, laßt Euch nicht bange machen, Gesell,“ rief er, „Ihr seid ja ein Empfohlener des Herrn Markward. Das ist ein mächtiger Herr, mächtiger als mancher Graf und Fürst. Ist er Euch verwandt?“

„Das ich nicht wüßte,“ erwiderte der Knappe.

„Wißt Ihrs nicht,“ rief der Wirth lachend, „nun vielleicht weiß er es besser. Wie seid Ihr denn aber an ihn gekommen? der sonst so leicht keines Menschen Freund ist. — Einer der Reisigen da sagte vorher, er habe Euch beide vor zwei Stunden schon zum Lagerthore einreiten sehen? Wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Habt den Kaiser wohl schon gesehen? Oder wart Ihr bei dem Kämmerer und habt ein Verhör ausgehalten? — Es ist ein schlauer Vogel, der Herr Markward, schlauer als der Kanzler und seine Räthe, und man sagt, der Kaiser selbst pflege ihm Alles zu vertrauen und seinen Rath zu benutzen in den geheimsten Sachen.“

Das Herz schlug dem Knappen schneller. Er nahm jedoch eine finstere Miene an und fuhr dem Wirth auf den Pelz. — „Behaltet Euer Gewäsch für Euch,“ sagte er, „und fragt nicht neugierig unbescheiden nach meinen Angelegenheiten, oder nach dem was der Kämmerer denkt und thut. Uebel würde es Euch bekommen, wenn er es wüßte.“

„Nun,“ sagte der Wirth trotzig, „das muß ich sagen, Ihr seid ein hochfahrender Gesell, der nicht verdient, daß man ihm Theilnahme erweist.“

„Deine Theilnahme ist ihm auch weder dienlich noch

nöthig," fiel eine Stimme hinter ihm ein, und zum großen Schrecken des kleinen Mannes erblickte er den Kämmerer. Herr Markward aber reichte seinem Schützling freundlich die Hand und sprach dann zum Wirth: „Du hast eine Kammer, dahin führe uns, und bringe Du einen Krug Wein vom besten, so will ich vergessen, was ich gehört habe."

Bald waren die beiden in dem kleinen Raum allein. Sie setzten sich an den Tisch, und als der Wein gebracht war, sagte Markward: „Nun trinke, Georg, und sei gutes Muthes. Ich will Dir wohl, das wird zu Deinem Glück sein. Du bist überhaupt ein Glückskind, davon habe ich die Proben."

Georg dankte und versprach ihm ewige Schuld und Dankbarkeit. Der Wein war gut und der alte Herr schien seine Lust daran zu finden, den Gast zum Trinken zu nöthigen. Als der Krug leer war, ließ er einen neuen bringen und vieles wurde geschwatzt, vom alten Wolf, vom Leben aus früherer Zeit, von Georgs Leben, das dieser ohne Rückhalt erzählte, mit Ausnahme seiner Liebe zu Siegelind. Denn als er geschwätzig gemacht vom Wein auch davon beginnen wollte, fühlte er das Kreuz auf seiner Brust und schwieg.

Mitten im Gespräch und als Markward auch manches mit leiserer Stimme vom Leben am Hofe, vom Kaiser und von seiner großen Gunst bei dem hohen Herrn erzählt, sagte er plötzlich: „Ein wunderlicher Zufall war es, daß Du in meinem Gemach sein mußtet, als der Kaiser mit dem Erzbischof von Mainz daneben eintraten; aber diesen Zufall muß ich loben. Er rückte dicht an ihn und fuhr ganz leise fort: „Manches Geheimniß weiß ich von meinem Herrn, nur das nicht, was er dem

Christian von Mainz vertraute. Ein Geheimkämmerer muß aber Alles wissen. So erzähle mir denn, was Du hörtest; denn, läugne es nicht, Du hast es gehört und ich muß es erfahren; dafür sollst Du haben, was Du forderst."

„Herr Markward," versetzte Georg, ich könnte Euch sagen, daß ich geschlafen und keine Silbe vernommen, und könnte ich lügen, könnte ich auch schwören, es sei so. Aber ich kann Beides nicht und doch werde ich Niemanden auf dieser Welt entdecken, was ich gehört. — Vertraut Euch der Kaiser, wie Ihr sagt, seine geheimsten Gedanken, so laßt Euch auch das von ihm sagen. Von mir erfahrt Ihr nichts."

„Du wagst es mir zu widerstehen?" rief der Kämmerer. „Ist das Deine ewige Dankbarkeit?"

„Der Kaiser sagte: kein Dritter dürfe wissen, was er geredet," sagte der Knappe. „Ein Dritter hat es gehört, aber dessen Zunge ist ewig stumm. Darum, lieber Herr, zürnt mir nicht, ich kann nicht davon sprechen."

„Und ist das Dein fester Entschluß, thörichter Knabe?"

„Ihr werdet mir keinen andern abnöthigen können, Herr."

Da öffnete Herr Markward plötzlich seine geballte Hand und die Runzeln auf seiner Stirn verschwanden in einem wohlgefälligen Lächeln. — „Ich will Dich nicht weiter erproben," sagte er, „denn ich sehe wohl, du würdest nicht anderen Sinnes werden; aber was Du gethan hast, Georg, war wohlgethan. — Der Zufall," fuhr er dann fort, „hat Dich mit manchem geheimen Wort des Kaisers bekannt gemacht. Ich weiß, was es bedeutet, hättest Du aber ein Bekenntniß abgelegt, so wäre ich jetzt vor den Herrn getreten, hätte seine Knie

umfaßt und ihm gestanden, wie ein schwatzhafter Bube ihn belauscht. Und dann Knabe, dann —" Herr Markward zog mit einem sonderbaren Ausdruck von Grauen sein Gesicht zusammen und sagte flüsternd: „Großmüthig und edel ist der Kaiser, aber bewahre Gott jeden Christen vor seinem Zorn, oder wer ihm im Wege steht. — Hast Du von Arnold von Brescia gehört, Georg?"

„Nein," sagte der Knappe.

„Das war ein Bischof von großem Anhang in Italia," sagte der Kämmerer. „und lange Zeit stand er unter des Kaisers Schutz, bis dieser sich mit seinem Feinde, dem Papst Hadrian, versöhnte. — Da wurde er ausgeliefert und in der Morgenfrühe lebendig verbrannt."

„Das ist entsetzlich!" rief Georg.

„Es war einer der Friedensartikel," sprach Herr Markward. „Große Herrn opfern ihren Zwecken Alles; wer fragt also nach einem armen Dienstmann, wenn der etwa auf ewig stumm gemacht wird, weil seine Ohren hörten, was sie nicht hören sollten?! — Das merke Dir und nun lebe wohl. Morgen in der Frühe steh an des Kaisers Zelt, ich werde kommen und Dich dem Marschall von Wiesenbach empfehlen."

Georg blieb in nicht geringer Bestürzung zurück. Er versuchte zu schlafen, aber es ging nicht. Was der alte Herr ihm gesagt, schwirrte in seinen Ohren umher. — Was ist an einem armen Dienstmann gelegen, wenn der auf ewig stumm gemacht wird! das hörte er wieder und immer wieder. — War der Kaiser so treulos, einen vornehmen Bischof zum Feuertode auszuliefern, so machte er mit ihm gewiß noch viel weniger Umstände. — Er war nahe daran sich auf die Flucht zu machen, aber

wo war sein Pferd und wohin sollte er entkommen? Mit innerer Furcht hörte er draußen den Tritt der Wachen und das Geklirr von Schwertern und Speeren; ja ein paar Male war es ihm, als vernehme er an der Thür ein gefährliches Gehen und Flüstern, Stimmen die seinen Namen nannten, und der alte Kämmerer steckte seinen Kopf mit einem argen Lächeln in den Verschlag und sähe auf ihn hin, ob er noch nicht eingeschlafen sei. — Da fuhr er jäh empor und sank wieder zurück auf die Matratze am Boden; endlich aber faßte wirklich eine kräftige Hand seinen Arm und rüttelte ihn dergestalt, daß er mit einem Satz auf den Beinen war. — „Was wollt Ihr von mir? Wer seid Ihr?" rief er mit Heftigkeit und faßte nach dem Dolch am Gürtel.

Belthaser, der Wirth, sprang bei der gefährlichen Bewegung zurück und sagte ärgerlich: „Ihr schlaft wie ein Todter, habt Ihr die Trompeten nicht gehört? Das Lager ist in Bewegung, drüben führen sie schon die Rosse hinaus und Alles bereitet sich zur großen Musterung."

Das war eine Nachricht, welche Georg aus allen Träumen aufweckte. Bald trat er hinaus in den jungen schönen Maimorgen, über dessen Blüthen rothe Wolken hinzogen. — Ritter und Edle, Fürsten, Herren und Prälaten hatten sich aus dem Schlaf gerissen, um des Kaisers Befehlen zu gehorchen. Auf den Lagerplätzen zwischen den Zelten sammelten sich ihre Schaaren unter großen gestickten und gesegneten Kreuzfahnen. — Des Kaisers Haus war ganz mit Bannern umsteckt, auf deren gold- und seidenschimmernde Farben die ersten Sonnenstrahlen fielen, und eben führten ungarische Krieger in reicher Rüstung eine Anzahl edler Pferde daher, die Kö-

nig Bela's Gesandten als Geschenk mitgebracht hatten. — Viele drängten sich hinzu, diese schönen Thiere zu sehen, welche unter ihren Purpurdecken sich bäumten und von den Stallmeistern des Kaisers mit Mühe übernommen und gebändigt wurden. — Die Ungarn aber blickten mit Stolz und Spott auf die Anstrengungen der Hofbedienten und manche Bemerkung, die unverstanden blieb, war kein Lobspruch auf die Reiterkünste der Deutschen. Endlich lachte einer der Abgesandten, ein ein großer Herr in pelzverbrämtem Mantel, der mit Anderen an des Kaisers Zelt stand, in seinen Bart und sagte in schlechtem Deutsch: „Ungarische Weiber und ungarische Pferde sind beide von besonderer Art, viele darunter kann Niemand zähmen als wir selbst, und hier hat Euch König Bela zuförderst von den Rossen eine Probe geschickt; die Frauen werdet Ihr kennen lernen, wenn Ihr zu uns kommt. — Wenn Einer ist, Ihr deutschen Herrn, der den schwarzen Hengst dort zu reiten vermeint, gegen den wette ich zehn Goldgulden, daß er den Boden küßt."

Viele betrachteten das edle Thier, welches der Ungar meinte, das groß, gewaltig und feuersprühenden Auges das wildeste von allen war. — Ein ältlicher Ritter in des Kaisers Farben und dessen Feldbinde drehte sich ärgerlich um und sagte zu seinem Nachbar: „Wer möchte den Hals brechen auf solchem flüchtigen, scheuen Teufel. Das sind keine Rosse uns in voller Rüstung zu tragen, keine Streithengste, wie wir sie lieben; diese da ähneln den Rennern der Wüste. Der hochmüthige Ungar hat gut lachen, aber meinen Goldring vom Finger gebe ich darum, wenn sich ein Fant fände, der Muth zum Wagstück hätte und dem es gelänge."

„Wenn es mir erlaubt würde, Herr Ritter," sagte leise Georg, der dabei stand, „ich wagte es und vollbrächte es auch."

Der Ritter sah ihn an und musterte mit einem Blick den schlanken, kräftigen Gesellen.

Bisher hatten alle die edlen Herrn an des Kaisers Thür geschwiegen und verlegen zu der kecken Aufforderung gelächelt. Jetzt wendete sich der Ritter zu dem Ungar und sprach mit übermüthigem Ton: „Rosse dieser Art, werther Herr, sind nicht für uns gemacht, wir könnten leicht eins todtdrücken. Solche zu tummeln überlassen wir gern unsern Buben. Gelüstet's Euch, zehn Gulden zu wagen, so will ich sie halten und der erste beste Reitersknecht, dieser Bursch hier, soll der Alexander sein, der Euren Bucephalus bändigt."

Dabei tippte er auf Georgs Schulter und dieser trat bescheiden hervor, das Gesicht des stolzen Magnaten aber färbte sich roth.

„Ich habe nichts dagegen," rief er spottend, „und hoffe, Dein Gold, Freiherr von Wiesenbach, wird darum nicht weniger roth sein, wenn es mir dieser Bube einbringt."

Der Marschall winkte den Dienern, welche den schwarzen Renner hielten, und mit Mühe zwangen sie ihn bis an den Kreis der edlen Herrn. Der wilde Muth und das Feuer des Thieres machte alle besorgt vor dem Ausgange, die Ungarn aber lachten und lachten noch lauter, als der Knappe herzutrat und bat, daß man die Decke abnehmen möge. Im nächsten Augenblick aber saß Georg auf dem nackten Rücken des Pferdes, wohin er sich mit einem schnellen Satz geschwungen. Er hielt die Zügel fest in der Hand; sein edler, ritterlicher An-

stand gab seinen Landsleuten neues Vertrauen und flößte ihnen vermehrte Theilnahme ein.

Kaum aber hatten die Diener sich aus dem Bereich des bäumenden und schlagenden Renners gezogen, so flog dieser mit seinen Reiter wild im Kreise umher und mehr als einmal schien es, als würde Georg mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden geschleudert werden. -- Seine Kappe flog ihm vom Kopfe, sein Koller öffnete sich, das Kreuzchen am Bande wurde herausgerissen, aber er war ein vollendeter Meister in der Reitkunst. Oftmals hatte er auf Gäulen gesessen, die noch nie einen Menschen getragen, wie sie aus den Steppen des Polenlandes zu den Wenden in Pommern gebracht auch in die Marken gelangten. Wie von Eisen gemacht saß er auf dem Rücken des erbosten Thieres fest, hielt die ersten tollen Stürme seiner Wuth aus und stieß ihm dann die Sporen in die Weichen, daß es hoch mit ihm in die Lüfte sprang und von Neuem alle Mittel versuchte ihn abzuschütteln. Aber immer neue Sporenstöße folgten seinen Bemühungen, bis es endlich im wildesten Galopp über den großen Platz davonrannte und drei Mal des Kaisers Zelt umkreiste, mühsam gebändigt von dem kühnen Reiter. Endlich war seine Kraft erschöpft, und bedeckt mit Schaum, bluttröpfelnd und athemlos ließ es sich zitternd lenken, als sei sein Muth für immer gebrochen.

Jubelruf und Lobsprüche empfingen den deutschen Knappen. Der Magnat griff in die Tasche und holte ein goldenes Beutelchen heraus. „Hier, Freiherr von Wiesenbach,“ sagte er, „nimm das, und was darüber ist, sammt dem Gehäuse soll diesem wackeren Jüngling gehören. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß es im deutschen Lande einen Mann giebt, der solche Künste kann.“

Der Marschall reichte Georg den ganzen Beutel hin. „Nimm das, Gesell," sagte er, „die Wette hast Du gewonnen; aber Großes und Sonderliches war es eben nicht."

Das dünkte Vielen hart, denn sie wußten wohl, daß Wenige zu finden sein würden; Georg aber beugte sich demüthig und sagte: „Gewiß, lieber Herr, was ich gethan, war ein kleines Spielwerk für edle deutsche Männer."

Und indem er vom Rosse stieg, öffneten Edelknaben die Zeltwand, aus der, gefolgt von Herzogen, Fürsten, Grafen, Bischöfen und Aebten, der Kaiser so schnell hervortrat, daß Niemand weichen und sich entfernen konnte. — Georg schlug die Augen zu dem Helden auf, dem er verborgen gestern schon so nahe gewesen, den er jetzt aber zum ersten Male sah, und er konnte und mochte sie nicht wieder senken. — Friedrich von Hohenstaufen, den die Italiener Rothbart nannten, ein Name, welcher durch die Geschichte der Menschen dauert, war damals in seinem siebenzigsten Jahre, aber sie schienen über ihm hingezogen zu sein, ohne ihre Macht an ihm üben zu können. — Von Körper war er mittler Größe, und dieser hatte die schlanken und dabei starken Formen, welche den allerkräftigsten und schönsten Männern eigen sind. Diese Formen sah man noch jetzt erhalten wie Alles, was ihn in seiner Jugend vor den meisten Sterblichen auszeichnete. — Dichtes, einst röthlich blondes, jetzt ergrautes Haar fiel schön und weich auf eine hohe gedankenvolle Stirn; kühn und fest waren alle Züge dieses Heldenantlitzes ausgeprägt, und die schimmernden blauen Augen, deren wunderbares Leuchten den Italienern so fürchterlich dünkte, daß sie behaupteten, ein Dämon habe darin seinen Sitz; sie leuchteten noch mit demselben

ungeschwächten Feuer. Seine breite erhabene Brust paßte zu dem stolz getragenen Körper und zu dem Kopfe, der einen Adel und Ehrfurcht gebietende Hoheit ausstrahlte, welche wunderbar ergreifend gewesen sein muß, weil sich Niemand ihrer erwehren konnte. — Der goldene Helm mit dem Adler des Reichs geschmückt strahlte von dem Haupte des Kaisers, sein Kettenpanzerhemd von der feinsten venetianischen Arbeit war halb bedeckt von einem Purpurmantel, welcher leicht auf seinen Schultern lag.

Mit fragendem Blick sah der Herrscher auf die verstummende Versammlung, und schnell mochte er erkennen was vorgegangen war. Ueber sein strenges Gesicht flog ein Lächeln, der Marschall beugte sich zu ihm und sprach einige leise Worte. „Hat der Bursch unseres Volkes ritterliche Künste so zu Ehren gebracht in den Augen unserer Freunde aus Ungarn," sagte der Kaiser, indem er nach Georg einen gütigen Blick sandte, „so soll er auch fürderhin das Roß reiten."

Da trat er weiter hervor und Alle wichen zur Seite. — Die Diener mit den Pferden eilten herbei. Der Kaiser bestieg mit jugendlicher Leichtigkeit seinen Streithengst, die Herzoge und Ritter folgten seinem Beispiel, sogar die geistlichen Herrn warfen sich auf geschmückte Rosse, und unter dem Geschmetter der Trompeten flog der kaiserliche Zug davon.

Georg hielt noch immer den besiegten Gaul am Zügel, bestürzt und entzückt über den Kaiser und was er gesprochen. — Er war fast ganz allein, aber die Wenigen, welche um ihn standen, priesen ihn und sein Glück.

„Das ist ein Pferd, wofür Du hundert Gulden wohl von Jedem bekommen kannst," sagte ein alter

Reisiger. „Es ist Dein, Gesell, laß es Dir von den Stallmeistern nicht abnehmen, die jetzt neidisch auf Dich sehen, obwohl sie niemals gethan hätten, was Du gethan hast"

Und in der That kamen die Stalldiener herbei, und wollten das Roß an sich nehmen, aber die Worte des alten Reisigen am Zelt hatten Georg ermuthigt. Er behauptete sein Recht, es gab Streit, harte Worte fielen, und wer weiß, ob das Ansehn der kaiserlichen Hofbedienten nicht dennoch gesiegt hätte, wenn nicht plötzlich Herr Markward herbeigetreten wäre.

„Dies Roß," sagte er, „gehört dem jungen Gesellen, ich vernahm es selbst, daß es ihm der Herr zusprach, darum laßt ab von ihm. Du aber lege Deinen Sattel auf Dein Eigenthum und reite zum Marschall von Wiesenbach, den frage was Dir zu thun übrig bleibt."

Das ließ sich Georg nicht zwei Mal sagen. Er schirrte sein schönes Pferd, das zu Willen war, und sprengte bald dem Kaiser nach, den er erreichte, eben als die großen Züge des Kreuzheeres sich auf den Feldern vor Regensburg geordnet hatten.

Die Heerschau, wohl eine der größten, welche je gehalten wurden, dauerte lange. Friedrich ritt durch alle Schaaren, Fürsten, Ritter und Rottenmeister an seiner Seite, und an diesem Tage wurde mancher ausgestoßen, der ihm nicht passend schien, oder der die Mittel nicht hatte seinen Unterhalt zu decken. — Mit großer Strenge auch scheuchte er das waffenlose Volk zurück, und ließ bei Todesstrafe allen liederlichen Frauen und allem Gesindel befehlen, Regensburg zu verlassen und dem Heere keinen Fuß breit zu folgen. — Viel Blut floß dieser

Strenge, viele harte Strafen wurden vollzogen, und selbst mehre Edle ausgestoßen und geköpft, weil sie die Gesetze nicht befolgten.

Mitten in dem Gewirr der Heerschau erblickte der Marschall den jungen Reisigen nicht weit von sich, und winkte ihn freundlich zu sich heran. „Nun,“ sagte er, „wie reitet sich der ungarische Hengst? das war ein schöner Gewinn, doch Du hast ihn wohl verdient. — Zu wessen Fahnen gehörst Du aber, mein Sohn, daß Du so müßig bei uns bleibst?“

„Ich gehöre keiner Fahne an, edler Herr,“ erwiderte Georg, „aber Herr Markward schickt mich Euch nach, um zu fragen, was ich zu thun habe?“

„So bist Du wohl sein Schützling, der irrende Jürgen,“ rief der Marschall, „und stammst vielleicht ohne daß Du es weißt von dem Heiligen ab.“

„Ich heiße Georg, Herr.“

„Gut, mein Georg,“ sagte der Freiherr froh gelaunt. „Reite nach Haus und sage dem Waffenmeister Gebhard, er solle Dich rüsten und den kaiserlichen Adler auf Deine Pickelhaube setzen. — Morgen aber komm in der Frühe zu mir, dann will ich dem Grafen von der Westerau Dich übergeben, daß Du in des Kaisers Wachen trittst. Es wird ein Platz für Dich offen sein.“

So geschah es, und als am zweiten Tage das Kreuzheer gegen die Donau aufbrach, erblickte Herr Markward seinen Schützling mit Vergnügen auf seinem schwarzen Rosse in dem Zuge, der den Kaiser und dessen Hof geleitete.

9.

Es liegt uns nicht daran, den Marsch jener Hunderttausend tapferer Krieger zu verfolgen, die ein unglückseliger Wahn abermals in den Tod der Wüsten trieb. Lange könnten wir erzählen, wie die Schaaren Leopolds von Oestreich sich mit dem Kreuzheer vereinigten, wie der edle Herzog seinen Oberherrn in Wien empfing, wie sogleich und ernstlich alle Anstalten zur Verpflegung der ungeheuren Schaaren hier, wie in Ungarn, getroffen waren, wie unerbittlich strenge jeder Verbrecher bestraft ward und wie der große, angebetete Kaiser über Alles wachte und für Alles sorgte. Wir könnten auch erzählen, wie in Ungarn König Bela und sein Hof die gefährlichen Gäste bewirtheten, welche glänzende Feste gefeiert wurden, welche Maßregeln der Klugheit und der Abwehr der Herrscher des Magyarenvolks getroffen, wie aber Alles sich in größerer Liebe und Einigkeit auflöste, als Herzog Friedrich von Schwaben sich mit Bela's schöner Tochter verlobte und in Belgrad ein prächtiges Abschiedsturnier gehalten wurde. — Dann brach das Kreuzherr durch die Berge und Wälder Bulgariens, begleitet von vielen ungarischen Edeln, welche sich dem Kaiser anschlossen, und alle zogen kämvfend mit den barbarischen Räubern, mehr noch kämpfend mit der Treulosigkeit der Griechen, weiter gegen Süden zu den Meeresengen, welche Asien von Europa scheiden. Das war ein langer und gefährlicher Zug. Bald wurden Pilgerschaaren in Engpässen überfallen und vernichtet, bald sah man Ermordete in langen Reihen am Wege liegen. Jetzt gab es Lebensmittel in Ueberfluß, dann plagte wenige Tage später Hungersnoth das Heer. — Städte mußten erstürmt, Bulgaren und Griechen

hart gezüchtigt werden und doch folgte ein Verrath dem andern, so daß es vieler Zerstörungen und viel Blutes bedurfte, um den elenden Kaiser Isaak zu überzeugen, es sei besser, wenn er je eher je lieber das Christenheer nach Asien schaffe.

Dieser Kaiser zitterte aber besonders davor, daß Friedrich nach seiner Krone greifen, Konstantinopel erobern und den jungen Herzog von Schwaben zum Herrscher des Morgenlandes machen würde. — Deshalb verlangte er, was einst Alexius, sein Vorgänger, von den ersten Kreuzfahrern verlangt und erhalten hatte, auch von dem Kaiser des römischen Reichs. Er verlangte, daß Friedrich und sein Heer ihm als Oberherrn huldigten, ihm die Eroberungen, welche in Asien gemacht wurden, abzutreten seien, und verweigerte Friedrich den Kaisertitel. Nur als den ersten Fürsten der Deutschen wollte er ihn anerkennen. — Große Selbstbeherrschung gehörte dazu, solche und andere Anmaßungen ruhig abzuschlagen. Mehr als einmal auch entbrannte des Kaisers Zorn; er wollte Schiffe rufen aus Venedig und Genua und Konstantinopel wirklich belagern und erobern, nur sein großer Zweck und der heilige Trieb in ihm hielt ihn davon ab.

Friedrich sandte Botschaft zum oströmischen Kaiser, den Bischof von Münster, den Grafen von Nassau, den von Diez und seinen Kämmerer Markward. Ein glänzendes Geleit tapferer Ritter und Reisige ward den Gesandten beigegeben, von deren Vermittelung man den Frieden hoffte. — Bei der Schaar, welche zu ihrem Schutze mitzog, befand sich auch Georg, welcher in der Zeit seines Waffendienstes sich manches Lob seiner Obern und manchen Beweis der Zueignung von seinem Beschü-

ßer erworben hatte. — Herr Georg von Wiesenbach wollte ihm wohl, auch achteten ihn seine Waffengenossen als einen tapferen Krieger voller Kühnheit. Wo es galt sein Leben zu wagen, da war er immer zur Hand, dennoch aber tadelten viele, daß kein rechter Mannesmuth in ihm sei, denn immer war er einsam und schweigend, nebst düsteren Sinnes und zu keiner Jugendlust aufgelegt. — Unter der eisernen Strenge der Lagerzucht des Kaisers, wo die geringste Uebertretung der Gebote mit Geißelhieben auf den nackten Körper und schimpflicher Ausstellung selbst hier in Feindeslande bestraft wurde, war eine solche Zurückgezogenheit gut angewendet; zahlreiche geistliche Uebungen verordneten die Priester, allein Georg hörte auch nicht allzuoft die Messe, oder beichtete. Er fand keinen unter allen diesen Frommen, dem er sein Herz ausschütten mochte bis auf den Grund, und so meinte man denn, er verhehle vielleicht ein geheimes Verbrechen, das seine Seele quäle und ihn ruhlos mache.

Auch auf dem Zuge nach Konstantinopel verlor sich seine Schwermuth nicht und als sie nun in der reichen, großen Stadt waren, konnten weder das Staunenswerthe und Neue, was er erblickte, weder der Glanz und die ausgesuchte Pracht des Kaiserlichen Hofes und der Großen, noch die Lockungen, welche vielgestaltig auf die blonden Söhne des Nordens gerichtet wurden, seinen Ernst umwandeln. Georg hätte großes Glück und ein wonnevolles Leben hier finden können; denn eine griechische Dame von Rang und Vermögen nahm sich seiner an. Gar manche Deutsche fanden damals schöne Beschützerinnen, denn die hohen schlanken Gestalten waren von besonderem Reiz. — Aber Georg benutzte diese Gunst nicht, welche ihm das Schicksal bot. Er konnte

sie nicht benutzen, denn je weiter er vom Vaterlande zog, um so fester wurden die Ketten, welche ihn mit der Heimath verbanden. Einsam saß er und dachte zurück, heimlich seufzend und wehklagend, und stundenlang konnte er darüber nachsinnen, was dort geschehen sei und was er nicht wisse. Plötzlich aber verwandelten sich die Feste und Ehren, mit welchen man die Gesandten des Kaisers überhäufte, in Gefangenschaft und Kerker. — Von neuer Furcht geplagt behandelte Isaak die Gäste als Kundschafter, und kaum gelang es Georg mit wenigen Andern zu entkommen. Durch mancherlei Gefahren schlüpfend erreichte er endlich nach acht schreckenvollen Tagen eine Streifpartei des Kreuzheeres und mit dieser das Lager.

Dies hatte der Kaiser in Philippolis errichtet, es wohl befestigt und Handel und Wandel eingeführt, so daß Ueberfluß an allen Dingen war. Hier waren auch einzelne Schaaren von Rittern und Reisigen zu ihm gestoßen, welche den Weg zur See gemacht hatten und das Kreuzheer im Lande aufgesuchten. — Als Georg mit den Reitern, die ihn gefunden, durch das Thor der Stadt ritt, erblickte er den Ritter von Wiesenbach, der nicht so bald ihn gewahr wurde, als er bleich vor Schrecken hinzukam und ihm abzusteigen winkte.

„Du kömmst allein,“ sagte der Freiherr, „und die Andern sind todt?“

„Todt wohl nicht, edler Herr,“ erwiderte Georg, aber die Griechen halten sie gefangen auf Befehl des Kaisers Isaak Angelus. Mir gelang es zu entkommen, nachdem Herr Markward mir eine Botschaft zugeflüstert mit dem Befehl, mein Leben zu wagen, um sie dem Kaiser zu bringen.“

„Da kommst Du zur rechter Zeit,“ sprach der Marschall, „folge mir.“

Und mit großen Schritten ging er voran gerade auf des Kaisers Wohnung los, vor der viele Ritter und Rosse und Diener in mannigfacher Tracht standen. Auch Türken waren darunter, bepanzert auf der Brust, beturbant und mit krummen Schwertern und Bogen bewaffnet: ähnlich andern, die schmutziger als jene Kinder der Wüste in Schafpelzen und hohen Mützen aus den serbischen Wäldern gekommen waren. — Wie das Alles zu deuten sei, wurde Georg aber wohl inne, als er, angelangt in dem großen Raume des kaiserlichen Palastes, vor dem erhöhten goldnen Stuhle, auf welchem Friedrich saß, nicht allein griechische Abgeordnete erblickte, sondern auch Melech, den Schwiegersohn des Sultans Kilidge Arslan von Ikonium, an der Spitze einer glänzenden Ambassade und endlich den serbischen Fürsten Kolopetros.

Da sprach einer der Griechen eben mit lauter Stimme: „Es wird dem heiligen Kaiser Isaak Angelus die sicherste Bürgschaft für die Reinheit Deiner Absichten geben, wenn Du Deinen Sohn, den Herzog Friedrich von Schwaben, mit sechs andern Häuptern des Heeres als Bürgschaft nach Konstantinopel sendest, und nur in diesem Falle will mein Herr, der Kaiser, Dir gestatten Deinen Fuß nach Asien setzen.“

„Wirklich?“ erwiderte Friedrich mit einem stolzen Lächeln, „will er es mir gestatten!

„In der Hoffnung,“ setzte der zweite hinzu, „daß Du alsdann ihn als Deinen Oberherrn erkennen magst. Denn wohl wird es Deinem Feldherrnblick nicht entgangen sein, daß Du mit allen Pilgern ganz von Netzen umwickelt bist.“

Da hob der Kaiser sein Gesicht drohend auf und sah den Mann an, der dies gesprochen, daß er das Auge verlegen zu Boden schlug. — „Durch Wahl der Fürsten und durch des Papstes Bestätigung,“ sagte er, „bin ich Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat Gottes Gnade uns die Regierung und Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, als wir deren zu unserem großen Zwecke bedürfen. Die Netze aber, mit denen Ihr prahlt, will ich zerreißen, als seien es Spinnweben.“

Die Heftigkeit seiner letzten Worte und die drohende Bewegung seines Armes brachte hier Bestürzung, dort Freude hervor. — Nichts wäre den Kreuzfahrern willkommener gewesen, als ein Zug und Sturm auf Konstantinopel, eine Sättigung ihrer Rache gegen die treulosen, feigen Griechen. — „Geht,“ sprach Friedrich mit Hoheit, „geht hin und sagt es dem Kaiser der Griechen, daß ich keine Geißeln stellen werde, wohl aber von ihm solche verlange, als Bürgschaft unserer oft gestörten Sicherheit. Alles Uebel und alles Unheil, was ihn und sein Land treffen wird, komme auf sein Haupt.“

Die Gesandten verbeugten sich und traten zurück, noch ehe sie aber sich entfernen konnten, hielt sie der Marschall Wiesenbach auf, indem er zugleich den Knappen Georg vorführte. — „Halt, Ihr Herrn,“ sagte er, „hier ist ein Fall, bei dem Eure Gegenwart nöthig sein kann. — Dieser Gesell hier kommt so eben von Byzanz zurück, aus dem er kummervoll entrann. Mein Herr und Kaiser höre ihn an, es ist Alles, was von Deiner Gesandtschaft übrig ist.“

„Was ist geschehen?“ rief Friedrich entsetzt.

„Man hat Deine Gesandten gefangen und in Kerker geworfen.“

„Sprich Du,“ sagte der Kaiser heftig, indem er auf Georg deutete. „Wer hat es gewagt Hand an sie zu legen?“

„Auf Befehl des Isaak Angelus,“ erwiderte dieser, „erschienen seine Hofwachen. Unsere Wohnung ward umringt und Alle in das Schloß der sieben Thürme geführt.“

„Meine Söhne! Meine Kinder!“ rief Friedrich schmerzlich und drückte die Hand auf seine Stirn. Dann zog er diese fort, sein flammendes Auge suchte die bestürzten Gesandten. Ein Murmeln lief durch den Saal, zornige Worte sich ließen sich hören, Stimmen riefen, man müsse Rache nehmen an diesen hier, und manche Hand lag am Schwert. Es hätte eines Winkes bedurft und die zitternden Griechen waren in Stücke zerhauen. Aber der Kaiser hatte im nächsten Augenblick seinen Schmerz besiegt. „Da sei Gott vor,“ rief er laut, „daß ein Unschuldiger um den Schuldigen leiden soll. Geht frei von hinnen und sagt Eurem Herrn, er solle mir die Männer wiederschicken, welche auf Treue und Glauben zu ihm kamen. Für jedes Haar, welches auf ihrem Haupte gekrümmt wird, will ich Rache nehmen, daß man wehklagen soll, so lange die Welt steht.“ Als die Griechen sahen, daß ihnen nichts geschah, kehrte schnell ihr Uebermuth zurück. „Du siehst, hoher Herr,“ sagte der Groß-Ducas, der an ihrer Spitze war, „wie Deine Weigerungen Unheil befördern. Nicht uns und unserm erhabenen Kaiser miß die Schuld bei, sondern Dir selbst. Mißtrauen ist gesäet zwischen uns, warum zögerst Du ihn auszutilgen, indem Du Deine Huldigung verweigerst?“

„Höre mich an," erwiderte der Kaiser, und er stand bei diesen Worten auf von seinem Stuhl und faßte sein Schwert mit beiden Händen. „Wenn Ihr mich zwingt, werde ich kommen. Ich werde in Konstantinopel einreiten, aber mein ganzes Heer mit mir. Das sage Deinem Herrn und nun schweige still und geh."

Die Gesandten gingen, sie wußten, was aus des deutschen Kaisers Gesicht sprach. — Erst als sie hinaus waren, setzte sich dieser und sein Blick fiel auf Georg. Er ließ sich von ihm den Hergang erzählen, und endlich, daß Markward ihm eine Botschaft vertraut habe.

„Was ist es? fragte er.

Der Knappe stockte. „Das, Herr Kaiser, soll ich Euch allein vertrauen."

„Sage es laut," rief Friedrich, „was in dieser Angelegenheit gesprochen ist, mag ein Jeder hören."

„Herr Markward," sprach Georg, „flüsterte mir zu: Sage dem Kaiser, Isaak Angelus Thron stehe auf wurmstichigen Beinen. Das Volk ist unzufrieden, die Großen meuterisch gesinnt, die Männer ohne Kraft und die Soldaten eine räuberische, feige Rotte. Konstantinopel gehört dem Kaiser, wenn er es will; es kann keinem entschlossenen Angriff widerstehn und Isaak's Reich hat ein Ende."

Diese Botschaft wurde mit leisem Schweigen vernommen. Der Kaiser sah einen Augenblick vor sich hin, er bemerkte den Antheil und die Lust wohl, welche sie aufregte. Konstantinopels Schätze, die ungeheure Beute malten sich in diesem Augenblick vielen sehr lebhaft.

„Treulos und feige sind alle Griechen," rief Abel Melech, der Türke aus Ikonium. — „Warum, o Herr, willst Du es dulden, daß man Dich verspottet, Dich,

den Mächtigen? — Sprich ein Wort, und Kilidge Arslan vereinigt sich mit Dir. Türken und Deutsche, das sind Männer, sie verdienen Freunde zu sein. Warum willst Du für diese elenden Griechen Dein Schwert ziehen?"

„Ich kämpfe nicht für sie," sagte der Kaiser.

Da trat der Fürst von Serbien hervor. — „Ich weiß es gewiß," sagte er, „die Griechen haben den Plan gemacht, Dich und Dein Heer mit dem Mehl, das sie Euch liefern, zu vergiften. — Höre auf die Botschaft dieses Jünglings, den Gottes Schutz wunderbar begleitet hat, daß er Dein Heer glücklich erreichte. Und wenn es Dein Wille ist, großer Kaiser, wenn Du dem Reiche dieser elenden, feigen Griechen ein Ende machen willst, so sollen vierzigtausend Bulgaren Deine Fahnen verstärken. Ich selbst führe sie Dir zu."

Aber der Kaiser schüttelte sein weißes Haupt. „Bin ich hierher gekommen," rief er schmerzlich aus, „um mein Schwert mit christlichem Blut zu röthen? Erst wenn kein Mittel hilft, will ich thun, was nicht zu ändern steht, denn ich habe hohe und heilige Pflichten zu erfüllen. Asien ist mein Ziel und mein Gedanke, erst aber will ich meine Gesandten haben. Sendet Isaak Angelus mir sie nicht, dann, sage ich Euch, will ich sie holen, bis dahin habt Geduld."

Er stieg von dem Fürstenstuhle nieder und Alles schwieg, es wagte keiner mehr seinem klaren Willen zu widerstreben. — Als der Kaiser den Saal verlassen hatte, waren aber viele voll Unwillen und zu heftigen Worten bereit. Man tadelte diese Ruhe, der Unmuth suchte seinen Ausweg und mancher stieß das Schwert auf den Boden, daß es klirrte. Plötzlich hörte Georg hinter sich

eine Stimme, die fest und deutlich sprach: „Bei ihm ist die Weisheit, bei uns die Jugend, aber ich wollte, daß ich nicht gekommen wäre, denn sicher müssen wir nun hier noch lange Monate unthätig zubringen.“

Georg drehte sich um und prallte zurück. Hoch und schlank stand ein Ritter vor ihm, desses gelbes Haar über die Schultern floß. Es war kein anderer, als der Freiherr von Eichstädt, und doch glaubte er einen Geist zu sehen. Im nächsten Augenblick meinte er im Irrthum zu sein, denn der adliche Herr sah ihn ganz fremd und gleichgültig an und sprach dann mit seinen Nachbarn weiter von den Tagesereignissen. Er kannte ihn nicht, und wie sollte das möglich sein, wenn es wirklich der Junker Franz war. — Doch glich er ihm wie ein Zwillingsbruder, Ton und Ausdruck wareu derselbe; auf seinem Schwertknopf war der gelbe Stein, den er gesehen, und an der Stirne über die Wange lief die Narbe nieder, welche er früher schon bemerkt. Ein schmerzliches Bangen, Freude und Wehmuth liefen durch Georgs Herz. O! wie gern hätte er des Ritters Hand gefaßt, wie gern von alten Tagen gesprochen und ihn erinnert, daß er ihm Freundschaft zugeschworen. Er hätte um jeden Preis etwas von Siegelind und von der Heimath zu vernehmen gesucht und doch fürchtete er sich eine Frage zu thun, denn des Freiherrn Blick war kalt wie Eis. Er glitt an ihm nieder wie ein schneidender Stahl; ein Schauer faßte ihn, er wußte nicht weshalb.

Langsam zog er sich an die Thür zurück, dort blieb er stehen. Es währte nicht lange, bis der kam, den er suchte, doch ging er mit Nachbarn an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. — Abend war es geworden und die Nacht sank auf die Gassen von Philippopolis. Die Stadt

war von den meisten Einwohnern verlassen, statt ihrer lagen die Häuser voll Soldaten, denn das Wetter war kalt, ein Regenguß folgte dem andern, der Sturm heulte durch die Bäume. — Endlich trennte sich der Junker von seinen Begleitern. Raschen Schrittes ging er durch das Quartier bis auf den großen Platz des Bazars. Georg folgte ihm, ohne den Muth zu haben ihn anzureden. Plötzlich aber blieb der Ritter stehen und indem er sich umwendete, sprach er mit der starren Ruhe, die ihm eigen war: „Warum folgst Du mir, Gesell?"

„Ihr scheint mich nicht zu kennen, Herr," erwiderte Georg; „doch ist es kaum möglich. Ihr müßt es sein, Junker Franz, und sollten sechs Monate hingereicht haben mich so zu verändern, daß ich ganz aus Eurem Gedächtniß bin?"

„Höre," versetzte der Herr von Eichstädt, „merke Dir das. Ich habe ein Gedächtniß bekommen, wie wenige Menschen. Geh Du dort hinaus und hüte Dich vor meiner Nähe. Ich habe nichts mit Dir zu schaffen, Bube, außer" — hier machte er eine plötzliche drohende Bewegung, dann fuhr er fort: „Ich bin der Freiherr Eichstädt, darin irrst Du nicht, Du aber bist mir fremd, fort also mit Dir! Wage es nicht noch ein Mal mich anzusprechen."

So ging er davon und erstarrt von seiner verächtlichen, zornigen Rede blieb Georg zurück. — Was hatte er ihm gethan? Sein Herz schlug laut, aber er konnte nicht denken, was es sein mochte. — „Heilige Gottesmutter!" rief er, „daß ich den Schimpf dulden muß! Aber was ist daheim geschehen, daß dieser stolze Freiherr Haus und Weib verlassen hat, um zum heiligen Grab zu pilgern?"

Er konnte es nicht ergründen, und je mehr er sann, je mehr verwirrten sich seine Gedanken. Endlich fiel es ihm ein, Siegelind sei todt und habe in ihrer letzten Stunde die Verirrungen ihres Herzens bekannt. — Das mußte es sein, was den Junker fortgetrieben, das allein erklärte seinen Haß. — Kummervoll und voll tiefen Wehs lief Georg in seine Herberge, und seine Thränen flossen heiß auf das heilige Pfand einer Liebe, die er in ihrer Hoffnungslosigkeit um so reiner und tiefer empfand. — Je mehr er sann, um so gewisser wurde es ihm, daß Siegelind nicht mehr unter den Lebendigen weile, und als sie in seinen Träumen ihm weiß und bleich erschien, die Arme um ihn schlang, ihn anlächelte, küßte und verschwand, da war es ihm gewiß und er hoffte nichts mehr; aber seine Sehnsucht und Liebe fesselten sich an eine himmlische Zukunft.

Der Winter verging dem christlichen Heere unter mancherlei Beschwerde. Streifzüge und Kriegsthaten unterbrachen oft die Lagerruhe, und Georg hatte mehr als eine Gelegenheit sich unter den Tapferen hervorzuthun. Das that er auch, doch sein Ehrgeiz war ohne Sporn. Er stürzte sich in den Kampf, wie Einer, der nichts zu hoffen hat, dennoch kam er stets glücklich davon, und kaum ein Mal erhielt er eine leichte Schramme. Oefter aber errang er Lob. Der Ritter von Wiesenbach war ihm stets freundlicher, und der Kaiser bemerkte ihn in den Schaaren; sein Auge wußte die Tüchtigkeit überall zu erkennen. — Endlich war Isaak Angelus mürbe gemacht von den Niederlagen seiner streifenden Schaaren und der Noth des Landes. Er ließ die Gesandten los, stellte Bürgschaft, beschwor in der Sophienkirche den Frieden, verlobte seine Tochter mit dem Herzog Philipp,

des Kaisers Sohn, und befahl das Kreuzheer nach Asien überzusetzen. — Sechs Tage dauerte der Zug über das Wasser, und Friedrich war der letzte. Inbrünstig warf er sich drüben aufs Kniee und dankte Gott, daß Alles wohl geleitet, dann zog er unter der großen Fahne des Kreuzes und des heiligen Michael ins Land des Sultans von Ikonium, dessen Gesandten mit verstellter List ihn freundlich willkommen hießen.

Anfangs ging es auch gut und besser als im Lande der Griechen. Die Thore Laodiceas thaten sich gastlich den Pilgern auf, der Sultan ließ reichlich für Lebensmittel sorgen, es herrschte Ueberfluß und Wohlleben. Bald aber änderte sich diese Scene. Treulose Wegweiser führten das Heer irre und tief in die Salzwüsten hinein, wo Menschen und Thiere verdürsteten. Wenn dann die Christen ihr Lager schlugen, erschöpft von fürchterlicher Hitze und gequält vom Mangel, jagten plötzlich Heerden wilder Turkomanen aus den Verstecken; Reiterschaaren fielen auf den Nachtrab; Wolken von Pfeilen verwundeten und tödteten die Christen, und diese hatten selten den Trost, durch ihre Tapferkeit sich Ruhe zu schaffen, denn diese Feinde hielten nirgends Stand. Sie flohen und verschwanden eben so schnell, wie sie gekommen. Ihre Pferde waren wie der Staub der Wüste leicht; die Streitrosse der deutschen Ritter vermochten nichts dagegen.

Vergebens schickte der Kaiser Boten an den Sultan, welche harte Klagen führten. Kilidge Arslan entschuldigte sich, daß es nicht in seiner Macht sei, diese wilden zuchtlosen Horden zu bestrafen, aber bald deckte sich seine Verrätherei auf. Denn einst als der Abend schon hereinbrach und das müde Heer langsam sich fortwälzend

durch Steppen und Bergschlünde eine Lagerstätte suchte, erschienen plötzlich vor ihm zahllose Haufen von Türken, welche alle Hügel und Höhen besetzt hielten. — Es war der Sultan selbst, der an der Spitze seiner ganzen Macht die Vernichtung der Kreuzfahrer an der Zeit hielt; und dies dünkte ihm nicht schwer. — Der größte Theil der Ritter hatte keine Pferde; sie waren umgekommen. Hunger und Durst hatten die Kräfte der meisten Streiter Christi herabgebracht; unter ihren Rüstungen keuchten sie daher. Was schien leichter, als diesen verwirrten, entmuthigten Schwarm todtzuschlagen?! — Von allen Seiten wurde er eingeschlossen, und Melech, des Sultans Schwiegersohn, schickte eine übermüthige Botschaft: wenn für jeden Christen ein Goldstück bezahlt werde, sollten sie Brod und Wasser bekommen; wo nicht, möchten sie sich zum Tode bereiten.

Dazu auch bereiteten sie sich; aber Friedrich stählte ihren Muth, und als der Morgen anbrach, hörte man den deutschen Schlachtgesang so voll und stark durch die Luft klingen, daß den Heiden davor ergraute. — Es kam ein Mann zum Sultan, so erzählt die Geschichte, der brachte ihm einen abgehauenen Arm. „Sieh hier, Herr," sagte er, „so müde und matt die Pilger sind, so hat doch Einer von ihnen diesen Arm und die starken Eisenschienen, welche ihn schützten, mit einem Schwertschlag abgehauen. Laß uns nicht mit Kriegern streiten, welche das vermögen, vielmehr laß uns warten, bis sie ganz erschöpft sind." — Aber Melech und viele vertrauten ihrer großen Zahl, die wenigstens dreihunderttausend betrug.

Am Mittage senkten sich die Schaaren der Türken von den Bergen nieder. So weit das Auge reichte, wa-

ren die Gefilde mit ihnen bedeckt, und wohl mochte das kühnste Herz erzittern, wenn es diese unzähligen Schwärme und die matten, kranken Christen bedachte. Friedrich hatte alle Ritter um sich gesammelt, welche keine Rosse hatten, eine fürchterliche Phalanx der tapfersten und besten. Er deutete auf die schnellen Reiter und sprach: „Euch fehlen Pferde, die dort bringen Euch welche. Aus dieser Noth rettet uns nur Tapferkeit. Der Tapfere allein darf auf Rettung hoffen; wer die Gefahr flieht, wird darin umkommen."

Da hob der Bischof von Würzburg das heilige Kreuz empor und rief mit begeisterter Stimme: „Seid muthig und getrost, liebe Brüder, Gott und sein Sohn streiten mit Euch; Jesus! Jesus! ergreife Deine Fahne. Denkt an das trostvolle Beispiel der heiligen Märtyrer, so wird Gottes Geist und Hülfe Euch nahe sein, er wird Euch erretten, hilf Du gnadenreiche Jungfrau und bitte für uns!"

Im Augenblick klangen die Trompeten, und mit dem Rufe: „Jesus! Jesus!" drang das ganze Heer den anstürmenden Türken entgegen, durchbrach ihre Ordnung, warf sich wuthentbrannt auf die Leibwachen des Sultans, mordete was ihm zu widerstehen wagte, und in wenigen Stunden war ein großer Sieg erfochten. Zehntausend Türken bedeckten den Boden, weit mehre noch flohen wund und wurden gefangen und einzeln erschlagen. Das Schwert der Christen war unwiderstehlich an diesem ruhmvollen Tage, doch der Ruhm machte nicht satt und löschte den Durst auch nicht.

Auch Georg hatte heldenmüthig gefochten. Das Roß, welches ihm einst der Kaiser schenkte, war von so dauerhafter Art, daß es nicht wie viele andere den Drang=

salen erlegen war. — Er sprengte über das Leichenfeld mit Wenigen den Feinden nach, bis zu einem Platze, wo ein deutscher Krieger am Boden liegend sich gegen mehrere Türken vertheidigte. Knieend hatte er einen so fürchterlichen Hieb gegen einen derselben geführt, daß, wie die Chronik meldet, dieser davon mitten zerspalten wurde. Dann sank er sterbend zurück, eben als Georg zu seiner Hülfe herbeikam, und die Türken flohen.

Voll Bewunderung über diese Kraft und Tapferkeit des christlichen Ritters sprang der junge Kriegsmann zu ihm hin und bemühte sich den schweren Helm von seinem Haupte zu lösen; doch als es gelungen war, wandte er sich schmerzlich ergriffen ab, denn vor ihm lag der Junker von Eichstädt. — Er hatte ihn wohl öfter gesehen, aber immer war des Ritters Auge streng und zornig, ja, wie auch Georg den Stolz bezwang, der sich in ihm regte, und wieder bittend ihn anblickte, der Junker bemerkte ihn nicht, ganz fremd und ruhig schritt er an ihm hin. — Und noch heut in der Morgenfrühe hatte Georg ihn erblickt, als er mitten im Kampfgewühle an des Kaisers Seite in den Streit sprang. Friedrich, der Hohenstaufe, führte den Kern seiner Ritterschaar selbst in den Feind, und der greise jugendliche Held schwang sein Schwert, als sei er ein gewöhnlicher Reitersmann. Die Leibwachen des Sultans umringten den Christenhaufen, man hörte nichts als den furchtbaren Klang des Stahls und der Streitaxt, aber des Kaisers Heldenmuth floß in alle seine Krieger über, und die Berichte dieser Schlacht sind angefüllt mit wunderbaren Thaten. — Hoch vor Allen preisen sie jedoch den Ritter Franz von Eichstädt, dessen unnahbarer Arm die Feinde in so dichten Haufen niederschlug, daß der Kaiser selbst sein Lob

und seinen Ruhm laut verkündete. — Und hier lag nun diese Blume deutscher Ritterschaft, wie Friedrich ihn genannt hatte, bleich, blutig, Pfeile in seinem Harnisch, Wunden überall, aus denen der rothe Quell seines Lebens floß. — Georg riß seine Feldbinde ab und suchte ihm zu helfen. Die Wüste lag sengend heiß und weit, kein Baum, kein Trunk war da; Sturmstöße wirbelten den Sand in Wolken auf und begruben Sterbende und Todte. Dazu schwärmten die Reiter des Sultans in der Ferne, und die Christen, müde von der blutigen Arbeit, außer Stand ihren Sieg zu verfolgen, zogen sich in ihr Lager zurück, der Verzweiflung näher als je.

Die Abendsonne brach roth durch das Staub- und Wüstenmeer, da schlug der Junker sein Auge auf. Seine Stirn faltete sich in Zorn, ein wilder Blick traf den geschäftigen Knappen.

„Was thust Du hier?" sagte er mit matter aber fester Stimme.

„Ich habe Eure schwersten Wunden glücklich verstopft," erwiderte Georg. „Euer Blut fließt nicht mehr."

„Verlaß mich," fuhr der Ritter fort, „Dein Anblick schmerzt mehr als alle Pfeile der Heiden. Du hast mir eine so tiefe Wunde geschlagen, daß nichts in der Welt sie verstopfen kann."

„Um Gott! edler Herr," rief der junge Dienstmann des Kaisers, „denkt jetzt nur an Euch. Rafft Eure Stärke zusammen, daß ich Euch erheben kann. Dann besteigt mein Pferd und sucht das Lager zu erreichen."

Er wollte ihn aufheben, und einen Augenblick schien es, als sollte es gelingen. Der Junker bemühte sich mit aller Anstrengung, aber er sank zurück, wie ein Todter. — Als Georg nun von Neuem ihn aufhob, ward sein

strenges Auge milder. — „Laß mich los," flüsterte er; „es ist vergebens, mein Tagewerk ist vollbracht."

Georg lehnte ihn an die Körper derer, die er erschlagen; er gab ihm sein Schwert in die Hände, daß er das Kreuz desselben betend fassen konnte, dann suchte er nach einer Erquickung umher, und zufällig fand er im Kleide eines der todten Türken ein paar Datteln, deren Saft er auf die vertrockneten Lippen des Junkers drückte.

„Habe Dank," sprach dieser, „und flieh."

„Ich will bei Euch ausharren, Herr," sagte Georg, „ich will Euch beschützen in der letzten Stunde."

„Siehst Du dort die streifenden Turkomannen?" sprach der Ritter. „Verweile nicht länger, und kömmst Du zurück — versprich mir —"

„Was soll ich für Euch thun? sprecht," rief Georg ängstlich, „was es auch sei, ich will es erfüllen."

„Bringe Siegelind meinen Gruß." —

„Sie lebt?" rief der Knappe.

„Sie lebt und erwartet sehnsüchtig Botschaft."

„Von Euch? O! Herr des Himmels! was soll ich Eurer edlen Gattin sagen?"

„Nicht meiner Gattin," rief der Junker heftig, und ein schmerzliches Zucken lief über sein Gesicht. — „Sie liebte Dich, ich hatte es erlauscht, da verließ ich sie, aber meine Liebe blieb im Herzen zurück, das durchbohrt, wie es ist, sie doch noch festhält. — So bringe ihr meinen letzten Seufzer. O Siegelind!" —

Er fiel zurück in den Arm des weinenden Knappen und war todt. Aber im nächsten Augenblick sprang dieser auf, denn fünf Turkomannen fielen auf ihn mit Speeren und Schwertern. Er schwang den Streitkolben und

vertheidigte sein Leben. Sein Arm war stark, neuer Lebensmuth floß in seinen Adern; doch sein Roß entfloh, als er in den Sattel springen wollte; eine Schlinge riß ihn zu Boden, ein Hieb betäubte ihn, ein anderer spaltete seine Schulter. Da stieg einer der Turkomannen ab, zog sein Messer aus der Scheide, warf die Sturmhaube von des Ueberwundenen Kopf, faßte dessen langes Haar — und ließ den geschwungenen Stahl sinken, denn eben schlug Georg die Augen auf. Der mörderische Wilde besann sich eines anderen. „Besser einen Sclaven mitnehmen, als einen Todten hierlassen," rief er, und nach wenigen Minuten war der Gefangene auf ein Pferd gesetzt, seine Füße gebunden, seine Hände ins Kreuz zusammengeschnürt. — Ueber die fortjagenden Reiter wirbelte der Wüstenstaub zusammen.

10.

Zwei ganze Tage ging der Zug durch das versengte, öde Land. Nur zuweilen öffneten sich kleine liebliche Thäler, versteckt zwischen den nackten Felsenhügeln. Dort rasteten die Turkomannen. Dort flossen Quellen, dort standen Dattelpalmen, und die Männer lagen im kühlen Baumschatten. Der Leiden ihres Gefangenen achteten sie nicht. Seine Arme wurden nicht von den Banden befreit, seine Wunden blieben unverbunden, kaum erlaubte man ihm zu dem Quell sich niederzubeugen und zu trinken. Georgs starker Körper war dem Tode nahegebracht; unerträgliche Schmerzen peinigten ihn, er flehte laut um den Gnadenstoß; aber die Räuber verlachten ihn. Bald warf und band man ihn von neuem auf ein Roß, und immer tiefer zog die Schaar in das Gebirgsland

des Taurus. Das Heer des Sultans hatte sich aufgelöst zum Theil, denn viele der tapferen Hirten, aus denen es bestand, kehrten in ihre Thäler zurück. Sie hatten dem Kriegsruf ihres Oberherrn Genüge gethan, jetzt zogen sie mit Beute und Sclaven, aber auch müde, wund und in geschwächter Zahl nach Haus, und scheuen Blicks erzählten sie sich von der fürchterlichen Stärke der fremden Krieger. Sie haßten diese, aber sie achteten sie doch, und Georg selbst war wenigstens von Zeit zu Zeit der Gegenstand ihrer Sorge, denn wenn man durch die Zeltlager der Stämme ritt, schützten sie ihn vor Mißhandlungen der Weiber und Kinder, und sprachen: „Dieser hat wie ein tapferer Mann gestritten, er ist unser Sclave, ihr sollt ihn nicht peinigen.“ Und als der zweite Tag sich zum Abend neigte, lag ein schönes grünes Thal vor den Wüstenkindern. — Senkrecht steil stieg eine Bergwand auf; einer Warte gleich sprang ein Fels an der Spitze hervor, unter welchem eine lange Reihe spitzer Zelte standen. — Da wuchsen auch Palmen und schattiges Gebüsch, ein Wald von Lorbeer und Jasmin umwucherte den harten Stein, glänzende Wiesenstriche zogen zwischen den Bergen hin.

Als die Reiter nahe waren, warfen sie die Spitzen ihrer Mäntel über Kopf und Gesicht, senkten ihre Lanzen und ritten schweigend in ihr Dorf. Aus der ersten Hütte sprang ein Weib ihnen entgegen, und als sie den Zug sah und überzählte, stieß sie ein gellendes Klagegeheul aus. — Wie nun der Schrei eines wilden Thieres plötzlich den ganzen Wald lebendig macht, und aus jedem Dickicht eine schreckliche Stimme antwortet, so war es auch hier. — Das Geheul wälzte sich von Hütte zu Hütte, Kinder, Greise und Weiber sprangen daraus

hervor. Sie weinten, rangen die Hände und verfluchten die, welche ihre besten Männer und Väter erschlagen hatten. — Mitten in dem Dorfe war ein großer runder Platz, dort stand die Hütte des Oberhauptes der Horde; aber Niemand trat daraus hervor, als ein Mädchen, das mit einem Schrei des Entsetzens die Hände vor ihre Stirn schlug, als der Zug an ihrer Schwelle hielt.

„Wo ist Abdul Kebir, mein Vater?“ rief sie dann mit wilder Heftigkeit. „Wo habt Ihr Euren Schach gelassen?“

Der Anführer der Reiter neigte sich tief und sprach: „Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet! Dein Vater, o Gülhana, ist eingegangen in das Paradies, empfangen von den schönsten der Houris, und begleitet von vielen seiner Waffenbrüder. — Schrecklich sind die Männer, welche in unser Land gekommen sind, Niemand kann ihnen widerstehen. Dein Vater ist vor ihnen todt in den Staub gesunken, das ganze Heer des Sultans zerstäubte wie die Asche des Heerdes. Einen der Franken bringen wir Dir zur Sühne, mache mit ihm was Dir gefällt. Laß ihn sterben oder leben, er ist Dein Sclave, und soll erdulden was Du befiehlst.“

Die Tochter des Häuptlings warf einen racheburstigen Blick auf den Gefangenen, der bleich und zum Tode matt sie furchtlos anschaute. — Das Volk umher schrie auf vor Wuth, die Weiber stürzten zwischen die Pferde der Reiter. Sie wollten den verhaßten Fremdling herabreißen, zerfleischen und steinigen. Und dieser regte sich nicht; kein Laut kam über seine Lippen, kein Flehen, keine Todesfurcht in sein Auge. Wie ein geduldiges Schlachtopfer erwartete er den Augenblick, der ihn vernichten würde.

Sei es nun, daß diese Kühnheit und gänzliche Erschöpfung, daß das schmerzliche Lächeln auf seinen Lippen, oder daß seine edle junge Gestalt das Mitleid in Gülhanas Herz erwachen ließ; gewiß ist, daß sie den Reitern zurief: „Ich nehme diesen Sclaven von Euch an, kein Leid soll ihm geschehen, bis ich es befehle.“ — Da wurden die wüthenden Weiber zurückgescheucht, und zwei der Krieger hoben Georg vom Pferde, lösten seine Bande und setzten ihn auf den Boden nieder, wo ihn plötzlich die Sinne verließen. — Noch zuletzt glaubte er zwei schwarze brennende Augen zu erblicken und eine Hand aus weißen Schleiern gehoben, die sich drohend nach ihm ausstreckte.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem Zelte auf einem Heulager ausgestreckt. Sein Brustpanzer, seine Stahlhaube und alle seine Kleider lagen in einem fernen Winkel. Ein Mann war geschäftig sein Haar zu scheeren, ein anderer verband seine tiefe Armwunde und träufelte den Saft von Kräutern hinein, welche er zwischen seinen Fingern zerquetschte. — Man behandelte ihn mitleidig, hüllte ihn in Decken und bedeutete ihn zu ruhen und zu schlafen; doch das Fieber, das ihn ergriffen, ließ es nicht zu. — Zuweilen richtete er sich auf, und dann glaubte er das Wiehern und Stampfen von Pferden zu hören; zuweilen vernahm er die Stimme des Kaisers, die Stimme seiner Freunde, das Klirren der Waffen, das Kampfgewühl der Schlacht. Er sah den Junker Franz auf seinem schwarzen Rosse heransprengen und schrie laut um Hülfe; wenn er jedoch sich aufraffen wollte, stieß ihn eine schwarze Hand zurück, und wenn er die Augen in entsetzlicher Angst auf-

schlug, erblickte er ein schreckliches Gesicht, das ihn angrinste, wie ein Teufel.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht; endlich aber kamen mildere Gestalten. Tröstend legte sich eine weiche kleine Hand auf seine fieberheiße Stirn, seine Lippen flüsterten: Siegelind! ein Lächeln entstand auf seinen Lippen. Er erinnerte sich deutlich, was Franz ihm sterbend anvertraut, daß sie lebe, daß sie frei sei und ihn liebe, und nun sah er sie, wie sie still und bleich auf dem alten Söller am Strome saß, wie ihre langen blonden Locken im Mondschein spielten, der über den Wassern glänzte, wie ihre feuchten großen Augen in den unermeßlichen Sternenhimmel blickten und ihn dort suchten. Und plötzlich sah er sich selbst, jung, schön und stark, heimlich durch die flüsternden Ranken schleichen. Er sah, wie er zu ihr sprang, zu ihren Füßen ihre Hand ergriff, und er hörte den Schrei der Wonne des unermeßlichen Glücks, der keinen Raum in seiner Brust fand. — So trösten die guten Engel den Sterblichen zuweilen, führen ihm als Schatten die zu, welche er ewig missen muß, und stillen seine Schmerzen durch süße Träume.

Mit irren Händen faßte der Kranke durch die Luft umher. Er faßte auf seine Stirn, ergriff ein Etwas, das die magische Gewalt auf ihn geübt, und an das er sich nun mit ängstlichem Entzücken klammerte. Noch immer sah er die edle schöne Geliebte, noch immer das Schloß am Havelstrande, die Thürme mit dem heiligen Kreuz der Christen, die wohlbekannten hohen kühnen Mauern, da plötzlich schlug er die Augen auf und er schloß sie schaudernd wieder. — Dieselben großen brennenden Sterne hefteten sich auf ihn, die er gesehen, als

man ihn unter den Baum verschmachtend niederlegte; dieselbe Hand aus weißen Gewändern, welche ihm gedroht, er hielt sie in den seinen. Da kam ihm das Verständniß. Er erwachte, er erkannte und begriff sein Schicksal, er sah das Filzzelt, das Heulager, er hörte das Schnauben der Kamele, hörte fremde wilde Stimmen, und mit einem Seufzer, mit der schrecklichen Empfindung der Sclave einer Türkenhorde zu sein, begann er sein Erwachen zum Leben.

Nun legte sich die weiche Hand von Neuem auf seine Stirn, und ein wohlthätiger Stern von Hoffnung floß durch ihn hin. — Er sah empor und erblickte eine halbverhüllte weibliche Gestalt. Sie saß an seinem Lager so still und unbeweglich, daß er lange glaubte er träume von Neuem. Doch nun beugte sie sich und flüsterte leise Worte, die er nicht verstand. — Der Wind warf die Decke an der Thür zurück, und auf eine Minute fiel heller Sonnenschein in das Zelt. Da erkannte er Gülhana, seine Herrin. Weiße Tücher lagen um ihre Stirn, aber langes, glänzend schwarzes Haar fiel wellig reich an beiden Seiten daraus hervor. Weiße Tücher umhüllten auch den Hals, und zwischen diesen leuchtenden Linien erblickte Georg einen jener scharfgeschnittenen kühnen, schmalen Köpfe, wie die Frauen dieses südlichen Himmels ihn besitzen, wenn sie schön genannt werden. Augen, welche der Liebende mit den funkelnden Sternen der Nacht vergleicht, große hochgewölbte Brauen darüber, die dem Regenbogen gleichen, eine Nase edel gebogen, ein Mund gleich der Mandelblüthe, klein, zart und sanft geschwellt. Rechnet man dazu, daß Gülhana ihre Nägel und Zähne gelb gefärbt hatte, daß ihre Haut leicht gebräunt und wie Sammet weich, daß sie kalt und

frisch war wie ein Quell, der tief aus Felsenlagern springt, so wird man nicht zweifeln, daß sie unter den Schönen die Schönste, unter den Blumen der Wüste die herrlichste und gerühmteste war.

Forschend blickte sie den Fremdling an und ein leises Lächeln bewegte ihr Gesicht, als sie seine Bestürzung bemerkte. Sie mochte es als Beweis scheuer Ehrfurcht betrachten, daß sie, die Herrin, hier am Lager des kranken Sclaven verweile, und sie suchte ihn zu beruhigen. Leise hob sie die Hand von seiner Stirn, berührte die ihre und machte das Zeichen des Grußes des Salams, der Georg nicht unbekannt war. Dann flüsterte sie einige leise Worte, deren Ton man es anhören konnte, daß sie frage, wie er sich befände?

Statt der Antwort nahm der wunde Mann dankend ihre Hand und berührte sie mit seinen Lippen. — Das war eine Huldigung, welche alle Frauen verstehen, die Wilde in der Wüste und die Königin des meist gesitteten Volks.

Sie zog die Hand lächelnd zurück und beugte sich tiefer zu ihm nieder, ihre dunklen Augen blickten ihn forschend aber freundlich an. Sie zeigte ihm vier ihrer Finger, und er verstand aus ihrer Pantomime, daß er vier Tage bewußtlos in Fieberhitze zugebracht, dann goß sie aus einem Kruge kühlenden, süßen Saft in eine Schaale und reichte ihm diese, daß er trinke.

Der stumme Dank des Gefangenen schien Gülhana zu gefallen. Sie sprach ihm Muth und Trost ein, das begriff er, denn ihre Stimme ward lauter und bestimmter; er glaubte ihre Worte verstehen zu können. — „Fürchte Dich nicht, Fremdling," sagte sie, „Gülhana wird Dich beschützen. Ich hasse Dich nicht, Du hast mir den Vater nicht getödtet; das thaten Deine Brüder

wohl, aber in der Schlacht fließt das Blut dessen, der besiegt wird. — Ruhe hier aus und werde gesund. Niemand soll Dich kränken, und Niemand wird es thun, denn Du hast nun Obdach in unseren Hütten gefunden. Gülhana wird Dich pflegen lassen, und wenn Du Dein Haupt erheben kannst, wie die junge Palme, wenn Du hinausgehen wirst in den Sonnenglanz, im Schatten der Feigen zu sitzen und in der Kühlung des Quells, dann wird Allah Dich heilen. Gott ist groß und gütig, und Du bist jung und schön. Lebe wohl, ich werde wiederkommen."

Sie ging, doch von diesem Tage an kam sie und saß an seinem Lager. Es war zur Stunde, wo die Männer geschäftig bei der Arbeit im Felde, und die Weiber im Hause walteten. Gülhana kam unbemerkt und entfernte sich, das bemerkte der Gefangene wohl, aber sie blieb bis sie die Stimme der wiederkehrenden Hirten hörte. Sonst war sein Pfleger ein alter schwarzbrauner Mann, dessen häßliches Gesicht Georg in seinen Träumen geschreckt hatte. — Er war schweigsam und verdrossen. Ein falscher Blick des Hasses lag in seinem Auge, er haßte den, den er pflegen mußte, und er that es unter Verwünschungen, die Georg nicht verstand. — Mit Gülhana konnte er reden; sie lehrte ihm das. Sie nannte ihm die Namen vieler Gegenstände, und fragte ihn wie sie in der Frankensprache hießen; sie setzte die Worte zu Sätzen zusammen, und wo die Worte fehlten, traten Zeichen ein. Bald verstand er den Sinn ihres Geflüsters, bald sie seine abgebrochenen Laute, aber oft schwiegen beide, ihre Augen begegneten sich, ihre Hände ruhten zusammen. Der schöne, junge athmende Körper des Mädchens lehnte sich zuweilen in süßem Vergessen

über ihren Sclaven. Einst aber trat mitten in solchem Beginnen der alte Nadir herein, und heftig erschreckt zog sich Gülhana augenblicklich zurück.

„Ich beobachtete diesen Frankensclaven," sagte sie, „und glaube er hat die Absicht, so lange als möglich hier faul zu liegen und sich ernähren zu lassen."

„Ich werde ihn mit der Peitsche auftreiben," erwiderte Nadir.

„Das sollst Du nicht," versetzte Gülhana. „Er ist noch matt von seinen Wunden."

„Nimm Deinen Schuh und schlage ihn ins Gesicht, Du wirst sehen er ist gut auf den Beinen."

„Elender Knecht," rief Gülhana, und sie nahm in der That ihren Schuh und schlug nach Nadir, „wage es nicht Deine Hand an ihn zu legen. Morgen führe ihn hinaus, laß ihn unter den Bäumen sitzen, und wenn er stark genug ist, soll er die Kamele am Brunnen tränken."

Der alte Diener verbarg seine Wuth. Alles, was er that um sie zu stillen, war, daß er dem Franken einen zufälligen Fußtritt gab, und ihn unsanft aufrüttelte, als er am nächsten Tage seiner Herrin Befehle erfüllte. — Er brachte ihm einen Schurz, eine Wolldecke und ein braunes Tuch um den Kopf zu binden, dann öffnete er das Zelt und führte ihn zu den Baumhecken an der Bergwand, wo im tief ausgehauenen Brunnen ein Quell Menschen und Heerden Wasser bot.

Dort saß der Verlassene, und um ihn grünte die Oase in wundersamer Herrlichkeit. — Ein leiser Wind zog über Blüthen und Blumen, und trieb den Duft in die fern nebelnde Wüste, in den grauen durchglühten Horizont, welcher auf ihr niederhing mit der Unermeßlichkeit des Oceans. Vor ihm thürmten sich die Gebirgs-

züge des Taurus auf. Fernsichten öffneten sich zwischen waldigen und dunklen Schluchten und steile nackte Hügel zogen zu den Hauptketten empor, welche kühn ihre Häupter in die Wolken streckten. — Hier war ein Scheidepunkt zwischen Sandwüste und wilder Felsformation, darum hatte die Natur dies kleine Thal so verschwenderisch aufgeputzt. Sie wollte offenbaren, daß ihre Lebenskraft unerschöpflich sei auch mitten in dem ewig unfruchtbaren Reiche der bösen Mächte.

Und Gülhana hatte Recht. Im Schatten des Lorbeers, unter den Düften der Tamarinden und Jasmin legte sich Allahs Hand heilend auf Georgs Herz. Das Leben quoll in seinen Adern, ihre Pulse schlugen rascher, die Hoffnung zog leise in seine Brust. Er konnte weinen und beten, doch als er die Männer auf den Feldern niederknieen sah, ihr Haupt nach Osten gerichtet, wandte er sich abendwärts und streckte flehend seine Hände aus, denn dort lag ja Deutschland, dorthin ging seine Sehnsucht. — Drei Tage saß er am Borne, wo das Gestein eine kühle Grotte bildete, und wie viele Zeit blieb ihm an Alles zu denken, was er verloren?! Je mehr seine Kräfte wiederkehrten, um so heißer und heftiger wurde sein Verlangen, und so inniger hing sich sein Herz an seine Wünsche. — Er dachte immer wieder an den Junker Franz, und unzählige Male hörte er dessen Worte; da faßte er nach dem kleinen Kreuz auf seiner Brust, aber ach! er hatte es nicht mehr. — Wohin war es gerathen? Wer hatte es ihm genommen? Er wußte es nicht. — Er hatte es vor der räuberischen Gier der Turkomannen glücklich bewahrt, und glaubte es noch in seinen Fieberträumen gefaßt zu haben. Seit jener Zeit hatte er nicht mehr daran gedacht. Warum nicht?

Da fiel ihm Gülhana ein, und seine Fantasie beschäftigte sich mit ihr. Das kleine, dunkeläugige Mädchen stand vor ihm, er fühlte den Druck ihrer langen schmalen Finger, und er schloß die Augen und träumte weiter vom Leben in den Zelten und in der Wüste, von den schnellen Reitern, die durch das Sandmeer jagen, von der träumerischen Ruhe der Polster in heißer Mittagsglut, von Kamelen mit Baldachinen, wo die Frauen sitzen, vom Fächeln der Palmen und dem balsamischen Wehen der Abendluft.

Endlich wurde er durch das wilde Geschrei der Hirten aufgeweckt, welche die Thiere zum Brunnen brachten. Er stand auf, stieg die Stufen zum Wasserbehälter nieder, und half die Eimer heraufheben in die Tröge, aus denen die Heerde getränkt wurde. — Die Turkomannen unterhielten sich über ihn in verschiedener Weise. Manche lobten seinen Körperbau, seine weiße Haut, oder die Muskeln seiner Arme, die meisten aber blickten finster auf den Christensclaven, den sie haßten und verspotteten; ja Einer unter ihnen, ein großer, wildblickender Mann, der im meisten Ansehn zu stehen schien, spie ihn an und drohte ihm heftig, weil er nicht schnell genug das Wasser brachte.

Nadir führte ihn in das Zelt zurück, dort blieb er vor ihm stehen und sagte grinsend: „Osman Kebir ist Gülhanas Verwandter, er ist mächtig und wird Dich von der Herrin bald zur Feldarbeit fordern. Dann, Christ, werden Deine guten Tage vorüber sein; Du wirst arbeiten müssen, wie der Zuchtstier arbeitet, und die Peitsche wird auf Deinem Rücken klatschen. — Osman liebt die Christen nicht, sie sind wie der Schakal raubsüchtig; es sind Hunde, die kein Erbarmen verdienen.“

„Was thaten sie Dir?“ erwiderte Georg.

Der Neger schlug erbost die Hände zusammen. „Mir?“ rief er. „Allen Kindern des Propheten thun sie Qualen an. — Es sind Reiter gekommen, welche uns Nachricht brachten, daß der große Sultan von Ikonium sein Haupt vor ihnen beugte, weil die Ungläubigen seine Stadt eingenommen haben. — Er hat Frieden machen müssen; wir aber machen keinen Frieden, wir geben keinen Sclaven heraus; wir kennen viele Orte im Gebirge, wohin kein Christ kommen wird. — Du wirst Deine Brüder nicht wiedersehen, Du wirst hier sterben, Christ.“ — Er lachte laut auf und ließ den Bangenden allein.

11.

Eine Woche ging vorüber und eine andere folgte ihr, ohne daß sich in Georgs Zustand etwas geändert hätte. Seine Wunden waren geheilt, und noch immer überließ man es ihm, sich am Brunnen zu beschäftigen und über sein Schicksal nachzusinnen. — Zuweilen sah er Gülhana, doch immer nur auf kurze Zeit und in Begleitung ihrer Dienerinnen. Der Sclave schien ihrer Aufmerksamkeit nicht werth zu sein. — Endlich kam sie und fragte gleichgültige Dinge, aber ihre Augen sprachen zu ihm eine Sprache, die der Orient mit seinen heißen Leidenschaften erfunden hat. — Ein Blick sagte ihm, sei vorsichtig, ein anderer, ich vergehe in Sehnsucht. Dann ließ sie die Jasminblüthe fallen, als Zeichen ihrer Liebe, und als sie ging und sah, daß er sie aufgehoben, streckte sie die Hand zur Sonne empor und deutete auf den tiefen Westen.

„Ich werde Dich sehen, wenn die Nacht kommt,“

flüsterte Georg. Da lief ein brennend Feuer durch sein Herz und löschte alles andere Denken aus. Wie langsam vergingen ihm die Stunden, wie oft sah er zur glühenden Sonnenkugel auf, bis sie sich endlich senkte, und wie träge zogen die Thiere herbei, die er tränken sollte.

Osman stand am Quell, schmähte auf seine Langsamkeit und schalt ihn zornig. — „Warum trägt dieser Sclave keinen Eisenring um den Hals?" fragte er.

„Gülhana hat es nicht gewollt," erwiderte Nadir.

„Ich aber will es!" schrie der Turkomanne. „Ich befehle Dir ihm morgen den Ring anzulegen." — Nadir nickte beifällig, und Georg schwieg. Er war in dieses Mannes Gewalt.

Endlich kam die Dunkelheit. In den Zelten ward es still; die Hunde, losgelassen von ihren Ketten, umschwärmten das Lager, Schakal und Hyänen abzuhalten. — Leise öffnete der Franke die Zeltwand und schlich hinaus. Tod stand darauf, wenn man ihn erblickte, doch weit schrecklicherer Tod, wenn das Verbrechen an den Tag kam, zu dem er auszog. Auch die Tochter des Häuptlings würde ihm nicht entgangen sein.

Aber die Nacht war finster. Der Wind rauschte an der Bergwand hin, die müden Menschen schliefen alle, und Niemand bemerkte den flüchtigen Mann, der sich durchs Gebüsch wand und in die Grotte schlüpfte. Eine Hand ergriff die seine, weiche Arme umfingen ihn, und zwei Lippen tranken gierig seine Küsse.

„Wonne meines Lebens," flüsterte Gülhana, „wie viele Tage sind mir traurig vergangen, ehe ich den Muth fand Dich zu sehen. Ich bebte davor, daß mein Herz sich zu Dir, dem Christen, neigte, ich weinte über meine Schwäche, und flehte zum Propheten mir zu helfen."

„Und er hat Dir geholfen, Gülhana, Du bist hier.“

„Er hat mir geholfen,“ erwiderte sie. „Im Schlafe erschien er mir in seinem goldenen, strahlenden Kleide. Sein strenges Gesicht war gütig anzuschauen; er neigte sich zu mir und segnete mich. „Sei getrost und muthig,“ sagte er, „ich will ihn dir zu eigen geben, den du liebst. Du sollst mit ihm lange in Frieden wohnen, sein Haupt soll in deinem Schooße ruhen, unter deinen Schleiern soll er schlafen, sein Arm soll sein dein Arm, sein Herz dein Herz, und einst will ich Euch zu mir rufen in mein Paradies voll ewiger Wonne.““

Georg hatte bei ihren Worten ein langes, wunderbares Leben durchlebt. Er in ihren Armen, er an Gülhenas Herzen, das er schlagen hörte, sah sich im Geist an der Spitze dieser Hirten, ihr Gebieter, ihr Fürst; er lag im Zelte hingestreckt, das Haupt in seines Weibes Schooß, und der Sumum schoß giftig glühend darüber hin. — Palmen und Kamele, braune Kinder und nacktes Gesinde sah er um sich stehen und lagern. Losgetrennt vom Menschenleben fühlte er die wilde Freiheit der Wüste in seiner Brust.

„Darum,“ fuhr Gülhana fort, „gehe zu ihm, den du liebst, — so sprach der Prophet — und sage ihm, daß ich dich sende. Sage ihm: du bist mein Sclave, laß uns tauschen, ich will deine Sclavin sein. Nimm was ich habe. Nimm meines Vaters Haus, nimm seine Kamele, seine Rosse, seine Diener, nimm mich selbst, doch laß ab von deinem falschen Gott, bete zu Allah und seinem Propheten.“

Hätte Gülhana das plötzliche Schrecken sehen können, das Georg beben machte, sie würde inne gehalten haben. Aus allen seinen Himmeln war er emporgerüttelt. Er

der Christ, der Kreuzfahrer, ausgezogen um des Heilands heiliges Grab den Heiden zu entreißen, er sollte den Erlöser verfluchen, zu dem Propheten beten, den er so oft lästern half? — Himmel und Hölle stritten in seiner Brust, da sprach Gülhana weiter: „Du liebst mich; du hast bei den Kindern des Propheten gelebt, sie und Allah haben Dir Leben und Gesundheit wiedergeschenkt. O! wie oft habe ich zu ihm gerufen, Dich zu schützen, und siehe, er ist Dir gnädig gewesen, er will Dein Glück. Morgen ist ein großer Tag. Osman Kebir, mein Vetter, hat den Stamm berufen. Er begehrt mich zum Weibe, seine Hand streckt sich nach meinem Erbe aus. Ich aber werde vortreten und sprechen. Ich werde sagen: Hier steht der Mann, den ich liebe. Er war ein Christ, nun aber betet er zu dem Propheten, wie Ihr. Darum ist er kein Sclave mehr; er soll es nicht sein, denn ich schenke ihm die Freiheit; und weil sein Arm stark und tapfer ist, sein Auge kühn und mild, wie das Auge meines Vaters war, so wähle ich ihn zum Herrn mir und Euch."

„O! Gülhana," rief Georg schmerzlich.

„Zage nicht, Stern meiner Augen," fuhr sie zärtlich fort. „Osman ist wild und stark, aber er hat wenige Freunde. Er versteht die Kunst, giftige Tränke zu bereiten, doch ich werde Dich behüten. Ich werde meinen Traum erzählen und im Namen des Propheten sprechen; Alle werden niedersinken und Allahs Willen preisen. — Und Du," sagte sie nach einer Stille, indem sie die Arme um ihn schlang, „Du wirst auf immer mein sein. — Als Du im Fieber lagst, saß ich bei Dir. Deine Hände flogen wild umher und faßten ein Kreuz auf Deiner Brust. Ich nahm es von Dir, da wurdest

Du ruhig. Es war ein böser Zauber, der Dich bedrückte. — Gott ist groß und allmächtig, rief ich, und weit schlugst Du die Augen auf und sprachst mir nach: „Gott ist groß und allmächtig!“ So hast Du Dich ihm geweiht und dem Propheten, der Dir nahe war.“

„Wo ist das Kreuz? Wo hast Du es gelassen?“ rief Georg.

„Hier ist es,“ sagte Gülhana, und aus dem Körbchen, das am Boden stand, nahm sie es und berührte mit Abscheu kaum die Matte, in der es lag. „Nimm es, wirf es weit fort, verbrenne oder vergrabe es; dann wird der letzte Zweifel in Dir erlöschen, dann wirst Du frei von allen Schmerzen sein.“.

In diesem Augenblick erhoben die Hunde vor dem Lager ein wildes Gebell und Geheul. Rosse wieherten und Menschenstimmen schrien in der Ferne. Die langen, grellen Töne eines Horns ließen sich hören.

„Fort,“ rief Gülhana, „fort, entfliehe! Es kommen Fremde, uns droht Gefahr. Aber morgen, Geliebter, morgen!“ — Sie eilte an die Quelle hin, Georg sprang ins Gebüsch, das Lager der Turkomanen war in einem Augenblick erwacht. Die Hirten mit ihren Waffen, ihren Weibern und Kindern sprangen aus den Zelten und nur der Nacht und der Verwirrung hatte es der Sclave zu danken, wenn er unbemerkt entkam.

Bald brannten Fackeln auf dem Platze, das Volk sammelte sich dort um einige Reiter, welche mitten unter ihm hielten, laut und lebhaft sprechend. Es waren Kriegsmänner, vollständig zum Kampf gerüstet. Was sie sagten, verstand er nicht, aber an dem wilden Geschrei der Turkomanen hörte er wohl, daß es keine gute Botschaft sei. — Endlich sprach Osman Kebir mit

drohenden Geberden und höhnischem Lachen. Er streckte seinen Arm aus und schüttelte ihn, als halte er ein Schwert, dann bot er den Reitern die Hand zum Gruß, nöthigte sie in sein Haus und der Schwarm verlief sich; nach und nach ward es wieder still, wie es gewesen.

Georg warf sich auf sein Lager, als er Schritte hörte. Nach einer Weile trat Nadir herein, horchte auf seine Athemzüge und sagte dann verächtlich: „Der Hund, er schläft, aber er wird mit Entsetzen erwachen. Er weiß nicht, daß seine Brüder, die falschen Christen, heranziehen und daß des Sultans Abgesandte uns warnten. Morgen, wenn die Sonne kommt, ziehen wir in die Berge und dieser Sclave soll eine hübsche Kette tragen, ich habe die beste und dickste ausgesucht."

Und wieder ging eine Stunde hin, als Georg leise von Neuem aufstand. Er hatte seine Entschlüsse gefaßt. An dem Pfeiler, der das Zelt trug, hingen die Fetzen seiner ehemaligen Kleider als Siegestrophäen, dort hing sein Dolch und sein Helm. — Leise ergriff er beides und trat in die Finsterniß. Leise schlich er durchs Gebüsch am Brunnen hin über Gräben und Hecken, und wie er die Luft der Freiheit athmete, rannte er in die Wüste hinein, bis er ermattet auf dem Hügel stand und einen leichten Blick über das Lager werfen konnte. Die Sterne schienen hell, er konnte die Spitzen der Zelte erkennen. „Lebe wohl, Gülhana," rief er, lebe ewig wohl!" Mit diesen Worten eilte er in das weite todte Sandmeer, entschlossen zum Tode, doch ungewiß, wo und wie er sterben solle.

Als der Morgen kam hatte er einen weiten Weg gemacht. Er sah nichts um sich als verbranntes Gestein, eine entsetzliche Oede. — Aus dem beweglichen Staube

stiegen Kalklager auf, in welchen schwarz und zerbrochen sich tiefe Spalten öffneten. — Scharfen Auges musterte er den Horizont, und mit Schrecken erblickte er an dessen äußerstem Rande kleine bewegliche Punkte. Er erkannte Reiter, welche hin und her sprengten. Schnell warf er sich nieder und kroch in eine der tiefsten Höhlungen. — Die Sonne schien glühend nieder, kein Lufthauch kühlte ihr Feuer, kein Laut des Lebens ließ sich hören und des Flüchtlings Lippen verbrannten, seine Lungen dörrten aus, er athmete die glühende Luft des erhitzten Felsenspalts und rang mit Qualen, welche nach und nach ein wahnsinniges Verzweifeln hervorbrachten. — Endlich sprang er auf und ergriff seine Waffe. „Ich will fort,“ rief er, „mag mich treffen, was mich treffen kann. Besser unter Pfeilen und Schwertern sterben, als hier verschmachten. So kletterte er empor und stieß einen Schrei aus, als er auf seinen Füßen stand.

Kaum eine Meile von ihm ringelte ein ungeheurer Heereszug durch das Land, wie eine Schlange ringelt, ein schmaler beweglicher Streif, dessen Ende noch in weitester Ferne sichtbar war. Aber er konnte Fahnen erkennen, Banner, Führer und die Sonnenpfeile prallten von blitzendem Stahl zurück. Es war das Kreuzheer, Georg konnte nicht daran zweifeln, und mit einem Freudenruf, mit Thränen und gehobenen Armen sprang er von den Kalkklippen nieder und näherte sich den Freunden und Brüdern, die ihm entgegen eilten.

„Welche seltsame Gestalt ist das?“ sagte der Kaiser und deutete auf ihn. „Ich sehe einen Menschen, behelmt wie ein Christ und in weißer Decke, nackt und wild, wie ein Turkomanne.“

Da erhob sich großes Geschrei von denen, die ihn

erreicht hatten. Es war des Kaisers Leibwache, viele erkannten den, welchen sie als todt längst beklagt, und einer der Wappner ließ ihn aufsitzen und brachte ihn so zum Kaiser und der Ritterschaar an seinen Seiten.

Der Fremdling nahm den Helm ab, da erkannte ihn Herr Markward zuerst. „Georg!“ rief er, „Du lebst!“ und er sprang ihm helfend bei. „Mein hoher kaiserlicher Herr,“ sprach der Erschöpfte tiefathmend und sich haltend. „Durch Gottes und des Erlösers Huld bin ich frei geworden, aber nahe am Verscheiden.“

„Wer ist es?“ fragte der Kaiser. Aber im nächsten Augenblick fuhr er fort: „Du bist der wackere Jüngling, der nach der Schlacht in der Wüste vermißt wurde. Gebt ihm, was vorhanden ist, um seinen Durst zu stillen.“

Man brachte einige Früchte und den Rest von Wasser aus einem Schlauch, das, so schlecht es war, ihn doch erquickte, und nun begann er die Erzählung seiner Schicksale, welche der Kaiser aufmerksam hörte. „Ein Thal mit Wiesen, Bäumen und Quellen,“ rief dieser, als Georg geendet hatte. „Wie weit ist es? Wo ist es gelegen?“

Der Knappe gab darüber Bescheid, und daß es an den Abhängen des Taurus, vielleicht sechs Stunden entfernt liege.“

„Getraust Du Dir es aufzufinden?“ fragte der Kaiser.

Georg musterte die fernen Gipfel des Gebirgs. Er erkannte den darunter, welcher gerade hinter dem Thale aufstieg, und sagte: „Ich kann es.“

„Was Du in sechs Stunden liefst,“ sprach der Kaiser, „können Reiter in vier zurücklegen. — Auch wir erliegen dem Durst, dort finden wir, was wir brau-

chen. Wir werden dort sein, ehe die Sonne sinkt. Gebt ihm ein Pferd."

Da wurde dem Wegweiser ein Roß gebracht und siehe, es war das edle Thier aus Ungarn, das er sich gewonnen. Reiterlos zum Christenlager gelaufen, hatte es der Herr von Wiesenbach für sich genommen und gab es jetzt seinem Eigenthümer zurück sammt Koller, Helm und Schwert.

Der Kaiser sammelte, was er an Rittern besaß, und er selbst an der Spitze dieser auserwählten Schaar folgte dem Knappen, der ihnen den Weg zeigte. Noch immer ungebeugt, kräftig und hellen Auges saß der alte Held zu Rosse und achtete der Wüste Staub und Hitze so wenig, wie seiner Feinde zahllosen Schwarm. — Er hatte unter den Mauern von Ikonium den Sultan aufs Haupt geschlagen, die Stadt erobert, eine ungeheure Beute erworben und Kilidge Arslan gezwungen Geißeln zu stellen. — Jetzt hörte er von Georg die neue Tücke, durch welche den Hirtenstämmen Flucht und Landesverderbniß anbefohlen wurde, aber er lachte dazu und sprach: „Laßt sie dräuen, jetzt ist die Gefahr vorüber. — Die Wüste liegt hinter uns und nur dies Gebirge trennt uns noch von dem fruchtbaren Syrien. Ueber diese Berge aber wird uns Gott auch helfen und dann haben wir das Ziel erreicht. Die heilige Stadt ist unser, ewiger Ruhm und Preis erwartet uns."

Je weiter sie ritten, um so gewisser war Georg seiner Sache. Er erkannte an einzelnen Markzeichen den Weg, auf welchem er entflohen, und plötzlich sahe er den Hügel vor dem Thale, dann sprang der Fels darüber hervor und nun lag die grüne Oase vor den Augen der erschöpften Christen.

Da stimmten sie eine Lobhymne an und der Kaiser rief: „Wohlauf, Ihr Herrn, hier ist Wohlsein, hier finden wir Futter und Wasser in Ueberfluß und nicht den köstlichsten Wein möchte ich um einen frischen Trunk nehmen. Wo ist der Born, Gesell?"

„Dort unter den Bäumen, mein hoher Herr," erwiderte Georg, der forschend durch das Thal geblickt hatte. Es war leer, die Zelte waren alle verschwunden, der Hirtenstamm entflohen, die Erntefelder verwüstet. Aber die Ebene voll Gras war geblieben sammt dem Brunnen unter der Felsenwand.

Und Herr Markward nahm schnell einen Trinkbecher von Gold, mit edlem Gestein kostbar geziert. Mit diesem sprang Georg die Stufen hinab, wo er gestern noch die schweren Kameleimer auf und nieder getragen und Mißhandlungen erduldet. Der Spiegel des Quells schimmerte wie Krystall, da schöpfte er das kühle Naß und brachte es dem Kaiser dar.

„So laßt uns trinken und ruhen," sprach dieser. „Dieser Trank perlt wie goldener Rheinwein, möge er uns munden und bekommen gleich ihm."

In diesem Augenblick erschien auf der Spitze des Felsens eine weibliche Gestalt. Vom Sonnenlicht umstrahlt, hatte sie ihre Schleier zurückgeschlagen und zeigte frei ihr schönes, angsterfülltes Gesicht. — „Kreuz!" rief sie in verständlichen deutschen Worten und ihre Hand deutete auf Georg, dessen Brustharnisch das große Kreuz des Christenthums trug: „o, Kreuz! wende dich von dem Borne!" Plötzlich sprang eine zweite Gestalt hervor, ein Mann, der das bloße Schwert in der Faust trug, und riß das Mädchen zurück.

„Gülhana!" schrie Georg zu ihr auf. Doch von

einem schrecklichen Gedanken ergriffen, dessen Wahrheit über ihn kam, wandte er sich um und warf mit einem raschen Schlage den goldenen Becher aus des Kaisers Hand.

„Halt ein, mein hoher Herr,“ rief er, „Du trinkst den Tod! der Quell ist vergiftet.“

Ein Hund war inzwischen unbeachtet die Stufen hinabgelaufen, jetzt kam er zurück, winselte, taumelte und fiel in Zuckuugen nieder.

Da blickte der Kaiser zum Himmel auf, lange schweigend und die Hände faltend. „Du großer, gnadenreicher Gott,“ sprach er dann ernst, „Du willst daß Dein Werk durch meine sündige Hand vollendet werde.“ — Er stieg vom Rosse und legte seine Hand auf Georgs Haupt. „Ich danke Dir,“ sagte er, „Deines Kaisers Dank soll Dein Leitstern sein für ein langes, rühmliches Leben, und daß Dein Thun verewigt werde in dem Gedächtniß der Menschen, so knie nieder.“

Er zog sein Schwert, Georg sank aufs Knie.

„Knie nieder,“ sprach der Herrscher indem er seine Schulter berührte, „und erhebe Dich als Ritter Kreuz wende Dich vom Borne! — denn Kreuz vom Borne sollst Du heißen und so lange Dein Geschlecht von Gott gesegnet auf Erden wandelt, soll es diesen Namen tragen.“ Darauf nahm der Kaiser die goldene Ehrenkette ab und hing sie dem neuen Ritter um. Er küßte ihn auf Wangen, Stirn und Mund und ermahnte ihn fromm, stark uud tugendhaft zu sein; Herzog Friedrich von Schwaben aber fiel ihm um den Hals und gelobte ihm Freundschaft und Rittertreue, deß zum Zeichen gab er ihm sein Schwert, eine Rüstung und schnallte selbst die Sporen ihm an. —

Freude und Lobeserhebungen hörte man nun überall; jedoch am freudigsten von allen war der alte Herr Markward, der wußte des Schmeichelns und Rühmens kein Ende.

12.

Bald waren andere lebendige Quellen aufgefunden, und das ganze Heer der Christen rastete hier zwei volle Tage. — Gleich als Gülhana verschwand, hatten einige der schnellsten Krieger den Fels zu erklimmen gesucht, als sie aber die Höhe erreichten, sahen sie auf dem langgestreckten Sattel derselben einen Trupp berittener Turkomannen schon von fern auf der Flucht, und versicherten sich bald, daß kein Feind mehr in der Nähe sei. Und überall ward es schnell bekannt, wie dem Kaiser das Leben erhalten, überall pries man es als ein Wunder, und Lob und Ehren strömten auf den kühnen Ritter vom Borne, den der Herr sich zum Werkzeug ausersehen.

Georg war auch von dem Wunder fromm entzückt, das hier geschehen; denn Wunder schien es ihm, daß Gülhana, die während ihres Zusammenlebens wohl manche einzelne deutsche Worte von ihm erlernt, von Gottes Gebot getrieben wurde zu sprechen und ihn zu warnen. Der Gott der Liebe hatte das Wunder vollbracht.

Osman, der den Born vergiftet, hatte sich auf dem Fels verborgen, um die Wirkung seiner argen List zu belauschen. — Da erkannte Gülhana den Flüchtling, und ihr Herz vereitelte die Rache.

Wie nun auch Georg ihr Schicksal betrauerte, er fühlte sich doch glücklich und froh, und dankte der gna-

denreichen Jungfrau ihn vom Wüstenleben und aus den Liebesarmen eines Turkomannenmädchens erlöst zu haben. In seiner neuen Ritterwürde vermehrte er die Schaar des Kaisers, welcher ihm Sold zahlen ließ und Sorge um ihn trug. — Der Krieg hatte die Reihen der Kreuzfahrer gelichtet, aber noch war das Heer gewaltig, und wie es immer geht: den Mühseligkeiten unterlag der schwächere Theil, der Kern aber war bewahrt geblieben, und dieser bestand aus so tapferen sturmerprobten Männern, daß Kaiser Friedrich wohl hoffen durfte, mit ihm eine Welt zu erobern.

Von den Siegen dieses Heeres war aber selbst der edle, stolze Saladin erschreckt. Scheuen Blickes kamen seine Boten und Kundschafter zurück, und erzählten was sie gesehen. Sie erzählten von den Schlachten und Niederlagen des Sultans von Ikonium, von der unwiderstehlichen Stärke dieser Deutschen, von Männern, die ihr Schwert mitten zerspalten, aber sie erzählten auch von ihrer Geduld in Drangsalen, von ihrer Lagerzucht, von ihrem Gehorsam für des Kaisers strenges Gebot, und endlich von diesem selbst, von seinem Alter und seiner Jugendkraft, seiner Weisheit und seinem ehrfurchtgebietenden Antlitz.

Saladin, der gesagt hatte, die Christen möchten kommen, er wollte sie empfangen wie sie es verdienten; er sandte dem Kaiser jetzt eine neue Gesandtschaft zu, eben als das Heer über den Taurus stieg, und ließ ihm sagen, er sei bereit sich seiner Billigkeit zu unterwerfen; möge er als tapferer Mann und Richter sprechen in dieser Sache.

Nun stieg das Heer nach Antiochien nieder, und ein Taumel des Entzückens ergriff alle Herzen, als sie

die ersten christlichen Kreuze am Wege sahen. — Endlich waren sie bei ihren bedrängten Brüdern, welche mit grünen Zweigen, mit Fahnen und Kirchengesängen ihnen entgegenzogen. Ein Jeder hielt das Schwerste für gethan, ein Jeder trug die Siegesgewißheit in der Brust, das machte sie so unbezwingbar.

Nun brach das Heer von Seleucia auf und setzte über den Kalykadnus. Der Strom, von Regengüssen angeschwollen, floß schäumend und wirbelnd in seinem Bett. Die Brücke war eng, der Zug lang. Fuhrwerk und Kranke verstopften den Aus- und Eingang, ärgerlicher Aufenthalt war überall.

Herzog Friedrich drang mit dem ersten Schlachthaufen hinüber, der Kaiser aber weilte und ordnete bei den letzten; sein Auge war überall, und als er zu der Brücke kam und hinüber wollte zu seinem Sohne, konnte er mit seinem Gefolge nicht durch die dicht gedrängte Pilgerschaar.

Ungeduldig und muthig wie er war, warf er einen Blick auf den schnellen Strom, und leitete dann sein Roß das steile Ufer hinunter.

„Halt, Herr, halt!“ rief der Freiherr von Wiesenbach, und Graf Florenz von Holland war noch schneller, denn er spornte sein Roß, daß es dicht bei dem Kaiser war.

„Was wollt Ihr thun, Herr Kaiser?“ sagte er. „Um Gott! hütet Euch, wir kennen das Wasser nicht, es scheint tief und tückisch.“

„Laß meine Zügel los, Graf Florenz,“ erwiderte der Kaiser unwillig. „Soll ich Stunden lang hier warten, bis Platz auf der Brücke wird? Wer mir nicht folgen will, bleibe zurück, ich bin oft schon über bösere

Wasser geschwommen, dies Bad wird kühlend und heilend sein."

Der Graf gehorchte, und das Pferd sprang mit einem weiten Satze in die Fluth. Die Wellen schlugen über ihm zusammen. Es war eine tiefe gefährliche Stelle, und als es sich emporarbeitete, war der Kaiser aus dem Sattel gerissen. — Ein tausendstimmiger Schrei des Entsetzens hallte von beiden Ufern wieder. Man sah das greise Haupt mit dem Helme, man sah eine Hand aus der Fluth ragen, funfzig Ritter stürzten sich in die Wellen, Georg war der Erste darunter. — Er warf sich vom Roß, bewehrt wie er war, tauchte tief nieder, und es währte nicht lange, so hatte er den kostbaren Raub dem Strom entrissen, aber ach! schon war es zu spät. Nur der Leichnam des Gewaltigen lag auf dem Sande des Kalykadnus!

Der Jammer und die Verzweiflung der Christen war, wie alle sagen, die als Augenzeugen dies beschrieben, mit nichts zu vergleichen. Unter Weinen und Wehklagen führten sie den großen Kaiser nach Antiochien, und begruben ihn dort mit Trauer und Festlichkeit. Nun aber zeigte es sich, daß Friedrichs Geist, sein Glück, sein Name allein dies Heer beseelt hatte. — Viele kehrten nach Europa zurück, zerstreuten sich, verkauften ihre Waffen. Die Lagerzucht löste sich auf, die Ordnung verschwand, der Ueberfluß in Antiochien führte zur Völlerei, und diese bewirkte eine Pest, an der der größte Theil des unbezwinglichen Heeres starb. Zehn Tausend nur von Allen konnte Herzog Friedrich nach Accon führen, und dort starb er selbst, dort endete auch der alte betrübte Markward. Als er seinem Pflegling zum letzten Male die Hand drückte, sagte er mit leiser Stimme:

„Du hast nun nichts mehr hier zu thun, Georg, zieh heim und grüße den alten Wolf. — Der Kaiser ist todt, Friedrich von Schwaben, der junge Held, o weh! daß er ihm so bald folgen mußte, sie sind Alle dahin; so begrabe mich denn auch und geh.“ — So starb er und ward begraben.

13.

Jeder weiß, wie unglücklich dieser Zug endete, wie Herzog Leopold von Oesterreich der letzte deutsche Fürst war, der im heiligen Lande focht, und wie er von dem rohen König Richard von England beschimpft wurde. — Die Eroberung von Accon wartete der Ritter vom Borne aber nicht ab; er schloß sich einer Pilgerschaar an, die heimwärts zog, in Tyrus zu Schiffe stieg, und nach mancherlei Irrfahrt und Beschwerde in Venetia landete. Mit anderen zog er dann, als das Frühjahr kam, weiter über die Alpen ins deutsche Land, und endlich näherte er sich den heimathlichen Wäldern, endlich sah er, als die Sonne niedersank, zwischen den Wasserspiegeln der Havel die Thürme des Schlosses aufsteigen, und ein unheimliches banges Gefühl verdrängte alle Freude.

Er kam zurück als ein Ritter und Edler, mit Ruhm bedeckt, und trotz seiner Jugend glänzte die Ehrenkette tapferer Thaten auf seiner Brust. Er hatte nun einen Namen, der größte aller Kaiser hatte ihn hochgeartet und wacker genannt, auch kam er nicht arm zurück, denn er brachte reiches Gut heim und einen Schenkungsbrief, durch welchen er Markwards Erbe war. — Die Hohenstaufen herrschten noch, Kaiser Heinrich, den er in Italien gesehen und gesprochen, hatte ihn hoch belobt und ihm zugesagt, Leute und Land zur Lehn zu geben.

Aber konnte, wenn dies Alles auch in eine Waageschale geworfen wurde, konnte dies die andere emporheben, daß das Zünglein sich zu ihm neigte?

Wie schwer wog die Tochter des Erbgrafen von Dornburg, wie viel schwerer ihres Vaters eiserner Wille?

Unruhigen Herzens ritt Georg weiter, und mit jedem Schritt seines Pferdes ließ er so viel von seinen Hoffnungen zurück, daß fast nichts mehr übrig war, als er an den Weg zum Schlosse gelangte. Unter den alten Weiden hielt er an. Die Bäume, die Blumen und Gräser grüßten ihn als alte Bekannte. Zwei Jahre waren seit dem Tage verlaufen, wo er zum letzten Male sie sah, und sie blühten und grünten wieder wie damals. Leise winkten sie ihm zu, winkten ihn schwankend näher und flüsterten heimliche Worte zu ihm empor. — Er erinnerte sich, wie er hier mit Siegelind gegangen, wie sie dort geruht, wie er am Grabenrand aus dem Schilf ihr die ersten wilden Kinder des Frühlings geholt, und wie aus ihren dankenden Augen die Liebe wunderbar und sehnsuchtsvoll in sein Herz geströmt war. — „Und wo ist sie jetzt?“ rief er klagend. „Ach! Siegelind, unglücklicher bin ich als damals, und zweifelnd steht mein Fuß an deiner Schwelle, zitternd vor dem Urtheil, das vielleicht meiner wartet.“

Die Diener des Ritters kamen mit den beladenen Pferden, und ihnen hatte sich ein alter Reisiger angeschlossen, der in Kappe und Koller von einem Dienstgeschäft zurückkehrte. — Georg wendete sich zu ihm; es war der alte Wolf.

Der Mann nahm seine Mütze ab und grüßte den Fremden. Dämmerung lag unter den Bäumen, Wolfs Auge war blöde geworden, er kannte seinen Pflegling

nicht sogleich, der mit tiefer Stimme sich nach Weg und Herberge erkundigte.

„Ihr wollt uns doch nicht vorüberreiten, edler Herr?“ sprach der Waffenmeister. „Uebel würde das der Graf von Dornburg empfinden.“

„Der Graf wohnt also hier?“ fragte Georg.

„Er wohnt hier seit Jahren,“ fuhr Wolf fort. „Ihr werdet ihm hoch willkommen sein.“

„Glaubst Du das?“ rief der Fremde. Der Ton seiner Stimme drang in Wolfs Herz.

Aber der Ritter trieb sein Pferd vorwärts. Der alte Wappner blieb zurück und schüttelte den ergrauten Kopf. „Wie heißt Euer Herr?“ fragte er. — „Kreuz vom Borne; das ist ein Name, den ich nie gehört habe.“

Nun ritten sie über die Brücke in den Schloßhof. Geschäftige Diener sprangen herbei, Wolf hielt den Bügel des Fremden und sah ihm prüfend in's Gesicht. Er zitterte und wagte nicht zu reden.

Sie gingen in's Thor hinein und stiegen die Stufen aufwärts zu dem Gemach, da schlug der Ritter plötzlich beide Arme um seines Pflegevaters Brust und sagte mit leiser Stimme: „Nun weißt Du wer bei Dir ist, lieber alter Wolf, ich seh Dir's an, Du hast Deinen Sohn erkannt. Doch jetzt geh zum Grafen hinein. Sage ihm, ein Pilgersmann aus dem Morgenlande sei gekommen, er bäte um eine gastliche Stelle.

Einen Augenblick hielt der alte Mann die Hände Georgs fest und schaute ihn mit leuchtenden großen Augen an, dann ging er ohne ein Wort zu erwidern zum Grafen.

Ein edler Herr ist ins Schloß geritten,“ sagte er, ein Pilger, der vom heiligen Grabe kommt.“

„Franz von Eichstädt,“ rief der Schloßherr laut.

„Nein,“ sagte der Waffenmeister, „er nennt sich den Ritter vom Borne und hier ist er selbst.“

Da trat der Pilger herein. Er hatte den Helm abgenommen und kaum hatte er einen Schritt gethan gegen den Grafen, der vom Stuhle aufgestanden ihm entgegen kam, als dieser ihn erkannte. „Georg!“ rief er, „welch Glück Dich wieder zu sehen! diese Freude wiegt vielen Kummer auf. Kommt herbei, kommt Alle herbei!“ Er schlug heftig in die Hände; da öffnete sich das Nebenzimmer, und heraus trat die Gräfin, ihr folgte Johannes, und endlich bleich, doch schön wie sie Georg verlassen — Siegelind.

Als sie auf der Schwelle stand, fiel der letzte Strahl der Abendsonne roth und voll herein. Er fiel auf Georg und umglänzte sein Gesicht, seinen Ritterschmuck und die goldene Kette des Kaisers. — Da hörte man einen lauten Schrei der Freude und der Sehnsucht, und ehe ein Anderer helfen konnte oder hindern, war der Ritter vom Borne bei der sinkenden Gestalt, die er in seinen Armen hielt, sie an sein Herz drückte, ihre Lippen küßte und ihre Thränen von den Augen; denn seiner Liebe schöner Wahnsinn achtete nichts mehr an Sitte und Gesetz der Menschen. Er wunderte sich auch nicht, daß der stolze Graf von Dornburg dazu zu lächeln schien und seinen Arm um seine Hausfrau legte, als sei er beglückt und wohlbefriedigt; auch sah er nicht, daß Johannes die Hände faltete und den Blick gen Himmel hob; er sah allein das blasse, liebliche Gesicht, das erschöpft an dem seinen athmete und weinte, und er sprach mit der Entschlossenheit, die das Selbstbewußtsein giebt: „Geliebte Siegelind, ich habe erfüllt was ich geschwo-

ren. Nun bin ich zurückgekehrt als ein Ritter, der würdig ist, seine Hand nach solchem edlen Preis auszustrecken. Auf meinem Herzen ruht das Kreuz, das Du mir als Amulet mitgegeben. In Treue habe ich es getragen, in allen Gefahren hat es mich stark gemacht und wohl behütet. Der unsterbliche große Kaiser aber hat diese Kette auf meine Brust gehängt, er selbst hat mich und mein Geschlecht gesegnet, dem er den Namen gab. Und dieser Name wurde durch gute Thaten verdient. Hier bin ich nun, hier stehe ich und bekenne meine große Liebe, hier halte ich Dich an meinem Herzen, will man Dich von mir reißen, so muß es an mein Leben gehen."

Da lachte der Graf von Dornburg. „Das ist ein Freiersmann," sprach er, „in der einen Hand hält er die Braut und die andre legt er an sein Schwert und fordert uns zum Kampf heraus. — Nein, Georg, nein edler Ritter vom Borne, so weit soll es nicht kommen. Lege Dein Schwert ab, mein Sohn, und gieb mir die andere Hand, daß ich sie festhalte und Dich segne. — Siegelind ist bleich geworden wie eine Lilie, mache eine Rose aus ihr."

„Jesus, mein Heiland!" rief Georg von der Freude getroffen, „wendet sich so mein Fürchten in Glück?"

„Diesem hier danke vor Allen," sagte der Graf und deutete auf Johannes. „Er vertraute mir die Ursach des Grams, an dem mein Kind krankte. Er und meine Hausfrau, welche Dir immer wohl wollten, brachten es dahin, daß ich ein Gelübde that, ich wollte meine Siegelind nicht verderben ihrer Liebe wegen. Nun bist Du zurückgekehrt als ein Ritter und Edler, so sollst Du

nun auch mein Sohn sein, trotz ihrem frühern Gelöbniß an den Junker von Eichstädt."

„Der sendet Euch seinen letzten Gruß durch mich," sprach Georg. Er erzählte und Alle hörten ihn mit Rührung an, bald aber kehrte die Freude zurück; der Segen der Liebe zog in die Hallen des Schlosses ein wie in die Herzen seiner Bewohner. — Schon am nächsten Tage begannen Siegelinds blasse Wangen sich zu röthen und als nach einem Monate Johannes die Hände des glücklichen Paares in der Burgkapelle vereinte, blühte die schöne Braut wirklich, wie eine Rose blüht. So war denn überall Glück; und dies hat die beiden begleitet durch ein langes, reiches Leben. Auch der Stolz des letzten Grafen von Dornburg war befriedigt durch den Ruhm seines Tochtermanns, von dem bald im Lande weit und breit erzählt wurde. Am glücklichsten aber war der alte Wolf, der nach vielen Jahren noch die Kinder seines Pflegesohns auf seinen Knieen schaukelte und ihnen die Thaten und Schicksale ihrer Eltern erzählte. Denn zahlreich und schön war das Geschlecht Georgs und Siegelinds, der Segen des Kaisers wirkte darin weiter. — Das sind die Herrn vom Borne, geehrt und belobt durch viele Menschenalter und noch immer weiter blühend im reichen Stamm, den Gottes Gnade wachsen läßt auf Erden, wie der große Hohenstaufe es ihnen verheißen. —

VI.

G e d i c h t e.

Von

Eduard Wehrmann.

Lieder aus meinem Lebenslenze.

1.

Der Schnee zerrann, der Lenz erwacht,
Die Erd' schmückt sich mit neuer Pracht;
Die Lerche jubelt in der Luft,
Die Blüthen streuen Balsamduft.
Und ich soll weilen im engen Haus? —
Lieb' Mädel! laß mich, ich muß hinaus! —

O sieh nach jenen Bergen hin,
Wie d'rüber hin die Wolken zieh'n,
Und wie die Knospe kühn verdrängt
Die Hülle, die sie eingeengt.
So drängt's auch mich, hinauszuzieh'n,
Wie Wolken über die Berge hin.

Wie? Thränen in den Äugelein?
Ja, Kind, es muß geschieden sein!
Wie Morgensonne küßt den Thau,
So küss' ich von den Äuglein blau
Die Schmerzensthränen Dir liebend fort,
Zum Troste bleibt Dir der Treue Wort.

Und wenn das Lied der Lerche schweigt,
Dem Herbstessturm der Sommer weicht,
Wenn alle Blätter gelb und fahl,
Kein Blümchen blüht auf Berg und Thal;
Dann kehr' ich wieder, dann bist Du mein,
Schließ' in die Arme mein Bräutchen ein.

2.

Laues Lüftchen sag' mir an:
Wohin wendest Du die Bahn?
Eile hin zu meinem Liebchen,
Weh' durch's Fenster in ihr Stübchen,
Flüstre leise wie ein Kuß
Ihr in's Ohr des Buhlen Gruß.

Bächlein, wohin eilest Du
Immer weiter ohne Ruh?
Fließe hin nach jenem Haine,
Wo sie weilt im Mondenscheine,
Wo die Wehmuthsthräne rinnt;
Sag' ihr: daß ich treu gesinnt.

Vöglein, wohin geht Dein Flug?
Hast noch Zeit für mich genug.
Setz' Dich vor ihr Fenster nieder,
Sing' in's Herz ihr Trosteslieder;
Melde ihr: daß auch mein Herz
Sich verzehrt in Liebesschmerz.

3.

Gerne schau' ich in die Sterne,
Wie sie leuchten hold und mild,
Hell hernieder aus der Ferne
Auf der Erde Nachtgefild.

Zweie such' ich nun vergebens
In des Kummers schwarzer Nacht,
Die mir auf der Fahrt des Lebens
Sonst so wonniglich gelacht,

Die in manchen bittern Leiden
Tröstend mir das Herz erfreut.
Ach! erloschen sind die beiden
Augensterne meiner Maid.

4.

Ich hab' ein treues Liebchen,
Das bleibt mir immer nah';
Wohin ich mich auch wende,
Mein Liebchen ist mit da.

Des Nachts auf weichem Pfühle
Ruh' ich an Liebchens Brust;
Doch stirbt in der Umarmung
Mir jede Lebenslust.

Mein Liebchen ist der Kummer,
Der bleibt mir immer treu,
Geht Nachts mit mir zu Bette,
Wird Morgens wieder neu.

Erst, wenn ich schlafen werde
Im engen, kühlen Grab,
Da ist kein Raum für's Liebchen,
Da läßt es von mir ab.

Der alte Harfner.

„Hier, Knabe! setz' mich nieder, hier an der Gartenthür,
„Der Stein dient mir zum Sitze, warm scheint die Sonne hier.
„Spazieren geh'n vorüber der reichen Leute viel,
„Vielleicht rührt sie mein Elend, vielleicht mein Harfenspiel." —
Der Greis greift in die Saiten, und singt mit mattem Ton
Ein Lied von seinem Grame, von des Erbarmens Lohn,
Singt von gestorb'ner Hoffnung, von Glück, das ihm entschwand,
Und durch die Saiten zittert die schwache dürre Hand.
Wohl Viele geh'n vorüber, doch Keinen rührt sein Schmerz,
Kalt bleibt den Reichen allen bei seiner Noth das Herz.

Der Knabe spricht: „Lass' schweigen den schwermuthsvollen Sang,
„Der macht den reichen Leuten das Herz nur weh' und bang';
„Ein Lied der Freude singe, ein Lied von Lieb' und Lust,
„Das rührt wohl zum Erbarmen der frohen Menschen Brust." —

Und rascher rührt die Saiten der altersschwache Mann,
Aus seinen Glückestagen stimmt er ein Liedlein an,
Singt von der Liebe Freuden mit thränenfeuchtem Blick,
Singt mit gebroch'nem Herzen von Jugendlust und Glück.
Wohl Viele geh'n vorüber und lauschen seinem Lied,
Doch Keiner seinen Säckel zu einer Gabe zieht.

„Wahnwitzig ist der Alte!" — ruft mancher stolze Tropf,
„Ein Lied von Lieb' zu singen mit eisesgrauem Kopf!" —
Da packt den alten Sänger ein schauerlich Gefühl,
Die Knochenfinger stürmen wild durch das Saitenspiel;
Die letzten Kräfte rafft er zusammen noch einmal,
Und singt mit grausen Tönen der Armuth bitt're Qual.
Doch theilnahmslos geh'n Alle vorbei dem Harfenmann,
Ein Jüngling nur tritt leise zum Sänger mild heran.
„Komm mit, ich will Dich führen, wo's keine Armuth giebt,
„Wo Hohe man und Nied're mit gleichem Maße liebt,
„Wo alle Thränen trocknen, die Elend hier erpreßt,
„Und wo Dir keine Sorge die Stirn' mit Angstschweiß näßt." —
Erstaunend blickt der Harfner den bleichen Jüngling an,
So wohl hat keine Stimme ihm jemals noch gethan.
„Ja!" spricht er, „Dir vertrauen will ich mit gläub'gem Sinn,
„Dein Blick kann nimmer trügen! Ich folge, nimm mich hin!" —
Da rauschen laut die Saiten der Harf' im Abendroth.
Der Harfner lag im Arme des bleichen Jünglings — todt.

